

Philosophische Bibliothek
Band 112.

Herders Philosophie.

Ausgewählte Denkmäler aus der Werdezeit der neuen deutschen Bildung.

Herausgegeben
von
Horst Stephan.



Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1906.

Philosophische Bibliothek
Band 112.

Herders Philosophie.

Ausgewählte Denkmäler aus der Werdezeit der neuen deutschen Bildung.

Herausgegeben

von

Horst Stephan.



Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1906.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Saul unter den Propheten? Herder unter den Philosophen? — Wer in eine Geschichte der Philosophie blickt, findet darin wenig genug über Herder. Trotzdem war es ein richtiger Gedanke des Herrn Verlegers, ihm einen Band der Philosophischen Bibliothek zu widmen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnt der philosophische Sinn unserer Gebildeten sich wieder zu heben. Dazu erwacht allmählich die Teilnahme für die Geschichte der deutschen Bildung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Beide Strömungen müssen auf Herders Lebensarbeit führen. Dann aber bedarf es nicht nur der vielen Bücher über Herder, die wir haben, sondern vor allem auch eines kurzen, billigen Abdruckes seiner wichtigsten philosophischen Schriften, soweit sie für ein allgemeines Bildungsinteresse und etwa für akademische Seminare in Betracht kommen. Möge dieser Versuch für sich selber sprechen und an seinem Teile dazu beitragen, daß die Jubiläumsstimmung des Jahres 1903 nicht fruchtlos verglühe!

Herrn Lic. Schiele gebührt mein Dank für guten Rat und freundliches Entgegenkommen in allen wichtigen Fragen. Für bereitwillige Hilfe bei der Korrektur und den Schlußverzeichnissen fühle ich mich meinem lieben Vater und meiner lieben Frau, sowie meinem werten Freunde, Herrn Dr. Friedrich Schulze in Leipzig, von Herzen verpflichtet.

Lic. theol. **Stephan,**
Gymnasialoberlehrer und Privatdozent
in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

1. Die Bedeutung von Herders Philosophie.

Wer in dem logischen und systematischen Zusammenschluß aller Einzelgedanken den einzigen Maßstab der philosophischen Bedeutung eines Mannes erblickt, wer nur solche Männer als Philosophen wertet, die ein weltumspannendes und weltbewegendes System geschmiedet haben, der sollte seine Hand von Herder lassen. Auch die vielfach üblich gewordene Orientierung des philosophischen Urteils an Kant führt hier zu keinem oder einem falschen Ergebnis.

Aber es gibt eine tiefere Art, die Geschichte der Philosophie zu betrachten. Für sie ist der Boden, aus dem eine Blüte erwächst, ebenso wichtig wie diese selbst, das Keimen und Wachsen ebenso wertvoll wie die Frucht. Sie vermag auch der Philosophie Herders gerecht zu werden; denn Herder faßte wie keiner von seinen vielen bedeutenden Zeitgenossen die Stimmungen und Gedanken in sich zusammen, die damals in den führenden Kreisen der deutschen Bildungswelt herrschten; nur dem Kritizismus Kants blieb er völlig fern und fremd. Er konnte es, weil sein Herz einen seltenen Reichtum von Empfindungen barg. Zumal die ästhetische und religiöse Empfindung sind bei ihm, wie allezeit, Hebel der philosophischen Gedanken gewesen. Was in Frankreich ein Montesquieu, Rousseau, Voltaire oder Diderot, in England ein Bacon, Shaftesbury oder Hume erarbeitet hatten, das verschmolz er mit den gewaltigen Anregungen, die in Deutschland allenthalben emporsproßten Der Pietismus war ihm so gut bekannt wie die Aufklärung. An Lessing, Winckelmann und den vorkritischen Kant knüpfte er an, aber auch an Hamann, den nordischen Magus. Die Grundlage seiner philo-

sophischen Bildung ist zweifellos Leibniz, aber nicht der durch Wolff verwässerte, sondern der echte Leibniz. In ihm fand er eine Stütze vor allem für den Zusammenhang von Geist und sinnlicher Natur, für die Betonung der dunklen Seelentiefen; auf ihn konnte er seine lebendige Teilnahme für alles Individuelle, Besondere gründen. Daneben aber entdeckte er Spinoza und sog aus ihm Befriedigung für die Sehnsucht seines Gemüts nach einheitlicher Zusammenfassung des unendlich gegliederten Weltalls. So wurde er unabhängig von Lessing und zugleich mit ihm der Herold jenes neuen deutschen Spinozismus, den man mit ähnlichem Recht oder Unrecht auch nach Leibniz nennen dürfte. Überall konnte er sich einfühlen und so seinen Geist von allen Seiten her bereichern.

Je reicher ein Geist erscheint, desto schwerer wird es ihm, Klarheit und Einheitlichkeit zu erringen oder zu wahren. Herder hat sie weder als Mitgift der Natur empfangen, noch hat er Gelegenheit gefunden, durch innere Arbeit diesen Mangel zu überwinden. Darum sind Zerrissenheit, Gedankensprünge, Widersprüche, unwillkürliche Brücken der bloßen Empfindung über gähnende Abgründe des Denkens hinweg geradezu Kennzeichen seiner Schriften; erst spät in der Zeit der engsten Freundschaft mit Goethe, hat er wenigstens versucht, das zu bessern; völlig geglückt ist es ihm nie. Wir werden das für seine Stimmung und für die Lebensdauer seiner Werke beklagen; aber wenn wir gerecht sein wollen, werden wir anerkennen müssen, daß es eine natürliche Begleiterscheinung seiner gewaltigen Größe ist. Vor allem der Vergleich mit Lessing, Goethe und Kant schadet dem Andenken Herders. Aber Goethe stand auf seinen Schultern, hatte es also leichter, nach dem hohen Ziel formaler Reife zu greifen. Kant war einseitiger, innerlich weniger reich — so konnte er alle Kraft auf die geniale Durchbildung der einen Seite wenden. Für Lessing gilt bis zu einem gewissen Grad dasselbe; zudem hat er mit klarem Bewußtsein umfassende Werke vermieden. Sollte jemand wünschen, daß Herder in der Erkenntnis seiner Schwäche seine größten Pläne als solche mit ins Grab genommen hätte?

So kommt es denn, daß Herders philosophische Bedeutung nicht in einem bestimmten großen Werke gipfelt.

Er hat nur selten im eigentlichen Sinne Philosophisches geschrieben. Dafür hat er auch wenig geschrieben, was nicht irgendwie philosophisch mitbedingt wäre. Jeden Einzelgedanken beleuchtet er von den Mittelpunkten her, die ihm geläufig sind. In alles gießt er die Fülle und Wucht seiner reichen Empfindung. Darum gilt es, den gesamten geistigen Gehalt seines Lebens für die Auswahl und die Beurteilung heranzuziehen. Erst so ergibt sich ein Bild, das ebenso durch seine überall hervortretenden Grundzüge wie durch seine Widersprüche und Unklarheiten die eigentümliche Philosophie des Mannes und seiner Zeit spiegelt.

Aber Herder ist nicht nur als Typus der philosophischen Gesamtstimmung, sondern auch als wirkende Macht von der größten Bedeutung. Wir dürfen ihn als denjenigen Mann betrachten, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die breiteste und tiefste Wirkung entfaltet hat. Im Bunde mit einer Reihe anderer Führer hat er die deutsche Bildung über die Linie der Aufklärung hinausgehoben. Weil er innerlich so reich war, fühlte jeder eine verwandte Saite in ihm klingen und öffnete ihm sein Ohr. Abgesehen davon, daß mannigfaltige persönliche Lebenskräfte von ihm auströmten, die das moderne Lebensideal gerade in seinen besten Seiten verwirklichen halfen, hat er fast jede Wissenschaft befruchtet. Nirgends ganz ein Mann der Zunft, und deshalb von den Zunftgelehrten überall als Dilettant verschrien, konnte er die Fachwissenschaften für einen Augenblick aus ihrer Vereinzelung erheben und durch wechselseitige Berührung lebendiger, fruchtbarer machen. Damit aber strömten auch seine philosophischen Gedanken unwillkürlich nach allen Seiten auf andere über. Theologie, Ästhetik, Geschichtschreibung, Naturwissenschaft — sie alle wissen davon zu erzählen. Sogar die Wissenschaft vom Recht und Staat, die ihm persönlich nur allzu fern lag, konnte reiche Anregung für die Ausbildung ihrer Grundsätze, für die Überwindung des Naturrechts von ihm empfangen.*)

*) Vergleiche z. B. Ehrenberg, Herders Bedeutung für die Rechtswissenschaft (Göttinger Festrede zum 27. I. 1903) oder Gierke, Die historische Rechtsschule und die Germanisten (Gedächtnisrede zur Stiftung der Berliner Universität 1903).

Die Früchte der großen Bewegung des Sturmes und Dranges, die Auswirkungen Goethes, die Romantik sind zu einem guten Teil aus dem Einfluß Herders erwachsen und haben seine Gedanken weiter getragen. Und wenn wir den raschen Übergang der allgemeinen philosophischen Stimmung von dem erst so sieghaft vorwärtsschreitenden Kritizismus zum Idealismus staunend beobachten, so dürfen wir als sicher betrachten, daß da neben andern Keimen auch die Saat Herders einen neuen Frühling und eine Ernte erlebte.

Freilich war die Anregung so vielverzweigt und oft so stimmungsmäßig, daß sie den Empfängern zuweilen gar nicht oder doch nur unklar zum Bewußtsein kam. Sie war selber noch im Fluß und drängte deshalb weiter. War Herder für seine Person zu solchem Fortschritt nicht mehr fähig, so schadete das der Kraft seiner Gedanken nur wenig. Seine Gedanken rissen sich los von seiner Person und trugen seinen Geist weiter ohne seinen Namen. Schon Goethe hat für das Gebiet der Geschichtsphilosophie diese Bemerkung geäußert. Aber sie gilt für alle Gebiete. Daher konnte das Merkwürdige geschehen, daß Herder von denen verlästert wurde, die am meisten von seinen Verdiensten zehrten, vor allem von den Romantikern. Erst allmählich hat das 19. Jahrhundert erkannt, daß es hier einen Fehler wett machen mußte. Je genauer man die Entwicklung untersuchen wird, die das deutsche Geistesleben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts genommen hat, desto mehr wird man auch der Persönlichkeit und der Einwirkung Herders philosophisch ihre Ehre geben; man braucht deshalb nicht ungerecht zu werden gegen den weitaus größeren Meister der Philosophie, neben den sein persönlicher Unstern ihn gestellt hat, gegen Kant.

2. Leben und philosophische Entwicklung Herders.

Ist die vorstehende Charakteristik von Herders Philosophie berechtigt, so müssen wir zunächst einen kurzen Blick auf sein Leben und auf seine philosophische Entwicklung werfen. Die Beziehungen zu Kant sollen dabei nur angedeutet, im einzelnen aber für einen besondern Abschnitt aufgespart werden.

A. Geboren wurde Johann Gottfried Herder am 25. August 1744 in dem ostpreußischen Städtchen Mohrungen. Die kleine Romantik der alten Deutschherrn-Stadt erfüllte seine Phantasie mit bleibenden Bildern. Die ernste Sittenstrenge und Pflichttreue des Vaters — er war Elementarlehrer, Glöckner und Kantor —, die innige Gemütstiefe der Mutter, die ganze schlicht-pietistische Frömmigkeit des Elternhauses gruben sich unauslöschlich in sein Herz. Die Stadtschule gab ihm in harter Zucht eine gute Kenntnis des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen; bei seinem tüchtigen Rektor lernte er besonders über das Neue Testament, Homer, Logik und Dogmatik. In planloser, frühreifer Lernbegier sammelte er alles, was er literarisch fand. Seine Sehnsucht wandte sich dem geistlichen Berufe zu.

Aber wie sollte der arme Knabe seine Sehnsucht befriedigen? Zunächst geriet er in die Knechtschaft des Diakonus Trescho, der ihm für seine Schreiberdienste eine Arbeits- und Schlafstätte gewährte und eine große Bibliothek besaß. Da lernte ein russischer Regimentsarzt, der sein Quartier in Mohrungen hatte, den gequälten Jüngling kennen. Er versprach ihm seine Hilfe, falls er in Königsberg Medizin studieren wolle. So ging Herder im Sommer 62 nach Königsberg. Da er aber bei der ersten Sektion in Ohnmacht fiel, faßte er den kühnsten Entschluß seines Lebens: er ließ sich völlig mittellos als Student der Theologie immatrikulieren.

Es glückte ihm, am Collegium Fridericianum sofort als Inspizient und Lehrer Aufnahme zu finden. Während er sich hier als glänzender Pädagog bewährte, studierte er mit emsigster Mühe Theologie und Philosophie. Er hörte die apologetisch gerichteten Theologen und las daneben eifrig die Erzeugnisse der fortschreitenden wissenschaftlichen Theologie, z. B. eines Ernesti, Semler und J. D. Michaelis. Unter den Philosophen verehrte er weitaus am höchsten Kant, bei dem er Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physikalische Geographie hörte. Von ihm empfing er die Anleitung zum eigenen prüfenden Denken.

Noch tieferen Einfluß aber gewann Hamann auf ihn, der seltsam-geniale Gegner des aufgeklärten Philistertums, das eben damals die vollste Herrschaft über das öffent-

liche Leben Deutschlands zu erobern begann. In ihm erkannte er einen Mann, der die religiöse Tiefe des Vaterhauses mit einer staunenswerten Kenntnis des allgemeinen geistigen Lebens verband. Von ihm konnte er grundlegende Gesichtspunkte lernen, die eine gewisse Ordnung in das wirre Chaos seines Wissens brachten. Hier ging ihm mit Bewußtsein der Sinn auf für die geheimnisvollen Tiefen des Lebens, für ursprüngliche Leidenschaft und Empfindung, für alles Echte und Große, für die Offenbarung Gottes in der Mannigfaltigkeit des natürlichen und geschichtlichen Daseins. Ohne die Errungenschaften der Aufklärung preiszugeben und ohne überall schon die Folgerungen zu ziehen, erhob er sich bereits jetzt grundsätzlich über die Aufklärung und ihre verstandesmäßige, „natürliche“ Begründung der wichtigsten Lebensgebiete. Hamanns Einsichten waren selten mehr als vorüberzuckende Blitze, aus einer neuen Gesamtstimmung geboren; aber sie fanden in dem jungen Herder einen gewaltigen Zündstoff und die Neigung, jeden Geistesblitz durch persönliches und literarisches Wirken in eine dauernde Flamme zu verwandeln.

Auch die besten Männer des Auslands traten in seinen Gesichtskreis. Durch Hume ließ er sich in seiner schon von Kant und Hamann geförderten Abneigung gegen leere metaphysische Spekulationen bestärken. Shaftesbury entzückte ihn durch seine ästhetisierende Betrachtung des Lebens. Vor allem aber begeisterte er sich für Rousseau so stark, daß er im Überschwang ausrief: „Komm, sei mein Führer, Rousseau!“ (Su 29, 265). Zwar ebbte diese Hochflut bald ab (vgl. Lebensbild I, 2, 290; III, 1, 323); aber der Einfluß Rousseaus blieb immerhin auch weiter von großer Bedeutung für Herder.

So verstrichen die Studienjahre. Er wurde als Lehrer berühmt und erhielt Ende 64 einen Ruf an die Rigaer Domschule. Doch ehe wir ihn dorthin begleiten, werfen wir rückschauend einen Blick auf seine bisherige Entwicklung. Schon dem Knaben war die Harmonie des innern und äußern Lebens versagt geblieben. Außen elterliche Armut, harte Schulzucht, unwürdige Sklaverei durch Trescho — innen ein wachsender Reichtum des Wissens und der Empfindung, ein gärender Drang in die Weite,

ein hochgespanntes Gefühl des eigenen Wertes. So prägte sich der Zug zur Bitterkeit und Unzufriedenheit von Anfang an in seine Seele. Nie lernte er der Gegenwart ihre Schönheit abzulauschen; uferlose Zukunftsträume wurden die Welt, in der allein er freudigen Genuß empfand. Auch seine Arbeitsweise empfing schon jetzt ihren Stempel. Seine Kenntnisse waren meist durch den Zufall bedingt. Seine Sehnsucht nach Auswirkung des innern Besitzes blieb ohne methodische Ausprägung in zusammenhängendem Denken und Tun; sie wurde mehr durch instinktiven Drang als durch zielbewußten Willen geleitet. In Königsberg verstärkte sich zunächst sein Selbstgefühl durch die pädagogischen Erfolge sowie durch die Wertschätzung eines Hamann und Kant. Aber gerade die frühe Amtstätigkeit wurde ihm gefährlich. Statt nachträglich eine Zeit der innern Sammlung und der frohen Jugendeindrücke zu genießen, oder etwa unter Leitung Kants eine methodische Verarbeitung der innern Fülle zu lernen, wurde die praktische Verwertung sein sofortiges Ziel; überall mußte er zu Abschlüssen eilen, bevor er mit dem Denken fertig war. Und das in einer Zeit, wo Hamann beständig neue Gärungselemente in seine Seele warf! So blieb seine Erkenntnis wiederum sprunghaft und unsystematisch. Der innere Reichtum vermochte sich nicht den theoretischen Ausdruck zu schaffen, der die Grundlage eines großzügigen und eindrucksvollen Schaffens bildet.

B. In Riga (Ende 64 bis Mai 69) trat der Zwanzigjährige in eine Menge von amtlichen und geselligen Beziehungen. Mit dem Unterricht verband er bald das geistliche Amt. Die Jugend zu lehren, die Erwachsenen in das Verständnis der Bibel und der großen Menschheitsfragen einzuführen, das war seine Freude. Gleichzeitig begann er seine literarische Wirksamkeit, zunächst vor allem auf ästhetischem Gebiete. An Lessing, Winckelmann u. a. anknüpfend, schrieb er außer vielen Kleinigkeiten 67 die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", 69 die „Kritischen Wälder" und sammelte Stoff für weitausschauende Werke. Am meisten auf das philosophische Gebiet führt der Torso eines Denkmals auf Th. Abbt, den 1766 verstorbenen Verkünder einer „menschlichen Philosophie" (68), eine Schrift, die ursprünglich auch das An-

denken eines Theologen und des Ästhetikers A. Baumgarten feiern sollte. Betrachtet man seine philosophischen Ansichten genauer (z. B. in dem Entwurf: „Wie die Wahrheiten der Philosophie zum besten des Volks allgemeiner und nützlicher werden können“, Su. 32, 31 ff.), so findet man als Nachwirkung Kants, Abbts und Rousseaus eine starke Betonung der Psychologie und Anthropologie. Daneben beeinflußte Leibniz ihn mittelbar und unmittelbar aufs stärkste. Als 65 die Nouveaux essais endlich den echten, bisher durch Wolffs Gedanken überwucherten Leibniz kennen lehrten, wird der lese- und neuigkeitshungrige Herder sie rasch verschlungen haben. Sein Sinn für die dunkeln Tiefen des Seelenlebens und für den Zusammenhang des geistigen mit dem natürlichen Leben fand besonders in ihnen eine philosophische Stütze.

So glücklich Herder sich anfangs in Riga gefühlt hatte, auf die Dauer konnte der Verkehr mit dem aufgeklärten kaufmännischen Bürgertum ihm nicht behagen. Dazu traten Peinlichkeiten, die er sich durch unbedachtes literarisches Auftreten zugezogen hatte. Kurz, er verließ Juni 69 die Stadt und das Land. Von aufopferungsvollen Freunden, besonders seinem Verleger Hartknoch, unterstützt, begann er ein geniales Reiseleben. Eine Seefahrt führte ihn nach Frankreich. Er lernte Männer wie Diderot kennen, vor allem aber gegenüber dem abgelebten französischen Wesen sich als Sohn eines jugendlich aufstrebenden Volkes fühlen. Dann kehrte er über Holland, wo ein nächtlicher Schiffbruch seine Phantasie mächtig reizte, nach Deutschland zurück. Wir besitzen ein Erzeugnis dieser Reise, das tiefe Blicke in sein Seelenleben und seine Pläne gestattet: das berühmte Tagebuch. Hier geht er ganz aus sich heraus und enthüllt das allmähliche Wachstum der psychologisch-historischen Betrachtungsweise, deren Durchführung seine bedeutendste Tat werden sollte (Su. 4, 343 ff.). Nach der Rückkehr blieb er mehrere Wochen in Hamburg, vor allem in stetem herzlichen Verkehr mit Lessing; M. Claudius schloß sich ihm hier aufs herzlichste an.

Mitte März bis Herbst 70 stand Herder im Dienste des Lübecker Fürstbischofs; er sollte den sechzehnjährigen Erbprinzen 3 Jahre auf Reisen begleiten. Aber nach dem

Besuch von Kassel, Darmstadt, Straßburg löste er, unwillig über den Einfluß der höfischen Reisebegleiter, das Verhältnis. Trotzdem wurde diese Reise bedeutsam für sein Leben. In Darmstadt hatte er durch eine Predigt seine Braut Karoline Flachsland gewonnen, die treue Gefährtin seines weiteren Lebens. In Straßburg blieb er, um sich eine alte Tränenfistel operieren zu lassen, bis April 71. Zwar die Kur mißlang, und er litt vergebliche Schmerzen. Aber die trüben Monate des Winters wurden eine unerwartete Saatzeit. Goethe, der in Straßburg die Rechte studierte, schloß sich trotz der bösen Laune Herders eng an ihn an und sog, von dem berühmten Manne wenig beachtet, die fruchtbarsten Anregungen aus seinem überlegenen Geiste. Hier wurden die Volkspoesie, Homer, Shakespeare, Ossian seine Götter, er lernte kennen, was wirkliches Genie ist. — Literarische Früchte der Straßburger Zeit waren die Abhandlung*) „Über den Ursprung der Sprache“ (Text S. 1—49; vgl. Nr. 4 der Einl.) und die Aufsätze über Ossian und Shakespeare; doch erschien jene erst 72, diese wurden 73 („Von deutscher Art und Kunst“) veröffentlicht.

C. April 71 zog Herder als Oberpfarrer und Konsistorialrat des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in das Städtchen Bückeburg.**) Welcher Wandel! Ort und Menschen, auch der aufgeklärte militärische Graf, boten ihm abgesehen von der schönen Natur wenig Anregung. Niemand verstand ihn; in seiner Liebe hielt er zögernd zurück; in der Ferne starb ihm die Mutter. Unsäglich litt sein reizbares und durch Erfolge verwöhntes Gemüt. Da rief er doppelt inbrünstig zu seinem Gott empor. Hat Frömmigkeit und Liebe zum Predigeramt ihn auch sonst niemals verlassen***), so verstärkten sie sich jetzt zu besonderer Macht. So wurden die Bückeburger Jahre die

*) Die Sperrung der Titel bedeutet, daß die betr. Schriften hier abgedruckt sind.

**) Zu der hier gegebenen Wertung der Bückeburger Zeit, die von der herrschenden abweicht, vgl. meine am Schluß der Einleitung genannte Schrift darüber.

***) Die Meinung, daß Herder nur infolge einer Ironie des Schicksals Prediger gewesen sei, entstammt nicht einer besondern Kenntnis seines Seelenlebens, sondern den vorgefaßten Stimmungen „liberaler“ Literarhistoriker.

Zeit der religiösen Siedeglut für Herder. Es ergab sich von selbst, nach welcher Seite er sich mit seinem Schrifttum förder wenden mußte. Trotz mancher Verbindung mit Nicolai und andern Führern der Aufklärung hatte er aus seiner eignen brausenden Natur, aus Hamanns Einfluß und seinen ästhetischen Erkenntnissen einen heftigen Widerwillen gegen den Moralismus und Verstandesdünkel der Aufklärung geschöpft. In Bückeburg übertrug er ihn unwillkürlich auf das religiöse Gebiet und wurde dadurch noch mehr als schon Hamann oder der schwärmerische Lavater ein Prophet des neueren Christentums. Förderlich war ihm dabei das seelsorgerliche Verhältnis zu der innig frommen Gräfin Maria, seiner Landesmutter, an der ihm die Gemütskraft des Christentums aufs stärkste zum Bewußtsein kam, und die Wiederanknüpfung des Verkehrs mit Hamann. Auch Lavater trat er, obschon mit sachlicher Kritik, jetzt endlich näher. In wunderbarer Wechselwirkung verbanden sich die verschiedensten Elemente seines Geistes. Da aber die religiöse Empfindung am stärksten war, fiel der Hauptteil seiner Arbeit der Theologie zu; daher ist bei Herder wie bei so vielen andern Führern unsres geistigen Lebens der Fortschritt der Bildung mit theologischer Facharbeit verknüpft.

Im jungen Eheglück — Mai 73 war die Hochzeit — erwuchs ihm die Kraft zu einem nicht abreißenden literarischen Schaffen. Die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ (vor allem der Schöpfungsbericht), die 15 Provinzialblätter an Prediger, die Erläuterungen zum Neuen Testament (auf Grund eines französischen Werkes über den Parsismus) waren die bedeutendsten theologischen Schriften. Gleichzeitig ging die Arbeit auf ästhetischem Gebiete (Volkslieder!) fort, er suchte seine psychologischen Grundanschauungen in der Schrift über das „Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“ zu sammeln (Text S. 50—86), und es entstand der erste Abriß seiner Geschichtsphilosophie: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (im Text S. 87ff.; vgl. Nr. 4 der Einl.). Es ist kein Zufall, daß gerade in der Zeit der religiösen Vertiefung die längst vor seinen Augen schwebende Philosophie der Menschheitsgeschichte Gestalt gewann. Der Sinn für das Individuelle

und das Streben nach zusammenfassender Einheit konnten sich nur so verbinden, daß die Einheit in dem göttlichen Weltplan, in einer Erziehung der Menschen durch Gott, in dem „Gang Gottes über die Nationen" sich darstellte. Der Begriff der geschichtlichen Entwicklung ist aus der religiösen Betrachtung der Geschichte geboren. Freilich vermag Herder seinen Grundgedanken noch nicht völlig zu verwirklichen. Erst in Lessing*) hat der Gedanke von der Erziehung des Menschengeschlechts wenigstens auf dem religiösen Gebiete eine obschon einseitigere Durchführung und damit Verbreitung gewonnen (zwischen 1777 und 80).

Allein die höchste Einheit, die Herders Empfinden und Denken erstrebte, reicht noch weiter: Natur und Geschichte fließen ihm ineinander. Es bildet sich ein Monismus, der das gottbeseelte Weltall als eine zusammenhängende — das Wie bleibt unklar — Stufenfolge von Wesen betrachtet, auf deren Spitze der Mensch mit seinem Gottes- und Selbstbewußtsein steht. In „St. Johanns Nachtstraum" z. B. (Text S. 248—50) löst sich der Dichter fast auf in schwärmender Betrachtung der Natur, aber nur, um zuletzt doch in der Sehnsucht nach liebenden Menschen zu münden und das Naturgefühl in Gottesempfindung zu verklären.

Im Zusammenhang damit empfindet Herder eine wachsende Neigung zu Spinoza. Dessen Philosophie war noch immer in allen Lagern gleich verhaßt. Nur einzelne dachten anders. Edelmann hatte seit 1740 mit der Kritik auch den Monismus Spinozas übernommen. Lorenz Schmidt hatte 1744 unter der Maske einer „Widerlegung der Lehre Spinozas durch den berühmten Philosophen Chr. Wolff" eine gute Übersetzung der Ethik in den Handel gebracht. Mylius, der Verwandte Lessings, hatte 1745 ihn als einen frommen, gründlichen, sittenstrengen Lehrer von den Freidenkern unterschieden und von der „teuren Asche des großen Spinoza" zu sprechen gewagt. Dann hatte die ästhetische Welle wenigstens vielfach den Geschmack an der harmonischen Einheit des spinozistischen Weltbildes

*) Die Anlehnung an Herder ist in dieser Schrift Lessings unleugbar. Vgl. Su. 7, XXVI und E. Schmidts „Lessing" II², 470 ff. Meist wird das Verhältnis umgekehrt.

verbreitet.*) Bekannt ist, daß Lessing bereits seit den sechziger Jahren im εν και παν seine eigne Überzeugung fand. Herder war von Hamann, obwohl auch dieser einen religiösen Monismus pflegte, antispinozistisch beeinflußt. Noch in Riga hatte er das „Monadenpoem“ von Leibniz höher gestellt als Spinozas System (Su. 32, 32). Jetzt aber trat ein Umschwung ein. Er weist die verständnislose Behandlung des Denkers durch Bayle zurück (Su. 6, 440. 45; vgl. 5, 460). Die Ethik empfiehlt er 74 dem Grafen Wilhelm und 75 Gleim. Bei allem Widerwillen gegen die mathematische Form seines Philosophierens stellt er den Philosophen selbst dem Christentum so nah als möglich (Su. 7, 374. 462). Er lobt ihn 75 als den Theologen des Cartesianismus und beweist sogar in der beigefügten Kritik seine Achtung: für Spinoza verschwinde die Individualität neben dem alles bewegenden und denkenden Gotte; er sei so hoch in die Unendlichkeit gestiegen, daß die Einzelheiten ihm verbleichen (Su. 8, 266).

In der Glut der religiösen Empfindung schmelzen die verschiedenen Stücke von Herders philosophischer Überzeugung ineinander Leibnizische Grundbegriffe verbinden sich mit der spinozistischen Stimmung; aus dem Christentum tritt die Lebendigkeit Gottes und die Wertung der Geschichte hinzu. Auch Shaftesburys Einfluß wächst noch weiter; Herder hatte ihn schon 1770 aufs wärmste verteidigt (Lebensbild III, 1, S. 110f.) und verbindet nun (Brief an Gleim 75) seinen Namen eng mit dem Spinozas. So scheint Herders Philosophie eine neue, religiös bedingte Einheit zu gewinnen. Aber sie bleibt auch jetzt in der Tiefe der Empfindung, statt sich in angespannter Denkarbeit und zusammenhängendem Schaffen einen würdigen Ausdruck zu erringen. Der Ärger über andre, zumal über die Aufklärung, ist der Geburtshelfer seiner Werke. Es entsteht nur eine krampfhaft und stoßweise hervortretende Fülle von trefflichen Einzelausführungen statt eines sieghaften Werkes. An den Widersprüchen seiner Gedanken geht er achtlos vorüber; es genügt ihm das Gefühl ihres inneren Zusammenhangs.

---

*) Für die wichtige Neugeburt des Spinozismus fehlen alle Vorstudien.

D. Herder sehnte sich längst nach einem größern und bessern Wirkungskreis. Da verschaffte Goethe ihm den Ruf nach Weimar: am 1. Oktober 76 trat er sein Amt als Generalsuperintendent an. Damit beginnt der letzte große Abschnitt seines Lebens, der gegenüber den früheren eine innere Einheit bildet. Wir können uns hier noch kürzer fassen als bisher; denn für die Philosophie Herders tritt kein neues Element hinzu. Persönlich genießt er mit Frau Karoline und den Kindern ein stetes familiäres Glück. Allein es wird leider ebenso stetig durch Krankheit, durch die Überbürdung mit trockner Bureauarbeit und durch die Schwierigkeiten gestört, die er sich selbst durch seine starre Bitterkeit gegenüber den neuen Verhältnissen bereitet. Daß er in der öffentlichen Meinung und in der Schätzung des Großherzogs hinter seinen früheren Schüler Goethe zurücktreten muß, kann er schwer verwinden. Er strebt, ein eigner Mittelpunkt zu bleiben, vermag aber über den Einfluß Goethes den Sieg nicht zu gewinnen. Zwar an innerer Fülle ist er dem neuen Helden der Zeit ebenbürtig oder überlegen, aber es rächt sich jetzt in furchtbarer Weise, daß er nie gelernt hatte, seinen innern Besitz denkend völlig ineinander zu arbeiten oder gar in adäquate Formen zu prägen.

Immerhin läßt die Weimarer Zeit sich in zwei Teile zerlegen, zwischen denen die italienische Reise steht (88f.). In der ersten Hälfte bewegt Herder sich wenigstens teilweise aufwärts. Je mehr mit der Änderung der Lage die Siedeglut der religiösen Stimmung sich zu dem früheren, seiner Natur angemessenen Grade ermäßigte, desto leichter konnte er sie in Formen niederlegen, die zwar weniger schwungvoll und gewaltig, aber dafür lesbarer waren. So entstanden denn jetzt vor allem zwei theologische Werke, die noch heute gelesen zu werden verdienen: die „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“ (80f.) und „Vom Geist der hebräischen Poesie“ (82f.). Aber auch die ästhetischen Arbeiten nahm er mit neuem Eifer auf (Plastik, Volkslieder). Nachdem er die Studien auf den beiden Einzelgebieten, aus denen er vorzüglich seine tieferen Einsichten geschöpft, zu vorläufigen Abschlüssen gebracht hatte, begann er sein zusammenfassendes Hauptwerk.

Durch die (83) neuangeknüpfte Freundschaft mit

Goethe seelisch und sachlich gefördert, schuf er in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (20 Bücher in vier Teilen: I 84, II 85, III 87, IV 91; Auswahl vgl. S. 107ff.) ein Meisterstück, das in manchem Betracht noch immer unübertroffen dasteht. In doppelter Weise schreitet es über die Linie jenes geschichtsphilosophischen Aufsatzes (74) fort. Es bildet formell etwa mit Goethes gleichzeitigen Schriften den Höhepunkt des damaligen deutschen Schrifttums. Und es läßt ebenso grundsätzlich wie in allen Einzelheiten die früher mehr isoliert betrachteten geschichtlichen Erscheinungen aus dem Boden der großen Welt-, Erd-, Naturentwicklung herauswachsen — es ist die erste wissenschaftliche Anwendung des religiösen, von Leibniz, Spinoza und Shaftesbury befruchteten Monismus in großem Stile, eine wechselseitige Durchdringung natur- und geschichtsphilosophischer Gedanken. Das ist ein Wandel, der sich psychologisch leicht erklärt. In demselben Maße, wie der religiöse Sturm und Drang verkühlte, sank die Bedeutung des geschichtlichen Elements für seine Empfindung; Herder begann wieder an allgemeineren Gedanken und Gefühlen Genüge zu haben. Darum wurde das Band mit Spinoza noch enger. S. 75 unseres Textes und eine briefliche Äußerung von 84 weist darauf hin. In der Freundschaft mit Goethe mußte gerade diese Seite seiner Innenwelt neue Anregung empfangen: seine Aufmerksamkeit wandte sich der Natur zu. Immerhin war Herder viel zu sehr Historiker, als daß die Geschichte dabei hätte aufgesogen werden können. Zwar die Bedeutung der geschichtlichen Persönlichkeit trat immer weiter zurück, aber der allgemeine Begriff der Menschheit, der Humanität, wurde zugleich Krone und Rückgrat der gesamten Natur- und Geschichtsentwicklung. Von jeher ein Lieblingswort Herders, aber mehr als Idealbegriff für alles Wertvolle, was er im Menschen ahnte und wußte, trat die Humanität nun in die Wissenschaft hinein und wurde bei Herders Art dank seiner Unbestimmtheit nur allzu leicht ein Deckmantel für wichtige Lücken des wissenschaftlichen Zusammenhangs.

Blieb demnach in den Fortschritten Herders manche wunde Stelle, so läßt sich vollends nicht verkennen, daß die Ideen in mancher Beziehung hinter die Linie von 74

zurücksanken. Die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts, die damals das oberste Prinzip der geschichtlichen Zusammenfassung gewesen war, bedeutete in ihrer Herderschen, stark immanenten Fassung wenigstens ein Tasten nach dem modernen Entwicklungsbegriff. Herder aber verzichtet nun auf ihre wissenschaftliche Umprägung und behilft sich zu ihrer Ergänzung mit dem Hinweis auf die Ausbildung der doch überall schon vorhandenen Humanität — ein Grundgedanke, der weit unbestimmter ist und Kant zu dem Vorwurf Anlaß gibt, daß bei Herder die eigentliche Vorwärtsbewegung fehle. Im einzelnen steht es ähnlich. Auf religiösem Gebiet zeigt das 17. Buch deutlich das Nachlassen des Verständnisses für fremdgewordne Formen. Aber auch die Beschreibung des Mittelalters kann man kaum ohne schmerzliche Erinnerung an den früheren Aufsatz lesen.

Die religionsphilosophischen Grundsätze dieser großen Jahre faßt das Büchlein über Gott (87; Text S. 177ff.) in angenehmem Plauderton zusammen. Hier setzt Herder sich, so genau als es ihm möglich ist, mit Spinoza sowohl wie Leibniz auseinander, und auch Shaftesburys Geist leuchtet allenthalben hindurch. Was ihm an Spinoza mißfällt, erklärt er zeitgeschichtlich vor allem als Cartesische Schlacke. Ein Hauptmittel, durch das er die starre Ruhe des spinozistischen Monismus zu beleben sucht, ist die Einführung „substantieller Kräfte“; die Welt wird ihm ein System von Kräften, die aus Gott hervorquellen. Die Erklärung Gottes als „Weltseele“ lehnt er ab, obwohl er schon 1770 (Lebensbild III, 1, S. 111), an Shaftesbury anknüpfend, in dem Worte Weltgeist den prächtigsten Namen für Gott erkannt hatte. Das Büchlein war ein Bekenntnis und wurde von Goethe auch für sich in Anspruch genommen. Zugleich aber bildet es ein wichtiges Glied in der Kette der damaligen philosophischen Kämpfe. Abgesehen von vielfacher stiller Polemik gegen Kant, nimmt es Stellung in dem Kampfe, der sich über Lessings Spinozismus erhoben hatte. Herder tritt tapfer neben Lessing; wie dieser verändert er dabei die Meinung des großen Denkers so, daß er eine ganze Fülle von andern philosophischen Gedanken damit verbinden kann. Wieder beweist er, daß seine Größe nicht in scharfer Scheidung und logischem Gedankenbau liegt, sondern in der Fähigkeit,

sich in Fremdes zu versenken und es sich dadurch zu assimilieren.

Die italienische Reise zeigte, wie herb sein Geist wurde, und wie er gerade seine Aufnahmefähigkeit verlor. Unbefriedigt kehrte er heim, um immer unzufriedener zu werden. Als er — vor allem dadurch — Goethe immer mehr an Schiller verlor, wurde er einsam unter den großen Führern des Geistes. Nur für Männer zweiten oder gar dritten Ranges wie Jean Paul, Gleim oder Knebel, blieb er ein Mittelpunkt. Wenn er früher alle Richtungen der Zeit in seinem Geist gesammelt hatte, so verschloß er sich jetzt dem Verständnis der beiden gewaltigen Fortschritte, die sich in Kant und Goethe vollzogen. Daher schritt die Entwicklung an ihm vorüber. Nur im einzelnen vermochte er noch viel Treffliches zu geben. Die „Zerstreuten Blätter“ (85—97), die „Briefe zur Beförderung der Humanität“ (93—97), manche Gedichte und Aufsätze in Schillers Horen nnd Musenalmanach enthielten sogar unvergängliche Perlen. Wenn darunter auch manches Philosophische war (Text S. 252), so handelt es sich dabei doch niemals um neuere oder reichere Gedanken; der philosophische Gehalt seines Innern, oder wenigstens die Fähigkeit ihn weiterzubilden, war erschöpft. Als er sich 1799f. zu der „Metakritik“ und „Kalligone“ aufraffte, da lag der Anlaß in dem Streben, gegen Kants Kritizismus zu kämpfen. Und der Inhalt war der ungewollte Beweis, daß Herder sein Bestes teils schon gesagt hatte, teils nicht zu gestalten wußte. Hier und da stützte er sich sogar auf Männer und Gedanken der Aufklärung, d. h. des Geistes, dessen innere Überwindung seine eigne beste Tat gewesen war. Nur auf dem theologischen Gebiete, das er in den neunziger Jahren mit neuem Eifer betrat, schritt er teilweise noch fort. Zwar fehlt es in den „Christlichen Schriften“ nicht an Merkmalen des Verfalls — z. B. die Selbständigkeit der Religion gegenüber der Sittlichkeit und die Fähigkeit, aus den geschichtlichen Urkunden des Christentums religiöse Kraft zu saugen, sinkt noch weiter —; aber sie geben doch auch treffliche Proben einer religiös und wissenschaftlich gleich würdigen Behandlung biblischer Fragen.

So bietet Herders letzte Zeit ein trübes Bild. In der Würdigung seiner Lebensarbeit bedauern wir es kaum,

ihn schon am 18. Dezember 1803, noch nicht 60 Jahre alt, sterben zu sehen. Für den Mann, dessen Genialität das intuitive Verständnis anderer Zeiten und die Zusammenschmelzung der verschiedensten Entwicklungslinien in eine neue mächtige Einheit gewesen war, bedeutete schon die Verständnislosigkeit gegenüber den neuesten Errungenschaften den Weg zum geistigen Tode. Seine Mängel rächten sich schwer an ihm; freuen wir uns, daß sein Geist, obschon zerteilt, in Goethe, in der Romantik, in dem ganzen deutschen Idealismus und dem geschichtlichen Sinn der Neuzeit weiter lebt.

3. Herders Verhältnis zu Kant.

Mit Unrecht machen viele Philosophen ihr Urteil über Herder durchaus abhängig von seiner Stellung zu Kant. Immerhin ist das Verhältnis zu dem Bahnbrecher der neuen Philosophie so wichtig, daß wir ihm einen besonderen Abschnitt widmen. Da hier nicht der Ort ist, eine selbständige Untersuchung darüber zu schreiben — das Urteil müßte sich in hohem Grade nach der eignen philosophischen Überzeugung richten — so stellen wir wenigstens die wichtigen Aussagen Herders über Kant zusammen und in ihren historischen Zusammenhang hinein.

Das erste, was uns dabei begegnet, ist die Begeisterung des Studenten Herder für seinen akademischen Lehrer Kant. Sie schlägt sich zunächst in Gedichtform nieder. Herder ruft z. B., nachdem er sein Jugendelend beschrieben hat, freudig aus:

„Da kam Apoll, der Gott!
Die Fessel weg! — mein Erdenglück
ward hoch — er gab mir Kant! —“

(Su. 29, 240, Anm. dazu 240 oben.) Er gibt ihm für die Zukunft die Bedeutung, die Kepler für die Gegenwart hat. Sein Name wird „unüberglänzbar“ der Ewigkeit Nacht erleuchten (Su. 29, 241). Einst wird er von dem Vortrag Kants über Zeit und Ewigkeit so gepackt, daß er den Inhalt daheim in — leider verlorene — Verse kleidet, die Kant, durch den Ton an seine Lieblingsdichter Haller und Pope erinnert, am folgenden Morgen seinen Zuhörern vorliest. Wir können uns also Herders Stimmung nicht

warm genug denken, und Kant freute sich lebhaft an dem begeisterten Schüler. Was Herder vor allem fesselte, wird später die Stelle aus den Humanitätsbriefen zeigen. Jedenfalls war es nicht das Streben nach einer sichern Grundlage der menschlichen Erkenntnis; sondern Herder lernte vor allem wie von Hamann oder Rousseau und Hume — in beide hatte erst Kant ihn „eingeweihet“ (Lebensbild I, 2, 193) — so auch von ihm eine starke Abneigung gegen dogmatische Metaphysik, die Betonung der Erfahrung, der Natur, der Menschen und der empirischen Psychologie. Ferner nahm er Kants ästhetische Meinungen in sich auf; die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“, die 1764 erschienen, klingen aus mancher Bemerkung Herders wieder (vgl. Haym I, 40). Wirklicher Kantianer wurde er trotzdem nicht. Zwar die Andeutungen, die er 1800 in der Vorrede zur Kalligone macht, sind zweifellos durch die spätere Stimmung beeinflußt (Su. 22, 12f.), aber wir wissen tatsächlich aus seiner ganzen Art der Lektüre und aus seiner Bearbeitung der gehörten Vorlesungen, daß er auch mit der größten Begeisterung stets eine Kritik verband. Und der oben erwähnte Aufsatz über die Verwertung der Philosophie zum Besten des Volkes (etwa 1764f.) zeigt tatsächlich ein wunderbares Durcheinander von Gedanken Kants, Abbts und Rousseaus.

In Riga und Bückeburg hält die Stimmung zunächst an. Anfangs verkehrt Herder brieflich mit seinem Lehrer. Nachdem die persönliche Verbindung abgerissen ist, empfiehlt er doch dem Grafen Wilhelm von Bückeburg seine Schriften. Freilich Kant wurde durch das Bückeburger Schrifttum Herders mißtrauisch gegen dessen ganze Art. Hamann bat ihn um sein Urteil über die „Älteste Urkunde“, und das Urteil fiel zweifelhaft genug aus. Kant sprach wegen des überlegenen Tones, mit dem Herder die orientalistischen Fachmänner, vor allem J. D. Michaelis, behandelt, von einem „Triumph ohne Sieg“ und fürchtete, daß er bei den Orientalisten nicht durchdringen werde. Die aufgeregte, mehr mit dem Gefühl als mit der Logik arbeitende Schreibart Herders wurde ihm peinlich.

Zehn Jahre später begann auch auf Seite Herders die Wandlung. Zwar besaß er schon seit 1782 die Kritik der reinen Vernunft; aber statt sie gründlich zu studieren, ver-

ließ er sich auf die Berichte Hamanns, die er mit eigenen Erinnerungen verband. Hamann mit seiner ganz anderen Geistesrichtung verstand den Ausgangspunkt des Philosophen nicht, konnte also auch sein Werk nicht würdigen. Er verfaßte 1783f., von Herder aufgemuntert, eine „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft“ (Hamanns Schriften, ed. Roth 7, 1—16 und 8, 330ff.), die er freilich nicht veröffentlichte, sondern Herder übersandte. Er entdeckte in Kants Kritik einerseits das Streben, die Vernunft völlig unabhängig von der Erfahrung und Überlieferung zu machen, d. h. ein Versinken in leeren Formalismus und Wortkram, anderseits betonte er die Sprache als die gegebene Einheit von Sinnlichkeit und Vernunft. Auf Grund dieser Metakritik hat Herder sich sein Urteil gebildet. Freilich ist es fraglich, ob er auf Grund eigener genauer Lektüre zu einem anderen Eindruck gekommen wäre. Fehlte ihm die Sorge um die Sicherheit der Erkenntnis vollständig — wie sollte er da ein Werk und ein Verfahren würdigen, das lediglich dies Ziel verfolgte?

Vielleicht hätte Herder öffentlich mit seinem Urteil teils dank der bleibenden Pietät, teils in dem Bewußtsein des Nichtverstehens ebenso wie Hamann zurückgehalten, wenn nicht persönliche Gereiztheit hinzugetreten wäre. Kant nämlich wendete sich jetzt literarisch gegen ihn. Das Gebiet, auf dem sie zusammenstießen, war die Geschichtsphilosophie, also das ureigenste Gebiet Herders, auf dem er sich mit Recht als Meister fühlte. Hier war er doppelt reizbar. Kant besprach den ersten Teil der „Ideen“ im Januarheft 1785 der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung in unfreundlicher Weise und gab dadurch Veranlassung, auch den im Novemberheft 1784 der Berliner Monatsschrift gedruckten Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ als gegen Herder gerichtet zu deuten. Herder antwortete schwer gekränkt im zweiten Teil der „Ideen“, leider ohne rechtes Verständnis für die Einwendungen Kants (vgl. im Text das 9. Buch), erreichte aber dadurch nur eine wiederum tadelnde Besprechung dieses Teils im Novemberheft der Jenaischen Allg. Literaturzeitung 1785. Die Abhandlungen „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte“ (1786) und „Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philo-

sophie“ (88) wiederholten den scharfen Gegensatz. Im dritten Teil der Ideen (1787) besserte Herder einiges halb instinktiv, kämpfte aber nochmals gegen Kants Angriffe (vgl. im Text die Stellen aus dem 13 und 15. Buch). In dem gleichzeitigen Büchlein über Gott (1787) tadelt er die leere Wortphilosophie Kants, seine Loslösung von aller Erfahrung, seine Leugnung aller Gottesbeweise. Nicht einmal vor Schiller, der ihn damals besuchte, konnte er feindselige Bemerkungen über den Königsberger Denker zurückhalten (Schillers Briefwechsel mit Körner I, 105).

Was wendet Kant wider Herder ein? Zunächst sind es Einzelheiten wie die wissenschaftliche Unmöglichkeit, von dem stufenmäsigen Aufriß der irdischen Geschöpfe auf die Unsterblichkeit des Menschen zu schließen, oder die Unklarheiten seiner Lehre von der genetischen Kraft im Menschen. Aber weiter! Wenn Herder der Weltentwicklung ein System von wirksamen Kräften zu Grunde legt, so nennt Kant das eine ungerechtfertigte dogmatisch-metaphysische Hypothese. Wenn Herder in seinem ziemlich unbestimmten Begriff der Humanität das Ziel der Menschheits- und damit auch der Naturentwicklung aufstellt, so liest Kant daraus nur Verworrenheit und Mangel eines wirklichen Zieles. Er seinerseits zieht mit aller Kraft die Organisation der Menschheit in bürgerlicher Gesellschaft und Staat heran; nur das Gleichgewicht der Staaten verbürgt die Ausbildung der menschlichen Anlagen in Freiheit und Vernunft. Die treibende Kraft des Kantischen Angriffs jedoch dürfte die tiefe Abneigung Kants gegen das gefühlsmäßige Philosophieren Herders, vor allem gegen seine großenteils aus der ästhetischen Empfindung geborene Verschmelzung der Natur- und Geisteswelt gewesen sein. Recht hatte Kant namentlich darin, daß Herder infolge seiner Unklarheit trotz alles genialen Tastens niemals zu einer wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte kommen konnte. Kant besaß die historisch-psychologische Genialität Herders nicht; aber seine scharfe Denkarbeit führte ihn in mancher Beziehung weiter an eine wirkliche Erfassung der historischen Entwicklung heran.

Der eigentliche Kampf stand noch bevor. Herder hatte ihn bisher gemieden, nach einem Briefe an Jacobi (85) aus dankbarer Anhänglichkeit an den früheren Lehrer.

Immer stärker aber nagte an seinem Herzen der große Einfluß, den Kants Philosophie, inzwischen durch die Kritik der praktischen Vernunft (88) und der Urteilskraft (90), sowie durch die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (92f.) verstärkt, auf die jungen Theologen übte. Herder lernte ihn als Examinator zur Genüge kennen. Daher plante er z. B. die Verlegung der philosophischen Studien von der Universität an eine Selecta gymnasii. Aber auch abgesehen davon, war es ihm, dem Feind alles Systematischen, ein Greuel, daß jetzt wieder eine geschlossene Philosophenschule emporstrebte.*) Und Fichtes Idealismus schien seine Anklage auf formalistische Begriffsschematismen zu erhärten. So erklärt es sich, daß er den Krieg zunächst nicht gegen den Meister, sondern gegen die Schüler eröffnete. Das ist der Standpunkt der Humanitätsbriefe. Freilich muß man hier die ursprüngliche Fassung (92) von der gedruckten (95) unterscheiden; in dieser unterdrückt er alles, was er vorher an Polemik geschrieben hatte, vgl. Su. Schlußbericht 18, 574. Zunächst stehe das Bild hier, daß Herder in der gedruckten Fassung von Kant gezeichnet hat (Su. 17, 404).

Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglinges, die wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebauete Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte, und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie, und kam immer zurück auf unbefangene Kenntnis der Natur und auf moralischen Wert des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung, waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorteil, kein Namenehrgeiz hatte je für

*) Wie stark und für andere verderblich die werdende Schule war, zeigt z. B. das Schicksal des Göttingers Feder: weil er Kant widersprach, wurde er von Kollegen und Schülern so verlassen, daß er seine Professur niederlegte und von Göttingen wegzog. (Vgl. seine Selbstbiographie S. 230.)

ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf, und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüt fremde. Dieser Mann, den ich mit größester Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir.

Dazu fügen wir das polemische Stück des früheren Entwurfs (Su. 18, 325—27).

Und nun denken Sie leicht, daß es seine Schuld nicht sei, wenn man seine Philosophie mißbraucht und ihr zum Teil eine andre, ihrem Urheber ganz unähnliche Gestalt gegeben. Ich weiß, in welchem Geist und zu welchem Zweck er seine ersten kleineren Schriften schrieb; dieser Geist hat ihn bei seinen letzten größeren Werken nicht verlassen; davon sind diese Werke selbst Zeugen. Falsch ist es, ganz und gar falsch, daß seine Philosophie von der Erfahrung abziehe, da sie vielmehr auf Erfahrung, wo diese irgend nur stattfinden kann, endlich und sträcklich hinweiset. Falsch ist es, daß er eine Philosophie liebe, die ohne Kenntnis andrer Wissenschaften immer und ewig leeres Stroh drischt; die das tun (welchen Ruhm sie sich auf einige Zeit auch erwerben mögen), sind nicht seiner Art und Gattung. Seine Kritik der reinen Vernunft sollte ein Katarktikon, eine Prüfung (und Reinigung) ihrer Kräfte, eine Bestimmung ihrer Grenzen, eine Reinigung der metaphysischen Tenne, nicht aber zugleich der Inhalt alles menschlischen Wissens und Denkens sein, worüber des Verfassers deutlichste Erklärungen dastehn. Wenn man also den Umriß für die Sache selbst, den Rahmen für das Bild, das Gefäß, dessen Fugen er darleget, für den völligen Inhalt des Gefäßes annimmt, und glaubt, daß man alle Schätze der Erkenntnis hiemit in sich gesammlet habe: welch ein Mißverstand! welch ein Mißbrauch! Kants meiste Schriften sind, wie es ihr Zweck erforderte, als Untersuchungen, als Prüfungen, als Diskurse geschrieben; zu solchem Zweck sind sie selbst schön geschrieben; eine dem Inhalt angemessene Schreibart, eine sehr glückliche, ich möchte sagen, Baumgartensche Bezeichnung der Hauptbegriffe in einer passenden Terminologie; mehr als alles aber der Geist des eignen Denkens, der alles belebet, machen jede Schrift zu einer lebendigen Unterredung, die vom eigentümlichen Gepräge ihres Urhebers, gewiß nicht unangenehm, bezeichnet wird. Wie verwunderte ich mich, da ich las und hörte, daß eine jahrlange Mühe dazu gehöre, sich in diese dicken Bücher, wie eine Motte, nur hineinzulesen, daß der Inhalt dieser Schriften dergestalt schwer zu verstehen, zu umfassen, zu begreifen sei, daß es durchaus kein anderes Mittel gegen den Un- und Mißverstand gebe, als die authentische Erklärung des Autors. Einer der Parteienführer ließ gegen den andern sich mit dem Attestat stempeln, daß Er den Autor recht verstanden habe; und so ward der lichte, helle, sogar oft wortreiche Kant zu unsern Zeiten ein andrer Duns Scotus, nach dessen wahrem Sinn man wie ein Maulwurf graben oder zu ihm selbst wallfahrten mußte. Die Intoleranz endlich, mit welcher diese gestempelten und nichtgestempelten Kantianer von ihrem allgemeinen Tribunal sprachen, verdammten, lobten, verwarfen — sie ist dem gesunden Teil von

Deutschland so verächtlich gewesen, als sie dem toleranten Charakter und überlegenden Wahrheitsinn des Urhebers dieser Philosophie zuwider sein mußte. Eine kritische Philosophie, die durchaus keinen Dogmatismus predigen will, mit Feuer und Schwert, mit Höhnen und Schimpfen einführen wollen, ist der erbärmlichste Despotismus.

Aber was tut dies alles zur reinen Sache des Autors? Hat man nicht mehr Beispiele, daß die — aner jedes Namens ein verhaßtes, verachtetes Volk gewesen oder geworden sind, indeß der Mann, dem sie sich unglücklicher Weise anhängten, gar nicht ihres Sinnes war, und durch sich in bescheidenem, unsterblichem Verdienst glänzte? Sogar geheime Gesellschaften, Geisterseher und Wundertäter bemühten sich für die Kantische Philosophie, weil sie glaubten, daß durch das ihr zugeschriebne Prinzipium eines Glaubens der Konvenienz und eines blinden Gehorsams unter denselben alles gesunde Denken, ihnen zum Vorteil, zerstört werde; ist dies aber Kants Sinn, den ihm auch nur sein ärgster Feind beilegen könnte? Niedrige Parteisucht erklärte sich für oder wider Kant, nachdem hie oder da Stimmen galten, Stimmen entschieden; dies unphilosophische Gezücht geht und gehe unter, indeß Kants eigne Werke bleiben.

Und sie werden bleiben. Ihr Geist, wenn auch in andre Formen gegossen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen siehet man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüter gekommen, nicht nur das Alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie gehet, die eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur- und Völkerrecht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind diese Versuche; sie werden in Tathandlungen greifen und einst, so Gott will, selbst zu angenommenen Maximen werden. Innig wünsche ich also dem (liebens- und) ehrwürdigen Greise, daß er sein grosses Geschäft in heiterer Gesundheit, frisch wie ein Jüngling, vollende.

In den „Christlichen Schriften“ setzt der Vorgang sich fort; vor allem die letzte über „Religion, Lehrmeinungen und Gebräuche“, die als eine Art theologisches Testament Herders gelten kann, streitet heftig wider Kant; und zwar nicht nur gegen die herrschsüchtigen „Lehrlingsenthusiasten“, sondern auch gegen den Meister selbst. Das Streben Kants, seine Religionsphilosophie in die Bibel hinein zu deuten, ärgert ihn schwer. Wenn Kant dabei durchdrang, war die ernste und geniale Bemühung Herders um eine historisch-psychologische Auslegung der Bibel lahm gelegt. Ferner stieß er sich wie Goethe als religiöser Monist an dem radikalen Bösen. Da er die Religion dort, wo er am tiefsten ging, als ein stetes Empfangen aus der gottbeseelten Natur und Geschichte faßte, mußte die Kantische Ableitung der wichtigsten

Glaubensgedanken aus Postulaten der praktischen Vernunft ihm unfromm erscheinen, als Vergöttlichung einer selbstgeschaffenen Idee. Was er früher der Aufklärung vorgeworfen hatte, münzte er jetzt in verschärfter Form auf Kant. Dabei liefen ihm neben trefflichen Erkenntnissen mancherlei grobe Mißverständnisse unter; und das ganze war in einen Ton gekleidet, der jede Verständigung ausschloß.

Das Peinlichste aber leistete Herder an persönlicher Verbitterung und sachlichen Irrtümern in seinen letzten philosophischen Büchern, in der Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft (1799; Su. 21) und der Kalligone (1800; Su. 22). Daß jene sich an Hamanns Schrift anlehnt, zeigt schon der Titel. Trotzdem war es falsch, wenn der Kantianer Rink sie 1800 für ein Plagiat erklärte („Mancherlei zur Geschichte der metakritischen Invasion"). Was Herder geschrieben hatte, entspricht vollständig auch seiner eigenen Stimmung und läßt sich sachlich aus früheren Schriften belegen. Raum und Zeit sind ihm nach wie vor Erfahrungsbegriffe; „Anschauung a priori" bleibt ihm ein leeres Wort, die ganze Kategorienlehre ein Spiel mit inhaltlosen Begriffen usw. Merkwürdig, wie viele Leser das Buch fand; noch im selben Jahre erschien ein zweiter Druck. Die Kalligone richtete sich gegen Kants Kritik der Urteilskraft, gegen seine ästhetische Theorie. Damit kehrte Herder auf das Gebiet zurück, auf dem er einst seinen ersten Ruhm erworben hatte, und auf dem Kants Verfahren verhältnismäßig am wenigsten glücklich war. Hier vertrat Herder vielfach die tiefere Erkenntnis, vor allem über das ästhetische Gefühl, das er bereits nach der Seite der jetzt so viel besprochenen „Einfühlung" ausbildete. Sein Ratgeber war hier wie bei der Metakritik sein treuer Freund Richter (Jean Paul). Und auch hier war die Nachfrage so groß, daß bereits 1801 ein Nachdruck sich lohnte.

Es ist selbstverständlich, daß auch der persönlich gereizte, früh gealterte und sich gegen die Fortschritte des geistigen Lebens verschließende Herder viel Richtiges und Tiefes zu sagen hatte. Aber als Ganzes sind die beiden Schriften verfehlt. Das Gute bleibt so eng mit Mißverständnissen und persönlichen Ausfällen vermengt, daß es

schwer für sich allein zu genießen ist. Wir können nur bedauern, daß er gegen einen so gewaltigen Feind in so unzulänglichen Formen stritt, und daß die Beschreibung seines Verhältnisses zu Kant deshalb mit einem schrillen Mißklang enden muss. Doch soll wenigstens eine Probe seiner Kampfesweise geboten werden. Am besten läßt sich das aus dem Zusammenhange lösen, was er über den Titel von Kants Hauptschrift sagt (Su. 21, 17—21); nach dem einen Beispiel kann jeder sich vorstellen, wie Herder das ganze Werk Stück für Stück zerreißt und die zerrissenen Sätze einzeln zu vernichten sucht.

Kritik der reinen Vernunft; der Titel befremdet. Ein Vermögen der menschlichen Natur kritisiert man nicht; sondern man untersucht, bestimmt, begränzt es, zeigt seinen Gebrauch und Mißbrauch. Künste, Wissenschaften, als Werke der Menschen betrachtet, kritisiert man, entweder in ihnen selbst oder in ihren Hervorbringungen; nicht aber Naturvermögen.*)

Den Schülern des großen Mannes, der eine „Kritik der reinen Vernunft, der Urteilskraft“ u. f. schrieb, ist indes dieser Name so lieb geworden, daß sie nicht nur Kritiken über Natur- und Übernaturvermögen schrieben, sondern sich unterscheidend kritische Philosophen nannten, und alle, wenigstens die höchste Philosophie zuletzt in eine Kritik dieser Vermögen setzten. Diese kritische Philosophie, sagt man, sei die einzig mögliche, die einzig wahre.

Wohlan denn! Eben der ungewohnte Name legt eine größere Pflicht auf. Jeder Richter, er richte Naturvermögen oder Kunstwerke, muß von einem klar Gegebenen ausgehn und nicht ruhen, bis dies Gegebne deutlich bestimmt sei. Er muß nach einem Gesetz richten, dieses in seinen Urteilsgründen deutlich angeben und genau anwenden. Endlich muß sein Urteil selbst klar, gewiß, aus dem Gegebenen nach der ihm gegebenen Norm entsprungen sein; oder es wird geläutert.

Jede Läuterung unterwirft sich denselben Gesetzen; und da der Verfasser der Kritik der reinen Vernunft seine Schrift als das Werk anführt, „welches das reine Vernunftvermögen in seinem ganzen Umfange und Grenzen darstellt“**), so darf und kann es nicht

*) Locke, Leibniz, Hume, Reid u. f. folgten dem Sprachgebrauch, da sie ihre Werke Essay concerning human understanding, Nouveaux Essais sur l'entendement humain, Treatise of human nature u. f. nannten. In andern bestimmteren Sprachen würde der Titel Critica intellectus humani, Critique de la pure raison, Critic on human understanding sogleich einen widrigen Begriff erwecken, da man nur von einem critiqueur sagt: il critique la raison humaine.

**) Proleg. zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Riga 1783. Vorr. S. 14 (IV, 9).

anders als eine Prüfung, d. i. kritisch gelesen werden. Die Anmerkungen, die daher entspringen, können keinen bescheidenern und eigenern Namen als Metakritik, d. i. Kritik der Kritik führen.

Wenn aber Vernunft kritisiert werden soll, von wem kann sie es werden? Nicht anders als von ihr selbst; mithin ist sie Partei und Richter. Und wonach kann sie gerichtet werden? Nicht anders als nach sich selbst; mithin ist sie auch Gesetz und Zeuge. Sofort erblickt man die Schwierigkeit dieses Richteramtes.

Um uns diese zu erleichtern, setzen wir fest:

Erstlich. Von keiner als der menschlichen Vernunft ist hier die Rede. Wir kennen keine andre, besitzen keine andre; in der menschlichen Vernunft eine höhere, allgemeinere als die Menschenvernunft richten, hieße die Vernunft selbst transzendieren.

Zweitens. Menschliche Vernunft können wir zwar in Gedanken und Worten zu einem gewissen Zweck von andern Kräften unsrer Natur sondern, nie aber müssen wir vergessen, daß sie in ihr abgesondert von andern Kräften nicht subsistiere. Es ist dieselbe Seele, die denkt und will, die verstehet und empfindet, die Vernunft übet und begehret. Alle diese Kräfte sind nicht nur im Gebrauch, sondern auch in ihrer Entwicklung, vielleicht auch in ihrem Ursprunge einander so nah, so mitwirkend und verwickelt in einander, daß wir nicht wähnen dürfen, wir haben ein anderes Subjekt genannt, wenn wir eine andere Verrichtung desselben nannten. Mit Namen zimmern wir keine Fächer in unsrer Seele; wir teilen sie nicht ein, sondern bezeichnen ihre Wirkungen, die Anwendung ihrer Kräfte. Die empfindende und sich Bilder erschaffende, die denkende und sich Grundsätze erschaffende Seele sind Ein lebendiges Vermögen in verschiedener Wirkung.

Drittens. Die menschliche Seele denkt mit Worten; sie äußert nicht nur, sondern sie bezeichnet sich selbst auch und ordnet ihre Gedanken mittelst der Sprache. Sprache, sagt Leibniz, ist der Spiegel des menschlichen Verstandes und, wie man kühn hinzusetzen darf, ein Fundbuch seiner Begriffe, ein nicht nur gewohntes, sondern unentbehrliches Werkzeug seiner Vernunft. Mittelst der Sprache lernten wir denken, durch sie sondern wir Begriffe ab und knüpfen sie, oft haufenweise, in einander. An Sachen der reinen oder unreinen Vernunft also muß dieser alte, allgemein gültige und notwendige Zeuge abgehört werden, und nie dürfen wir uns, wenn von einem Begriff die Rede ist, seines Heroldes und Stellvertreters, des ihn bezeichnenden Wortes, schämen. Oft zeigt uns dieses, wie wir zu dem Begriff gelangt sind, was er bedeute, woran es ihm fehle. Konstruiert der Mathematiker seine Begriffe durch Linien, Zahlen, Buchstaben und andre Zeichen, ob er gleich weiß, daß er keinen mathematischen Punkt machen, keine mathematische Linie ziehen könne, und eine Reihe andrer Charaktere von ihm gar willkürlich angenommen sind; wie sollte der Vernunftrichter das Mittel übersehen, durch welches die Vernunft eben ihr Werk hervorbringt, festhält, vollendet? Ein großer Teil der Mißverständnisse, Widersprüche und Ungereimtheiten also, die man der Vernunft zuschreibt, wird wahrscheinlich nicht an ihr, sondern an dem mangel-

haften oder von ihr schlecht gebrauchten Werkzeuge der Sprache liegen, wie das Wort Widersprüche selbst saget.

Glaube niemand, daß die hohe Kritik der reinen Vernunft hiedurch erniedrigt, und die feinste Spekulation zur Grammatik werde. Es wäre gut, wenn sie in allem dies werden könnte; worauf auch Leibniz mit seiner Charakteristik ausging. Dem großen Sprachkenner, Sprachenforscher, Sprachenvergleicher war, wie hundert seiner Bemühungen zeigen, die Bezeichnung unsrer Begriffe in ihren Ableitungen sowohl als Komplikationen die letzte und höchste Philosophie. Auch dem weisen Locke (wie seine Nation ihn ehrenhaft nennet) war das Organon unsrer Vernunft, die Sprache, nicht gleichgültig. Nicht nur das dritte Buch seines bescheiden also genannten Versuchs den menschlichen Verstand betreffend handelt von der Natur, dem Gebrauch, der Bedeutsamkeit der Worte; sondern er bekennet selbst das Mangelhafte seines Versuchs auch deshalb, daß er zu spät an dies unentbehrliche Mittel der menschlichen Erkenntnisse gedacht habe. „Als ich diesen Diskurs über den menschlichen Verstand begann und eine gute Weile nachher, kam mir nicht der mindeste Gedanke bei, daß Worte in Betracht zu ziehen dabei irgend nötig wäre; sobald ich aber die einfachen und die zusammengesetzten Ideen unsres Verstandes durchwandert hatte, und den Umfang sowohl als die Gewißheit unsrer Erkenntnisse zu untersuchen anfing, fand ich eine so nahe Verbindung zwischen Erkenntnissen und Worten, daß, falls man nicht zuvor die Kraft und Bedeutungsart der Worte wohl bemerkte, über menschliches Erkenntnis äußerst weniges klar und behörig gesagt werden könne. Zwar geht dies auf Dinge hinaus; größtenteils aber geschieht es so sehr durch Worte, daß von unsern allgemeinen Begriffen Worte kaum trennbar scheinen.“ So Locke, und ein scharfsehender Sprachforscher seiner Nation hat sogar den Gedanken geäußert, daß der Philosoph seinen Versuch über den menschlichen Verstand lieber einen grammatischen Versuch, einen Traktat über Worte hätte nennen mögen. „Nach Aristoteles Urteil, sagt Scaliger, war Grammatik nicht nur, was kein Gesunder leugnen wird, ein Teil der Philosophie, sondern sie selbst hielt er von der Grammatik untrennbar. Er, Aristoteles, bessert oft, oft untersucht und erklärt er Ausdrücke; oft schaffet er solche. In einem fortgehenden Kommentar war er beflissen, die mancherlei Arten der Bedeutung der Worte uns wissen zu machen u. f.“ — Von Plato ist bekannt, wie hohen Wert er der Sprache beilegte, so daß er, um Begriffe zu erforschen, mehrmals, auch unglücklich, etymologisierte. Die Stoiker desgleichen. Überhaupt drückten die Griechen Vernunft und Rede mit einem Wort aus, λογος.

4. Die Auswahl und Druckform.

Alle irgendwie philosophischen Schriften Herders in das Gedächtnis unserer Zeit zurückzurufen, wäre bei ihrer Menge schwierig und für den vorliegenden Zweck unnötig. Zur Beurteilung seiner philosophischen Bedeutung genügt

eine enge Auswahl. Freilich leidet jede solche Auswahl bei Herder an dem Mißstand, daß er wenig im engeren Sinne Philosophisches geschrieben hat; und was rein philosophisch ist, vor allem die Metakritik und Kalligone, kann wegen seines zugespitzten Inhalts nicht als charakteristisch für seine sonstige Philosophie bezeichnet werden. Die Bedeutung von Herders Philosophie liegt ja überhaupt weniger in neuen Einsichten oder Formulierungen als in ihrer Anwendung auf die wichtigsten Gebiete des Geisteslebens. Vor allem nach drei Richtungen bringt er dadurch gewaltige Fortschritte: auf dem geschichtlichen, religiösen und ästhetischen Gebiete.

Für unsre Auswahl galt es zunächst, die philosophischen Grundlagen seiner Wirksamkeit klarzulegen. Mußten wir auf Metakritik und Kalligone verzichten, ja bemerken, daß Herder in der zweiten Hälfte seines Lebens bei aller formalen Weiterentwicklung inhaltlich etwas verarmt, so empfahlen sich zu diesem Zwecke Jugendschriften. In ihnen tritt Herder am stärksten aus sich heraus und zeigt daher am deutlichsten die innern Triebkräfte seines Schaffens. An erster Stelle (Ia) steht billig die Schrift Über den Ursprung der Sprache, das Erzeugnis der Straßburger Tage. Man hat sie von jeher als einen genialen Wurf empfunden; und diesen Eindruck erweckt sie noch heute, wo ihr sachlicher Inhalt an wichtigen Punkten nicht mehr vor dem Richterstuhl der Wissenschaft Stich hält. Sie bildet die Antwort auf eine Preisfrage der Berliner Akademie und richtet sich gegen die damals herrschende Theorie Süßmilchs. Dieser hatte 1766 eine Schrift herausgegeben, die den Ursprung der Sprache unmittelbar von Gott abzuleiten suchte. Was konnte für Herder, den bei seiner Gesinnung alle „Ursprünge“ mit hoher Teilnahme erfüllten, reizvoller sein, als dem Thema nachzugehen? Wie oft hatte er schon mit Hamann über solche Fragen geredet! Finden sich in früheren Schriften mannigfache Andeutungen darüber, so nahm er nun den Stoff in vollem Umfange auf. Anregungen von Hamann, Rousseau, Leibniz u. a. woben dabei bunt durcheinander; sein Eigentum war das feine Verständnis für die ferne Vorzeit, für das Natürliche und Ursprüngliche. Aus wenigen festen Punkten heraus erwachsen ihm die lebensvollsten Bilder, die dann

der weiteren Erkenntnis dienen. Die Akademie konnte sich trotz seines scharfen Angriffs gegen ihr Mitglied Süßmilch († 67) und trotz ihrer aufklärerischen Stimmung dem Eindruck der Schrift nicht entziehen und krönte sie mit dem Preise. Erschienen ist sie 1772. Die zweite Auflage (89) weist manche Verfeinerung und Glättung auf, doch nicht zum Vorteil des Ganzen. Hier ist die ältere Form abgedruckt, von der die historische Wirkung ausgegangen ist.*)

Da das Hauptmittel, durch das Herder seine Erfolge erringt, sein psychologisches Verfahren ist, folgt (unter b) sein Aufsatz über das Erkennen und Empfinden. Die Berliner Akademie hatte für 1774 unter dem Einflusse Sulzers dies Thema gestellt. Herder behandelte es ohne viel Rücksicht auf die beigegebene Erklärung. Seine Arbeit wurde so wenig als eine andere gekrönt; vielmehr wurde eine Neubearbeitung für das nächste Jahr von den Bewerbern gefordert. Er knüpfte nunmehr stärker an Sulzers Meinungen an, um von ihnen aus zu seinem Standpunkt vorzudringen. Aber vergeblich; Eberhard erhielt den Preis. Nun arbeitete er die Schrift abermals um und gab sie selbständig 1778 heraus. In dieser Form liegt sie unserm Text zu Grunde. Überall erkennt man die Schulung des Verfassers an dem echten Leibniz; aber überall poetisiert er dessen Meinung, trägt er religiöse, ästhetische, spinozistische Züge hinzu, streift er das metaphysische Gewand ab zu Gunsten der inzwischen aufgekommenen physiologischen Behandlungsweise (A. v. Haller). So entsteht ein eigenartiges, echt Herdersches Ganzes, natürlich ohne jede schulgerechte Durchführung.

*) Wie hoch man heute wieder vielfach über Herder denkt, zeigt das Urteil Wundts über diese Schrift (Völkerpsychologie I B., 2. T., S. 589. Leipzig, 1900): Hier „weht vielleicht mehr als in den meisten späteren Werken über den gleichen Gegenstand der Geist heutiger Psychologie, das Streben, das den wahren Philosophen kennzeichnet, sich selbst ganz zu versenken in die Vorstellungen und Gefühle des Handelnden, nicht diesem die eigenen Meinungen und Reflexionen unterzuschieben. Was Spätere in gleichem Sinne geleistet haben, das ist daher bestenfalls doch nur eine nähere Ausführung der Gedanken Herders geblieben“ (z. B. bei Humboldt und Steinthal). Die verschiednen Hypothesen über das Thema vgl. bei Steinthal: Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens. 4. Aufl. 1888. Außerdem S. XLIV.

Neben diese grundlegenden Schriften tritt nun die Anwendung auf die wichtigsten Sondergebiete. An der Spitze steht billig (II) die Geschichtsphilosophie, der sein Sinnen und Denken von Jugend auf galt. Stünde mehr Raum zur Verfügung, so könnten die ersten Schriften Herders eine Fülle schöner Stellen bieten, die das Keimen des Neuen offenbaren; und spätere Schriften, etwa die Humanitätsbriefe, würden die interessante Anwendung seines geschichtsphilosophischen Denkens auf die neuere Zeit beleuchten. So aber begnügen wir uns (a) mit einzelnen Proben aus dem geschichtsphilosophischen Aufsatz von 1774. Wie das theologische Schrifttum der Bückeburger Jahre, so wütet auch er gegen die Aufklärung. Ihrem Gegenwarts- und Verstandesstolz gegenüber möchte er die Geschichte als das eigentlich Gegebene, Sichre, uns selbst Bedingende und Wertvolle erweisen. Er selbst bleibt stets soweit davon entfernt, in der Gegenwart einen besondern Gipfel zu schätzen, daß er geradezu den Faden verliert, an dem er die Stufenfolge der Zeiten aufreihen könnte. Jede Zeit fast und jeder Zustand ist ihm in sich berechtigt. Wir sahen oben, wie er nur von religiösen Gesichtspunkten her einen Zusammenhang findet: in der Leitung, Erziehung und Offenbarung Gottes. Die Perioden der Geschichte werden ihm dadurch zu Lebensaltern der Menschheit: die patriarchalisch geleitete Kindheit liegt im fernen Osten; in Ägypten lernt der Knabe Ordnung, Fleiß und Bürgersinn, in Phönizien dann das Wandern; die Griechen bringen das schöne Jünglingsalter der Menschheit herauf, in den Römern erstarkt sie zum Manne. Weiter kann die spielende Analogie ihn nicht tragen. Wir haben drei praktische Beispiele aus seiner Geschichtsbetrachtung gewählt, die seine Genialität am besten erweisen. In der Darstellung der ägyptischen Kunst schwingt er sich hoch selbst über den großen Kunsthistoriker des Altertums, über Winckelmann. Beim Mittelalter übertrifft er sich selbst so mächtig, daß er später von dieser Höhe zurücksinken muß. Bei der Reformation, zumal Luther, führt er die Würdigung weiter, die er von Hamann und Lessing überkommen hatte. Ein letzter Abschnitt stellt allgemeine Bemerkungen zusammen und zeigt die unendliche Überlegenheit Herders gegenüber aufgeklärten Geschichtsphilosophen (J. Iselin)

und Rousseauscher Verzweiflung an der Kultur. — Wer die Auswahl liest, dem wird ohne weiteres die Erkenntnis kommen, daß dieser vergessene Aufsatz für die Geschichte der deutschen Geschichtschreibung in manchem Betracht mehr bedeutet als selbst das viel gelesene Hauptwerk Herders, die Ideen.

Bei den Ideen (II b) schien es zunächst nötig, durch Vorrede und Inhaltsübersicht einen Gesamteindruck zu wecken. In der eigentlichen Auswahl galt es, vor allem die Abschnitte zu geben, die philosophisch sind. D. h. es mußten die Gesetze, die Herder aus der Geschichte herausliest, bezw. in die Geschichte hineindeutet, in erster Linie hervortreten. Was Herder über die Zeiten, Völker und Personen im einzelnen sagt, ist zumeist sachlich veraltet. Interessant wäre es, die Paralleltexte zu den abgedruckten Stücken des geschichtsphilosophischen Aufsatzes zu vergleichen. Doch führt Herder diese Stellen so weit aus, daß sie unverhältnismäßig viel Raum erfordern würden. Ich begnüge mich deshalb mit diesem Hinweis und der Hoffnung, daß gerade die Ideen am ehesten in den Bibliotheken gebildeter Familien zu finden sind. An drei Stellen aber konnte ich auf Einzelbeispiele nicht verzichten. Herders Schilderung vom Griechentum ist so berühmt und hat so viel gewirkt, daß wenigstens die Schlußbetrachtung (13, VII) ein Recht auf Berücksichtigung hat. Das kurze Bild Jesu in der Einleitung des 17. Buches dient vorzüglich dazu, die eigentümlich Herderische Verbindung zwischen allgemeinen sittlich-religiösen Gedanken und dem geschichtlichen Inhalt des Christentums, anderseits den weiten Abstand der späteren Zeit Herders (erschien 1791!) von der Bückeburger gerade in dieser Frage zu zeigen. Endlich soll die kurze Schlußcharakteristik des Mittelalters (19, VI und 20, VII) wenigstens zu dem Vergleiche mit dem geschichtsphilosophischen Aufsatze von 1774 anleiten.

Die zweite Ausstrahlung des Herderschen Empfindens und Denkens ist die Religionsphilosophie. Hier konnte kein Zweifel über die Auswahl entstehen. So viel auch Herder in früheren Jahren über dies Thema gefühlt, gedacht und geschrieben, so viel er auch in seine theologischen Werke religionsphilosophische Bemerkungen eingeflochten hatte, eine besondere Schrift darüber erwuchs ihm erst in

Weimar, aus der Zeit der innigsten Freundschaft mit Goethe heraus: Die Gespräche über Gott (III a). Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß dies Büchlein nur eine Seite seiner Religionsphilosophie spiegelt: die monistische, die eigentümlich spinozistische Überkleidung seiner ursprünglich mehr leibnizischen Überzeugung. Es ist das Bekenntnis des gesamten Goetheschen Kreises; es half die Brücke zur Naturphilosophie Schellings bauen; und noch heute würde es vielleicht am ehesten von manchen Kreisen unserer Gebildeten nachgesprochen werden können. Was hier fehlt, ist die Verbindung mit der Geschichte; sie muß aus den historischen, zumal aus den früheren, Schriften ergänzt werden. Darum ärgerte Hamann sich ebensosehr daran, wie Goethe daraus Erbauung schöpfte. Eine volle Harmonie der beiden Seiten und der verschiednen Lebensperioden wird sich bei dem ganzen Charakter Herders schwerlich herstellen lassen. Abgedruckt ist die erste Ausgabe; die zweite (1799) rückte etwas näher an Jacobi heran, kämpfte noch schärfer gegen Kant und fügte an den Schluß eine Übersetzung von Shaftesburys Naturhymnus, so daß nun wirklich das Dreigestirn Spinoza, Leibniz, Shaftesbury über einem Buche leuchtete.

Eine besondere Stelle verdient hier die religionsphilosophische Lyrik (IIIb). Sie wird noch immer zu wenig beachtet. Die beiden ersten von Herder nicht veröffentlichten Stücke beweisen, wie stark Herder schon in den Bückeburger Tagen zu einem religiösen Monismus drängte. Die spätern dürfen auch poetisch unter den besten Erzeugnissen jener Zeit stehen; sie bilden interessante Seitenstücke zu Schillers Art der philosophischen Lyrik. Alle aber zeigen deutlich, daß die ästhetische neben der religiösen Empfindung von außerordentlicher Bedeutung für Herders Weltanschauung ist.

An dritter Stelle müßte die Ästhetik Herders folgen. Allein sie ist für die Geschichte jener Zeit so wichtig, daß sie sich unmöglich mit einem kurzen Auszug erledigen läßt. Sie wird abgesondert erscheinen, und zwar so, daß sie das zu einem wirklichen Bilde ergänzt, was unsre höhern Schulen über die Ästhetik Winckelmanns, Lessings, Schillers und Goethes zu bieten pflegen. Als Abschlagszahlung mögen inzwischen die ästhetischen Stellen der ersten beiden

Abhandlungen und die Charakteristik der ägyptischen Kunst (in IIa) hingenommen werden.

Endlich der Anhang vereinigt eine Reihe von Stellen, die Bedeutung für das Emporwachsen der modernen Lebensbetrachtung besitzen. Herders Schrifttum bietet keinen Anlaß, einen besondern Abschnitt über seine Ethik auszusondern. Alles Ethische gründet sich bei ihm auf religiöse oder ästhetische Empfindungen. Wohl aber ist es wichtig zu beobachten, wie er das neue, moderne Lebensideal entwickelt. Man kann Klopstock, Lessing und Herder als die ersten modernen Menschen großen Stils bezeichnen. Praktisch hatte man bereits seit der Mitte des Jahrhunderts allerlei wichtige Ansätze. Aber die Theorie dazu fehlte. Gab es in Frankreich die des Salon-Freidenkers, so ließ sie sich für das deutsche, höher strebende Geistesleben doch keinesfalls so übernehmen. Wirkliche Dienste leistete höchstens England in dem ästhetisch gefaßten Persönlichkeitsideale Shaftesburys. Es ist für Herder zweifellos bedeutsam gewesen. Doch er strebte nach einer volleren, tieferen Begründung, wie nur seine Frömmigkeit sie ihm geben konnte. Darum stellen seine Erörterungen darüber sich meist in religiösem Zusammenhang ein. Zwar auch die Psychologie (z. B. im Text S. 73. 79 f.) kann ihn dahin führen, und die Geschichtsphilosophie entnimmt ihre Maßstäbe dem Ideal der Humanität; aber gerade auch da läßt der religiöse Einschlag sich nicht verkennen. Darum werden wir von vornherein in den Predigten den besten Stoff dazu vermuten; nennt doch schon in Riga ein Brief an Kant als den Hauptinhalt seiner Predigten: Philosophie der Menschheit! Auf Stellen aus der Weimarer Zeit Herders habe ich verzichtet, weil hier sein Lebensideal genügend aus den Ideen und dem religionsphilosophischen Teil erhellt. Infolgedessen erhalten die für Herder und die Entwicklung der deutschen Bildung so wichtigen Bückeburger Jahre wenigstens nachträglich einen Ersatz, nachdem sie bei dem religionsphilosophischen Abschnitt fast leer ausgegangen waren. Nr. 1 zeigt den Zusammenhang des Menschenlebens mit der Natur, veredelt durch die Religion. Nr. 2 behauptet die Einheit und Harmonie des Einzellebens. Nr. 3 fordert die Ausbildung der gottgegebenen Anlagen. Nr. 4 predigt den Individualismus, in e sogar

für das geistliche Amt. In Nr. 5 (wie schon 4e aus den Provinzialblättern) zeigt Herder mit ziemlich sprunghaften Worten, wie der einzelne in einem gewaltigen geschichtlichen Zusammenhang steht, von dem er sich nicht willkürlich lösen kann. Damit haben wir die Punkte beisammen, die Herders Lebensideal bestimmen; es ist bezeichnend, daß dabei das rücksichtslose Streben nach Wahrheit und Erkenntnis fehlt, das sich etwa in Lessing äußert.

Die Verzeichnisse der vorkommenden Namen, Begriffe und Sachen machen bei Herder infolge seiner unbestimmten, kombinationsreichen, in tausend Farben spielenden, poetischen Schreibweise und seiner Gedankensprünge besondere Mühe, sind aber deshalb auch besonders nötig. Eine Reihe wichtiger Begriffe ist mit Gruppierung und kurzer Skizzierung der Stellen ausgestattet worden; die Durchführung dieser nützlichen Methode würde ein neues Buch erfordern. Im allgemeinen konnten nur die Stellen aufgenommen werden, wo die Begriffe wörtlich vorkommen (sachlich ähnliche Stellen sind in besonders wichtigen Fällen beigefügt); man muß also stets die Synonyma suchen. Doch ist auch so die Lektüre des Verzeichnisses lehrreich; z. B. zeichnet schon die Menge der mit „Menschen" — oder „Ur" — zusammengesetzten Worte bedeutungsvolle Züge in das Bild von Herders Sprache und Philosophie. —

Noch fordert die Druckform ein besonderes Wort. Da es an diesem Orte nicht auf literarische Buchstabentreue ankommt, konnte der praktische Zweck entscheiden. Um die Lektüre möglichst flüssig zu machen, ist die moderne Orthographie angewendet. Dagegen ist die Herdersche Wortbildung und Syntax überall beibehalten, weil häufig der Rhythmus oder die Klangfarbe der Rede von ihr bedingt ist; die schwierige Grenzlinie gegenüber der Orthographie mußte gelegentlich durch Willkür oder Kompromiß festgelegt werden. Einen Kompromiß stellt auch die Interpunktion dar. Sie nähert sich der modernen Regelmäßigkeit, ohne gänzlich die charakteristische und oft treffliche Art Herders preiszugeben. — Nachweise über die einzelnen Quellen des Drucks und Angabe der fehlenden, aber für das Verständnis nötigen Zusammenhänge enthalten die „Erläuterungen" am Schlusse des Buches.

5. Literatur und Kürzungen.

Um Herder soviel als möglich selbst reden zu lassen, ist Einleitung und Gebrauchsapparat auf das beschränkt worden, was unbedingt für das Verständnis der Hauptsachen nötig schien. Desto stärker gilt es zu betonen, daß ein genaues Studium Herders starke Kenntnisse über die Geschichte des 18. Jahrhunderts erfordert. So möge denn in der Einleitung auch manches von der Literatur Platz finden, das den Leser weiter zu leiten vermag.

An erster Stelle stehe die kritische Gesamtausgabe von Suphan (Abkürzung: Su.) mit ihren trefflichen Paralleltexten, Vorberichten, Schlußberichten und Anmerkungen, aus denen ich vieles übernehmen konnte. Alle früheren Ausgaben sind durch sie gründlich veraltet. Da sie leider noch immer nicht vollständig ist, mußten an einem Punkte, bei den zehn letzten Büchern der „Ideen“, andere Ausgaben herangezogen werden (vgl. die Erläuterungen zu den betr. Seiten).

Nächst den Werken sind die Briefe und frühesten biographischen Aufzeichnungen von Wert. Zunächst die „Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders“, gesammelt von seiner Frau (1820. In der Cottaschen Ausgabe der Werke B. 16 f. — Kürzung: Erinnerungen). Ferner: J. G. von Herders Lebensbild, herausgeg. von E. G. von Herder (Erlangen 1846. — Kürzung: Lebensbild); Aus Herder Nachlaß (Frankfurt 1856 f.); Von und an Herder (Leipzig 1862); Herders Briefe an Hamann (Berlin 1889); Herders Reise nach Italien (Gießen 1859).

Ausgewählte Stücke aus Herders Schriften sind vielfach veröffentlicht worden. Für Leser, die zu unserer philosophischen Auswahl gute Ergänzungen suchen, empfiehlt sich die zehnbändige in Kürschners Nationalliteratur, teilweise trefflich und tiefgründig erklärt von Kühnemann (s. unten), Lambel und Heinrich Meyer. Nur halb so teuer (10 Mk.) und in den Einleitungen mehr populär, obwohl sachlich ausgezeichnet, ist die fünfbändige Ausgabe von Th. Matthias im Bibliographischen Institut. Sie enthält nur für einige Stücke der Ideen und für einige Gedichte Dubletten zu unserer Ausgabe; besonders bei den

Ideen habe ich sie mehrfach dankbar benutzt. Die meisten poetischen Gaben Herders (Cid, Legenden, Stimmen der Völker) und die schönen Schulreden stehen auch bei Reclam. Interessante und anziehende Proben aus den verschiedensten Werken Herders, besonders auf ästhetischem Gebiete, finden sich billig und mit guten Erklärungen in dem 9. Bändchen von Dürrs „Deutscher Bibliothek“, das ebenfalls Kühnemann herausgegeben hat (Leipzig 1904).

Von den Bearbeitungen Herders sind vor allem unentbehrlich die Werke Hayms und Kühnemanns. Jener hat Leben und Schaffen seines Helden und der Umwelt mit einer sachlichen Kenntnis und formellen Meisterschaft dargestellt, die erstaunlich sind: R. Haym. Herder nach seinem Leben und seinen Werken. I. 1877, II. 1885. Ein treffliches Schlußverzeichnis macht das umfangreiche Werk auch für Einzelheiten leicht brauchbar (Abkürzung: Haym). Für die Gesamtauffassung Herders, zumal für den geistig-sittlichen Gehalt seines Lebens hat das meiste Kühnemann getan. Den Grund dazu legte er in dem Buche: Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung. Ein Beitrag zur Begründung der Biologie des Geistes, 1893. In biographischer Form gibt er die Hauptzüge davon wieder in: Herders Leben, 1895. Ferner kommen für Einzelgebiete, besonders für das Verhältnis zu Kant, in Betracht: seine ausführlichen Einleitungen zu den Humanitätsbriefen und zu den Ideen (Kürschners deutsche Nationalliteratur) sowie sein Aufsatz: Herders letzter Kampf gegen Kant (Studien zur Literaturgeschichte. M. Bernays gewidmet. 1893). Ihm wie Haym und Suphan bin ich zu größtem Danke verpflichtet. Daß ich seine Meinungen nicht überall teile, z. B. nicht in der Wertung des religiösen Elements, werden Fachmänner bald erkennen; meine Ansichten genauer zu begründen, ist hier nicht der Ort. — Eine ansprechende, schlichte Biographie ohne viel Eingehen auf den geistigen Gehalt von Herders Schaffen gibt Bürkner (1904) in der Sammlung der „Geisteshelden“. Mit einseitiger Übertreibung bespricht L. Keller eine meist unterschätzte Frage: Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus (Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. 12. Jahrg., 1. Stück).

Die fachmäßige Geschichte der Philosophie hat

Herder bisher etwas stiefmütterlich behandelt. Meist (z. B. von J. E. Erdmann und R. Falckenberg) wird er mit Hamann und J. H. Jacobi zusammen als Vertreter der Glaubensphilosophie in Gegensatz zu Kant gestellt. Nach allem, was wir bisher gesagt haben, kann eine solche Behandlung unter wesentlich erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten ihm nicht gerecht werden. Fruchtbarer ist die Gruppierung Windelbands, der in seiner „Geschichte der Philosophie" (1892) die Stellung Herders zu den verschiedenen Problemen an getrennten Orten skizziert, und in seiner „Geschichte der neueren Philosophie" (I^2, 1899, S. 581 ff.) Herder vorzüglich im Verhältnis zur Aufklärung bespricht. Kuno Fischer zeigt vor allem den Zusammenhang mit Leibniz (Geschichte der neuern Philosophie. III. B.[4], 1902, S. 681 ff.). Ist das an sich geschichtlich wohl der beste Ausgangspunkt, so verschiebt anderseits Fischer den Standpunkt Herders merkwürdig, indem er ihn vor Hamann behandelt. Monographisch ist die Philosophie Herders am ausführlichsten behandelt worden von Witte (Die Philosophie unsrer Dichterheroen. I. B., Lessing und Herder, 1880) und von Kronenberg (Herders Philosophie. 1889). Ihre Bücher bieten eine umsichtige Zusammenstellung, scheinen mir aber die schwersten Probleme noch nicht zu erledigen.

Im übrigen ist an philosophischer Literatur zu nennen die lehrreiche Überschau von P. Barth: Zu Herders 100. Todestag (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie, B. 27, 1903, S. 429 ff.) und der Aufsatz von H. Götz: War Herder ein Vorgänger Darwins? (in derselben Zeitschrift, 26. Jahrg.). Für das Verhältnis zu Kant kommt hauptsächlich noch in Betracht ein Aufsatz von Suphan „Herder als Schüler Kants" (Zeitschrift f. deutsche Philologie, IV. B., 1873, S. 225 ff.) und die Abhandlung von Pfleiderer „Herder und Kant" (Jahrbücher f. protestantische Theologie I, 1875, S. 636 ff.), sowie Jacoby „Herders Kalligone und ihr Verhältnis zu Kants Kritik der Urteilskraft" (erscheint bei Dürr, Leipzig). Gesichtspunkte im weitesten Sinne zur Beurteilung des Problems findet man z. B. bei Dilthey, Der entwicklungsgeschichtliche Pantheismus nach seinem Zusammenhang mit den älteren pantheistischen Systemen (Archiv f. Philos.,

I. Abt., 13. B., 307 ff.) oder Lamprecht, Herder und Kant als Theoretiker der Geschichtswissenschaft (Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik. 3. Folge, B. XIV, 161 ff.). Speziell für Herders Geschichtsphilosophie sei verwiesen auf Buchholz, Ursprung und Wesen der modernen Geschichtsauffassung (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, II. 1889) und auf die üblichen Lehrbücher über Geschichte oder Methode der Geschichtswissenschaft. Zur Sprachphilosophie vgl. Lauchert „Die Anschauungen Herders über den Ursprung der Sprache" (Euphorion 1894); neuerdings ist die Literatur am besten gesammelt bei Unger „Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhang seines Denkens" (1905). Die Literatur zu seiner Ästhetik wird in dem ästhetischen Sonderbändchen genannt werden. Sie geht großenteils von dem noch immer führenden Werke Hettners aus (Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. III. 1869); dieser aber wird den tiefsten Triebkräften Herders gerade auf dem Gebiete der Welt- und Lebensanschauung nicht ganz gerecht.

Die Literatur über Herders Religion und Theologie ist ziemlich reich. Das gesamte Gebiet wird behandelt von Werner: Herder als Theologe, 1871. Leider fehlen bei ihm die genauen Verweise und die zeitgeschichtlichen Bedingungen. Kritischer als er stellen sich zur Religion Herders die drei Schriften von Baumgarten: Herders Anlage und Bildungsgang zum Prediger (1888); Herders Stellung zum Rationalismus (Deutsch-evang. Blätter, 1889); Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart (1905). Vor allem psychologisch untersucht Wielandt „Herders Theorie von der Religion und den religiösen Vorstellungen" (1904). Göbel stellt nebeneinander „Herder und Schleiermachers Reden über die Religion" (1904). Ich selbst habe mit eingehender Berücksichtigung der zeitgeschichtlichen und biographischen Bedingungen die Bückeburger Periode behandelt und ihre Bedeutung sowohl für Herders Entwicklung wie für die Geschichte des neueren Christentums klarzulegen versucht: Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte (1905). Hier finden sich Einzelbelege zu meiner Auffassung des gewaltigen Mannes.

I. Allgemeine Grundlagen.

a) Abhandlung über den Ursprung der Sprache.

I. Haben die Menschen, ihren Naturfähigkeiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden können?

1.

Schon als Tier hat der Mensch Sprache. Alle heftigen, und die heftigsten unter den heftigen, die schmerzhaften Empfindungen seines Körpers, alle starken Leidenschaften seiner Seele äußern sich unmittelbar in Geschrei, in Töne, in wilde, unartikulierte Laute. Ein leidendes Tier sowohl als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfället, wird wimmern! wird ächzen! und wäre es gleich verlassen, auf einer wüsten Insel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeschöpfes. Es ist, als ob's freier atmete, indem es dem brennenden, geängstigten Hauche Luft gibt; es ist, als ob's einen Teil seines Schmerzes verseufzte und aus dem leeren Luftraum wenigstens neue Kräfte zum Verschmerzen in sich zöge, indem es die tauben Winde mit Ächzen füllet. So wenig hat uns die Natur als abgesonderte Steinfelsen, als egoistische Monaden geschaffen! Selbst die feinsten Saiten des tierischen Gefühls (ich muß mich dieses Gleichnisses bedienen, weil ich für die Mechanik fühlender Körper kein besseres weiß!), selbst die Saiten, deren Klang und Anstrengung gar nicht von Willkür und langsamen Bedacht herrühret, ja deren Natur noch von aller forschenden Vernunft nicht hat erforscht werden können, selbst die sind in ihrem ganzen Spiele, auch ohne das Bewußtsein fremder Sympathie zu einer Äußerung auf andre Geschöpfe gerichtet. Die geschlagne Saite tut ihre Natur-

pflicht: sie klingt! Sie ruft einer gleichfühlenden Echo, selbst wenn keine da ist, selbst wenn sie nicht hoffet und wartet, daß ihr eine antworte.

Sollte die Physiologie je so weit kommen, daß sie die Seelenlehre demonstrierte, woran ich aber sehr zweifle, so würde sie dieser Erscheinung manchen Lichtstrahl aus der Zergliederung des Nervenbaues zuführen; sie vielleicht aber auch in einzelne, zu kleine und stumpfe Bande verteilen. Lasset sie uns jetzt im ganzen, als ein helles Naturgesetz annehmen: Hier ist ein empfindsames Wesen, das keine seiner lebhaften Empfindungen in sich einschließen kann, das im ersten überraschenden Augenblick, selbst ohne Willkür und Absicht jede laut äußern muß. Das war gleichsam der letzte, mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, daß sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: „empfinde nicht für dich allein, sondern dein Gefühl töne!" Und da dieser letzte schaffende Druck auf alle von einer Gattung einartig war, so wurde dies Gesetz Segen: „deine Empfindung töne deinem Geschlecht einartig, und werde also von allen, wie von einem, mitfühlend vernommen!" . . . Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache: es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist.

Daß der Mensch sie ursprünglich mit den Tieren gemein habe, bezeugen jetzt freilich mehr gewisse Reste als volle Ausbrüche; allein auch diese Reste sind unwidersprechlich. Unsre künstliche Sprache mag die Sprache der Natur so verdränget, unsre bürgerliche Lebensart und gesellschaftliche Artigkeit mag die Flut und das Meer der Leidenschaften so gedämmet, ausgetrocknet und abgeleitet haben, als man will: der heftigste Augenblick der Empfindung, wo und wie selten er sich finde, nimmt noch immer sein Recht wieder und tönt in seiner mütterlichen Sprache unmittelbar durch Akzente. Der auffahrende Sturm einer Leidenschaft, der plötzliche Überfall von Freude oder Froheit, Schmerz und Jammer, wenn sie tiefe Furchen in die Seele graben, ein übermannendes Gefühl von Rache, Verzweiflung, Wut, Schrecken, Grausen usw.: alle kündigen sich an, und jede nach ihrer Art verschieden an. So viel Gattungen von

Fühlbarkeit in unsrer Natur schlummern, so viel auch Tonarten — — Ich merke also an, daß je weniger die menschliche Natur mit einer Tierart verwandt, je ungleichartiger sie mit ihr am Nervenbaue ist, desto weniger ist ihre Natursprache uns verständlich. Wir verstehen als Erdentiere das Erdentier besser als das Wassergeschöpf, und auf der Erde das Herdetier besser als das Waldgeschöpf, und unter den Herdetieren die am meisten, die uns am nächsten kommen.... Eigentlich ist diese Sprache der Natur eine Völkersprache für jede Gattung unter sich, und so hat auch der Mensch die seinige.

Nun sind freilich diese Töne sehr einfach; und wenn sie artikuliert und als Interjektionen aufs Papier hinbuchstabiert werden, so haben die entgegengesetztesten Empfindungen fast einen Ausdruck. Das matte Ach! ist sowohl Laut der zerschmelzenden Liebe als der sinkenden Verzweiflung; das feurige O! sowohl Ausbruch der plötzlichen Freude als der auffahrenden Wut, der steigenden Bewunderung als des zuwallenden Bejammerns; allein sind denn diese Laute da, um als Interjektionen aufs Papier gemalt zu werden? Die Träne, die in diesem trüben, erloschnen, nach Trost schmachtenden Auge schwimmt — wie rührend ist sie im ganzen Gemälde des Antlitzes der Wehmut; nehmet sie allein und sie ist ein kalter Wassertropfe! bringet sie unters Mikroskop und — ich will nicht wissen, was sie da sein mag! ... — — Wenig sind dieser Sprachtöne freilich; allein die empfindsame Natur, sofern sie bloß mechanisch leidet, hat auch weniger Hauptarten der Empfindung, als unsre Psychologien der Seele als Leidenschaften anzählen oder andichten. Nur jedes Gefühl ist in solchem Zustande, je weniger in Fäden zerteilt, ein um so mächtiger anziehendes Band: die Töne reden nicht viel, aber stark. Ob der Klageton über Wunden der Seele oder des Körpers wimmere; ob dieses Geschrei von Furcht oder Schmerz ausgepreßt werde; ob dies weiche Ach sich mit einem Kuß oder einer Träne an den Busen der Geliebten drücke — alle solche Unterschiede zu bestimmen, war diese Sprache nicht da. Sie sollte zum Gemälde hinrufen; dies Gemälde wird schon vor sich selbst reden! sie sollte tönen, nicht aber schildern! ...

In allen Sprachen des Ursprungs tönen noch Reste dieser Naturtöne; nur freilich sind sie nicht die Hauptfäden der menschlichen Sprache. Sie sind nicht die eigentlichen Wurzeln, aber die Säfte, die die Wurzeln der Sprache beleben. . . .

Wollen wir also diese unmittelbaren Laute der Empfindung Sprache nennen, so finde ich ihren Ursprung allerdings sehr natürlich. Er ist nicht bloß nicht übermenschlich, sondern offenbar tierisch: das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine.

Aber ich kann nicht meine Verwunderung bergen, daß Philosophen, das ist Leute, die deutliche Begriffe suchen, je haben auf den Gedanken kommen können, aus diesem Geschrei der Empfindungen den Ursprung menschlicher Sprache zu erklären: denn ist diese nicht offenbar ganz etwas anders? Alle Tiere bis auf den stummen Fisch tönen ihre Empfindung; deswegen aber hat doch kein Tier, selbst nicht das vollkommenste, den geringsten, eigentlichen Anfang zu einer menschlichen Sprache. Man bilde und verfeinere und organisiere dies Geschrei, wie man wolle; wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu brauchen, so sehe ich nicht, wie nach dem vorigen Naturgesetze je menschliche, willkürliche Sprache werde. Kinder sprechen Schälle der Empfindung, wie die Tiere; ist aber die Sprache, die sie von Menschen lernen, nicht ganz eine andre Sprache?...

2.

Doch ich tue keinen Sprung. Ich gebe dem Menschen nicht gleich plötzlich neue Kräfte, keine sprachschaffende Fähigkeit wie eine willkürliche *qualitas occulta.* Ich suche nur in den vorher bemerkten Lücken und Mängeln weiter.

Lücken und Mängel können doch nicht der Charakter seiner Gattung sein, oder die Natur war gegen ihn die härteste Stiefmutter, da sie gegen jedes Insekt die liebreichste Mutter war. Jedem Insekt gab sie, was und wieviel es brauchte: Sinne zu Vorstellungen und Vorstellungen in Triebe gediegen; Organe zur Sprache, so viel es bedorfte, und Organe, diese Sprache zu ver-

stehen. Bei dem Menschen ist alles in dem größten Mißverhältnis — Sinne und Bedürfnisse, Kräfte und Kreis der Würksamkeit, der auf ihn wartet, seine Organe und seine Sprache. — Es muß uns also ein gewisses Mittelglied fehlen, die so abstehende Glieder der Verhältnis zu berechnen.

Fänden wir's, so wäre nach aller Analogie der Natur diese Schadloshaltung seine Eigenheit, der Charakter seines Geschlechts, und alle Vernunft und Billigkeit foderte, diesen Fund für das gelten zu lassen, was er ist, für Naturgabe, ihm so wesentlich als den Tieren der Instinkt.

Ja fänden wir eben in diesem Charakter die Ursache jener Mängel und eben in der Mitte dieser Mängel, in der Höhle jener großen Entbehrung von Kunsttrieben den Keim zum Ersatze, so wäre diese Einstimmung ein genetischer Beweis, daß hier die wahre Richtung der Menschheit liege, und daß die Menschengattung über den Tieren nicht an Stufen des Mehr oder Weniger stehe, sondern an Art.

Und fänden wir in diesem neugefundnen Charakter der Menschheit sogar den notwendigen genetischen Grund zu Entstehung einer Sprache für diese neue Art Geschöpfe, wie wir in den Instinkten der Tiere den unmittelbaren Grund zur Sprache für jede Gattung fanden, so sind wir ganz am Ziele. In dem Falle würde die Sprache dem Menschen so wesentlich, als — er ein Mensch ist. Man siehet, ich entwickle aus keinen willkürlichen oder gesellschaftlichen Kräften, sondern aus der allgemeinen tierischen Ökonomie.

Und nun folgt, daß, wenn der Mensch Sinne hat, die für einen kleinen Fleck der Erde, für die Arbeit und den Genuß einer Weltspanne den Sinnen des Tiers, das in dieser Spanne lebet, nachstehen an Schärfe, so bekommen sie eben dadurch Vorzug der Freiheit; eben weil sie nicht für einen Punkt sind, so sind sie allgemeinere Sinne der Welt.

Wenn der Mensch Vorstellungskräfte hat, die nicht auf den Bau einer Honigzelle und eines Spinngewebes

bezirkt sind und also auch den Kunstfähigkeiten der Tiere *in diesem Kreise nachstehen*, so bekommen sie eben damit weitere Aussicht. Er hat kein einziges Werk, bei dem er also auch unverbesserlich handle; aber er hat freien Raum, sich an vielem zu üben, mithin sich immer zu verbessern. Jeder Gedanke ist nicht ein unmittelbares Werk der Natur, aber eben damit kann's sein eigen Werk werden.

Wenn also hiermit der Instinkt wegfallen muß, der bloß aus der Organisation der Sinne und dem Bezirk der Vorstellungen folgte und keine blinde Determination war, so bekommt eben hiermit der Mensch *mehrere Helle*. Da er auf keinen Punkt blind fällt und blind liegen bleibt, so wird er freistehend, kann sich eine Sphäre der Bespiegelung suchen, kann sich in sich bespiegeln. Nicht mehr eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung.

Man nenne diese ganze Disposition seiner Kräfte, wie man wolle, *Verstand, Vernunft, Besinnung* usw. Wenn man diese Namen nicht für abgesonderte Kräfte, oder für bloße Stufenerhöhungen der Tierkräfte annimmt, so gilt's mir gleich. Es ist die *ganze Einrichtung aller menschlichen Kräfte, die ganze Haushaltung seiner sinnlichen und erkennenden, seiner erkennenden und wollenden Natur*; oder vielmehr — *es ist die einzige positive Kraft des Denkens, die mit einer gewissen Organisation des Körpers verbunden bei den Menschen so Vernunft heißt, wie sie bei den Tieren Kunstfähigkeit wird, die bei ihm Freiheit heißt, und bei den Tieren Instinkt wird. Der Unterschied ist nicht in Stufen oder Zugabe von Kräften, sondern in einer ganz verschiedenartigen Richtung und Auswickelung aller Kräfte.* Man sei Leibnizianer oder Lockianer, Search oder Knowall, Idealist oder Materialist, so muß man bei einem Einverständnis über die Worte, zufolge des vorigen, die Sache zugeben, *einen eignen Charakter der Menschheit*, der hierin und in nichts anders bestehet....

Ist nämlich die Vernunft keine abgeteilte, einzelnwürkende Kraft, sondern eine seiner Gattung eigne Richtung aller Kräfte, *so muß der Mensch sie im ersten*

Zustande haben, da er Mensch ist. Im ersten Gedanken des Kindes muß sich diese Besonnenheit zeigen, wie bei dem Insekt, daß es Insekt war. — — Das hat nun mehr als ein Schriftsteller nicht begreifen können, und daher ist die Materie, über die ich schreibe, mit den rohesten, ekelhaftesten Einwürfen angefüllet — aber sie konnten es nicht begreifen, weil sie es mißverstanden. Heißt denn vernünftig denken mit ausgebildeter Vernunft denken? heißt's, der Säugling denke mit Besonnenheit, er räsonniere wie ein Sophist auf seinem Katheder oder der Staatsmann in seinem Kabinett? Glücklich und dreimal glücklich, daß er von diesem ermattenden Wust von Vernünfteleien noch nichts wußte! Aber siehet man denn nicht, daß dieser Einwurf bloß einen so und nicht anders, einen mehr oder minder gebildeten Gebrauch der Seelenkräfte, und durchaus kein Positives einer Seelenkraft selbst leugne? und welcher Tor wird da behaupten, daß der Mensch im ersten Augenblick des Lebens so denke, wie nach einer vieljährigen Übung — es sei denn, daß man zugleich das Wachstum aller Seelenkräfte leugne und sich eben damit selbst für einen Unmündigen bekenne. — So wie doch aber dies Wachstum in der Welt nichts bedeuten kann, als einen leichtern, stärkern, vielfachern Gebrauch; muß denn das nicht schon da sein, was gebraucht werden? muß es nicht schon Keim sein, was da wachsen soll? und ist also nicht im Keime der ganze Baum enthalten? — So wenig das Kind Klauen wie ein Greif und eine Löwenmähne hat, so wenig kann es wie Greif und Löwe denken; denkt es aber menschlich, so ist Besonnenheit, das ist die Mäßigung aller seiner Kräfte auf diese Hauptrichtung schon so im ersten Augenblicke sein Los, wie sie es im letzten sein wird. Die Vernunft äußert sich unter seiner Sinnlichkeit schon so würklich, daß der Allwissende, der diese Seele schuf, in ihrem ersten Zustande schon das ganze Gewebe von Handlungen des Lebens sahe, wie etwa der Meßkünstler nach gegebner Klasse aus einem Gliede der Progression das ganze Verhältnis derselben findet. . . .

Der Mensch in den Zustand von Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnen-

heit (Reflexion) zum erstenmal frei würkend, hat Sprache erfunden. Denn was ist Reflexion? was ist Sprache?

Diese Besonnenheit ist ihm charakteristisch eigen und seiner Gattung wesentlich: so auch Sprache und eigne Erfindung der Sprache.

Erfindung der Sprache ist ihm also so natürlich, als er ein Mensch ist! Lasset uns nur beide Begriffe entwickeln: Reflexion und Sprache. —

Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei würket, daß sie in dem ganzen Ozean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammlen, auf einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle, ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein andrer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann: der erste Aktus dieser Anerkenntnis gibt deutlichen Begriff; es ist das erste Urteil der Seele — und —

wodurch geschahe die Anerkennung? Durch ein Merkmal, was er absondern mußte, und was als Merkmal der Besinnung deutlich in ihn fiel. Wohlan! lasset uns ihm das *ευρηκα* zurufen! Dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden!

Lasset jenes Lamm, als Bild, sein Auge vorbeigehn: ihm wie keinem andern Tiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe! nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste! die Sinnlichkeit hat sie überwältigt! der Instinkt wirft sie darüber her! — Nicht wie dem brünstigen Schafmanne, der es nur als den Gegenstand seines Genusses fühlt, den also wieder die Sinnlichkeit überwältigt, und der Instinkt darüber herwirft! — Nicht wie jedem andern Tier, dem

das Schaf gleichgültig ist, das es also klar-dunkel vorbeistreichen läßt, weil ihn sein Instinkt auf etwas anders wendet! — Nicht so dem Menschen! Sobald er in die Bedürfnis kommt, das Schaf kennen zu lernen, so störet ihn kein Instinkt, so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin oder davon ab, es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äußert. Weiß, sanft, wollicht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal, — das Schaf *blöket*! sie hat Merkmal gefunden. Der innere Sinn würkt. Dies Blöken, das ihr am stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal — es blökt, und nun erkennet sie's wieder! „Ha! du bist das Blökende!“ fühlt sie innerlich, sie hat es *menschlich* erkannt, da sie's deutlich, das ist mit einem Merkmal erkennet und nennet. Dunkler? so wäre es ihr gar nicht wahrgenommen, weil keine Sinnlichkeit, kein Instinkt zum Schafe ihr den Mangel des Deutlichen durch ein lebhafteres Klare ersetzte. Deutlich unmittelbar, ohne Merkmal? so kann kein sinnliches Geschöpf außer sich empfinden, da es immer andre Gefühle unterdrücken, gleichsam vernichten, und immer den Unterschied von zween durch ein drittes erkennen muß. Mit einem Merkmal also? und was war das anders, als ein innerliches *Merkwort*? Der *Schall* des Blökens von einer menschlichen Seele als Kennzeichen des Schafs wahrgenommen, ward kraft dieser Besinnung *Name* des Schafs, und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte. Er erkannte das Schaf am Blöken, es war gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele an eine Idee deutlich besann — was ist das anders als Wort? und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte? Käme er also auch nie in den Fall, einem andern Geschöpf diese Idee zu geben und also dies Merkmal der Besinnung ihm mit den Lippen vorblöken zu wollen oder zu können; seine Seele hat gleichsam in ihrem Inwendigen geblökt, da sie diesen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wiedergeblökt, da sie ihn daran erkannte — *die Sprache ist erfunden*!

ebenso natürlich und dem Menschen notwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch war.

Die meisten, die über den Ursprung der Sprache geschrieben, haben ihn nicht da, auf dem einzigen Punkt gesucht, wo er gefunden werden konnte; und vielen haben also so viel dunkle Zweifel vorgeschwebt, ob er irgendwo in der menschlichen Seele zu finden sei. Man hat ihn in der bessern Artikulation der Sprachwerkzeuge gesucht; als ob je ein Orang-Utan mit eben den Werkzeugen eine Sprache erfunden hätte? Man hat ihn in den Schällen der Leidenschaft gesucht; als ob nicht alle Tiere diese Schälle besäßen, und irgendein Tier aus ihnen Sprache erfunden hätte? Man hat ein Prinzipium angenommen, die Natur und also auch ihre Schälle nachzuahmen; als wenn sich bei einer solchen blinden Neigung was gedenken ließe, und als wenn der Affe mit eben dieser Neigung, die Amsel, die die Schälle so gut nachäffen kann, eine Sprache erfunden hätten. Die meisten endlich haben eine bloße Konvention, einen Einvertrag, angenommen, und dagegen hat Rousseau am stärksten geredet; denn was ist's auch für ein dunkles, verwickeltes Wort ein natürlicher Einvertrag der Sprache? Diese so vielfache, unerträgliche Falschheiten, die über den menschlichen Ursprung der Sprache gesagt worden, haben endlich die gegenseitige Meinung beinahe allgemein gemacht — ich hoffe nicht, daß sie es bleiben werde. Hier ist es keine Organisation des Mundes, die die Sprache machet: denn auch der zeitlebens Stumme war er Mensch, besann er sich: so lag Sprache in seiner Seele! Hier ist's kein Geschrei der Empfindung: denn nicht eine atmende Maschine, sondern ein besinnendes Geschöpf erfand Sprache! Kein Prinzipium der Nachahmung in der Seele; die etwanige Nachahmung der Natur ist bloß ein Mittel zu einem und dem einzigen Zweck, der hier erklärt werden soll. Am wenigsten ist's Einverständnis, willkürliche Konvention der Gesellschaft; der Wilde, der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen, hätte er sie auch nie geredet. Sie war Einverständnis seiner Seele mit sich, und ein so notwendiges Einverständnis, als der Mensch Mensch war. Wenn's andern unbegreiflich war, wie eine menschliche Seele hat Sprache erfinden können, so ist's

mir unbegreiflich, wie eine menschliche Seele, was sie ist, sein konnte, ohne eben dadurch, schon ohne Mund und Gesellschaft, sich Sprache erfinden zu müssen....

3.

Der Brennpunkt ist ausgemacht, auf welchem Prometheus' himmlischer Funke in der menschlichen Seele zündet — beim ersten Merkmal ward Sprache; aber welches waren die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache?

I. Töne.

Cheseldens Blinder zeigt, wie langsam sich das Gesicht entwickle; wie schwer die Seele zu den Begriffen von Raum, Gestalt und Farbe komme; wie viel Versuche gemacht, wie viel Meßkunst erworben werden muß, um diese Merkmale deutlich zu gebrauchen; das war also nicht der füglichste Sinn zu Sprache. Zudem waren seine Phänomene so kalt und stumm, die Empfindungen der gröbern Sinne wiederum so undeutlich und ineinander, daß nach aller Natur entweder nichts, oder das Ohr der erste Lehrmeister der Sprache wurde.

Da ist z. E. das Schaf. Als Bild schwebet es dem Auge mit allen Gegenständen, Bildern und Farben auf einer großen Naturtafel vor — wie viel, wie mühsam zu unterscheiden! Alle Merkmale sind fein verflochten, nebeneinander — alle noch unaussprechlich! Wer kann Gestalten reden? wer kann Farben tönen? Er nimmt das Schaf unter seine tastende Hand — das Gefühl ist sicherer und voller; aber so voll, so dunkel ineinander — wer kann, was er fühlt, sagen? Aber horch! das Schaf blöket! Da reißt sich ein Merkmal von der Leinwand des Farbenbildes, worin so wenig zu unterscheiden war, von selbst los, ist tief und deutlich in die Seele gedrungen. „Ha!" sagt der lernende Unmündige, wie jener blindgewesene Cheseldens, „nun werde ich dich wieder kennen — du blökst!" Die Turteltaube girrt! der Hund bellet! da sind drei Worte, weil er drei deutliche Ideen versuchte, diese in seine Logik, jene in sein Wörterbuch! Vernunft und Sprache taten gemeinschaftlich einen furchtsamen Schritt, und die Natur kam ihnen auf halbem Wege entgegen —

durchs Gehör. Sie tönte das Merkmal nicht bloß vor, sondern tief in die Seele hinein! es klang! die Seele haschte — da hat sie ein tönendes Wort!

Der Mensch ist also als ein horchendes, merkendes Geschöpf zur Sprache natürlich gebildet, und selbst ein Blinder und Stummer, siehet man, müßte Sprache erfinden, wenn er nur nicht fühllos und taub ist. Setzet ihn gemächlich und behaglich auf eine einsame Insel: die Natur wird sich ihm durchs Ohr offenbaren: tausend Geschöpfe, die er nicht sehen kann, werden doch mit ihm zu sprechen scheinen, und bliebe auch ewig sein Mund und sein Auge verschlossen, seine Seele bleibt nicht ganz ohne Sprache. Wenn die Blätter des Baumes dem armen Einsamen Kühlung herabrauschen, wenn der vorbeimurmelnde Bach ihn in den Schlaf wieget, und der hinzusäuselnde West seine Wangen fächelt — das blökende Schaf gibt ihm Milch, die rieselnde Quelle Wasser, der rauschende Baum Früchte — Interesse gnug, die wohltätigen Wesen zu kennen, Dringnis gnug, ohne Augen und Zunge in seiner Seele sie zu nennen. Der Baum wird der Rauscher, der West Säusler, die Quelle Riesler heißen — da liegt ein kleines Wörterbuch fertig und wartet auf das Gepräge der Sprachorgane. Wie arm und sonderbar aber müßten die Vorstellungen sein, die dieser Verstümmelte mit solchen Schällen verbindet! . . .

Das erste Wörterbuch war also aus den Lauten aller Welt gesammlet. Von jedem tönenden Wesen klang sein Name: die menschliche Seele prägte ihr Bild drauf, dachte sie als Merkzeichen — wie anders, als daß diese tönenden Interjektionen die ersten wurden, und so sind z. E. die morgenländischen Sprachen voll *verba* als Grundwurzeln der Sprache. Der Gedanke an die Sache selbst schwebte noch zwischen dem Handelnden und der Handlung: der Ton mußte die Sache bezeichnen, so wie die Sache den Ton gab; aus den *verbis* wurden also *nomina* und nicht *verba* aus den *nominibus*. Das Kind nennet das Schaf als Schaf nicht, sondern als ein blökendes Geschöpf, und macht also die Interjektion zu einem *verbo*. Im Stufengange der menschlichen Sinnlichkeit wird diese Sache erklärbar, aber nicht in der Logik des höhern Geistes.

Alle alte, wilde Sprachen sind voll von diesem Ursprunge, und in einem philosophischen Wörterbuch der Morgenländer wäre jedes Stammwort mit seiner Familie, recht gestellet und gesund entwickelt, eine Karte vom Gange des menschlichen Geistes, eine Geschichte seiner Entwicklung, und ein ganzes solches Wörterbuch die vortrefflichste Probe von der Erfindungskunst der menschlichen Seele — ob aber auch von der Sprach- und Lehrmethode Gottes? ich zweifle!

Indem die ganze Natur tönt, so ist einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß sie lebt, sie spricht, sie handelt. Jener Wilde sahe den hohen Baum mit seinem prächtigen Gipfel und bewunderte: der Gipfel rauschte! das ist webende Gottheit! der Wilde fällt nieder und betet an! Sehet da die Geschichte des sinnlichen Menschen, das dunkle Band, wie aus den *verbis nomina* werden — und den leichtesten Schritt zur Abstraktion! Bei den Wilden von Nordamerika z. B. ist noch alles belebt: jede Sache hat ihren Genius, ihren Geist, und daß es bei Griechen und Morgenländern ebenso gewesen, zeugt ihr ältestes Wörterbuch und Grammatik — sie sind wie die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon! ein Reich belebter, handelnder Wesen!

Indem der Mensch aber alles auf sich bezog, indem alles mit ihm zu sprechen schien, und würklich für oder gegen ihn handelte, indem er also mit oder dagegen teilnahm, liebte oder haßte und sich alles menschlich vorstellte — alle diese Spuren der Menschlichkeit drückten sich auch in die ersten Namen! Auch sie sprachen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen, Sanftes oder Widrigkeit, und insonderheit wurden aus diesem Gefühl in so vielen Sprachen die Artikel! Da wurde alles menschlich, zu Weib und Mann personifiziert: überall Götter, Göttinnen, handelnde, bösartige oder gute Wesen! Der brausende Sturm und der süße Zephyr, die klare Wasserquelle und der mächtige Ozean — ihre ganze Mythologie liegt in den Fundgruben, den *verbis* und *nominibus* der alten Sprachen, und das älteste Wörterbuch war so ein tönendes Pantheon, ein Versammlungssaal beider Geschlechter, als den Sinnen des

ersten Erfinders die Natur. Hier ist die Sprache jener alten Wilden ein Studium in den Irrgängen menschlicher Phantasie und Leidenschaften, wie ihre Mythologie. Jede Familie von Wörtern ist ein verwachsnes Gebüsche um eine sinnliche Hauptidee, um eine heilige Eiche, auf der noch Spuren sind, welchen Eindruck der Erfinder von dieser Dryade hatte. Die Gefühle sind ihm zusammengewebt: was sich beweget, lebt, was da tönet, spricht — und da es für oder wider dich tönt, so ist's Freund oder Feind: Gott oder Göttin: es handelt aus Leidenschaften, wie du! . . .

Was so viele Alten sagen und so viel Neuere ohne Sinn nachgesagt, nimmt hieraus sein sinnliches Leben: daß nämlich Poesie älter gewesen als Prosa! Denn was war diese erste Sprache als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur! Aus den Interjektionen aller Wesen genommen, und von Interjektion menschlicher Empfindung belebet! Die Natursprache aller Geschöpfe vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlung, Leidenschaft und lebender Einwürkung! Ein Wörterbuch der Seele, was zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopö von den Handlungen und Reden aller Wesen ist! Also eine beständige Fabeldichtung mit Leidenschaft und Interesse! — Was ist Poesie anders? —

Ferner. Die Tradition des Altertums sagt, die erste Sprache des menschlichen Geschlechts sei Gesang gewesen, und viele gute musikalische Leute haben geglaubt, die Menschen könnten diesen Gesang wohl den Vögeln abgelernt haben. — Das ist freilich viel geglaubt! Eine große wichtige Uhr mit allen ihren scharfen Rädern und neugespannten Federn und Zentnergewichten kann wohl ein Glockenspiel von Tönen machen; aber den neugeschaffnen Menschen mit seinen würksamen Triebfedern, mit seinen Bedürfnissen, mit seinen starken Empfindungen, mit seiner fast blind beschäftigten Aufmerksamkeit und endlich mit seiner rohen Kehle dahinsetzen, um die Nachtigall nachzuäffen und sich von ihr eine Sprache zu ersingen, ist, in wie vielen Geschichten der Musik und Poesie es auch stehe, für mich unbegreiflich. Freilich wäre eine Sprache durch musikalische Töne möglich (wie

auch Leibniz auf den Gedanken gekommen!), aber für die ersten Naturmenschen war diese Sprache nicht möglich, so künstlich und fein ist sie. In der Reihe der Wesen hat jedes Ding seine Stimme und eine Sprache nach seiner Stimme. Die Sprache der Liebe ist im Nest der Nachtigall süßer Gesang, wie in der Höhle des Löwen Gebrüll: im Forste des Wildes wiehernde Brunst und im Winkel der Katze Zetergeschrei; jede Gattung redet die ihrige, nicht für den Menschen sondern für sich, und für sich so angenehm als Petrarchs Gesang an seine Laura! So wenig also die Nachtigall singt, um den Menschen, wie man sich einbildet, vorzusingen: so wenig wird der Mensch sich dadurch je Sprache erfinden wollen, daß er der Nachtigall nachtrillert — und was ist's doch für ein Ungeheuer, eine menschliche Nachtigall in einer Höhle oder im Walde der Jagd?

War also die erste Menschensprache Gesang: so war's Gesang, der ihm so natürlich, seinen Organen und Naturtrieben so angemessen war, als der Nachtigallengesang ihr selbst, die gleichsam eine schwebende Lunge ist, und das war — eben unsre tönende Sprache. Condillac, Rousseau und andre sind hier halb auf den Weg gekommen, indem sie die Prosodie und den Gesang der ältesten Sprachen vom Geschrei der Empfindung herleiten, und ohne Zweifel belebte Empfindung freilich die ersten Töne und erhob sie; so wie aber aus den bloßen Tönen der Empfindung nie menschliche Sprache entstehen konnte, die dieser Gesang doch war, so fehlt noch etwas, ihn hervorzubringen: und das war eben die Namennennung eines jeden Geschöpfs nach seiner Sprache. Da sang und tönte also die ganze Natur vor, und der Gesang des Menschen war ein Konzert aller dieser Stimmen, sofern sie sein Verstand brauchte, seine Empfindung faßte, seine Organe sie ausdrücken konnten — es ward Gesang, aber weder Nachtigallenlied, noch Leibnizens musikalische Sprache, noch ein bloßes Empfindungsgeschrei der Tiere: Ausdruck der Sprache aller Geschöpfe innerhalb der natürlichen Tonleiter der menschlichen Stimme!

Selbst da die Sprache später mehr regelmäßig, eintönig und gereihet wurde, blieb sie noch immer

eine Gattung Gesang, wie es die Akzente so vieler Wilden bezeugen; und daß aus diesem Gesange, nachher veredelt und verfeinert, die älteste Poesie und Musik entstanden, hat jetzt schon mehr als einer bewiesen. Der philosophische Engländer, der sich in unserm Jahrhunderte an diesen Ursprung der Poesie und Musik gemacht, hätte am weitsten kommen können, wenn er nicht den Geist der Sprache von seiner Untersuchung ausgeschlossen und minder auf sein System ausgegangen wäre, Poesie und Musik auf einen Vereinigungspunkt einzuschließen, auf welchem keine sich recht zeigen kann, als auf den Ursprung von beiden aus der ganzen Natur des Menschen. Überhaupt da die besten Stücke der alten Poesie Reste dieser sprachsingenden Zeiten sind: so sind die Mißkenntnisse, die Veruntreuungen und die schiefen Geschmacksfehler ganz unzählig, die man aus dem Gange der ältesten Gedichte, der griechischen Trauerspiele und Deklamationen herausbuchstabiert hat. Wie viel hätte hier noch ein Philosoph zu sagen, der unter den Wilden, wo noch dies Zeitalter lebt, den Ton gelernt hätte, diese Stücke zu lesen! Sonst und gewöhnlich sieht man immer nur Gewebe des verkehrten Teppichs! *disiecti membra poetae*! — — Doch ich verlöre mich in ein unermeßliches Feld, wenn ich mich in einzelne Sprachanmerkungen einlassen wollte — also zurück auf den ersten Erfindungsweg der Sprache!

Wie aus Tönen, zu Merkmalen vom Verstande geprägt, Worte wurden, war sehr begreiflich; aber nicht alle Gegenstände tönen — woher nun für diese Merkworte, bei denen die Seele sie nenne? woher dem Menschen die Kunst, was nicht Schall ist, in Schall zu verwandeln? . . .

Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch

II. eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte,

erfinden können? Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen?

Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind

bloß sinnliche Empfindungen in uns, und als solche fließen sie nicht alle in eins? Wir sind ein denkendes *sensorium commune*, nur von verschiednen Seiten berührt — da liegt die Erklärung.

Allen Sinnen liegt Gefühl zum Grunde, und dies gibt den verschiedenartigsten Sensationen schon ein so inniges, starkes, unaussprechliches Band, daß aus dieser Verbindung die sonderbarsten Erscheinungen entstehen. Mir ist mehr als ein Beispiel bekannt, da Personen, natürlich, vielleicht aus einem Eindruck der Kindheit, nicht anders konnten, als unmittelbar durch eine schnelle Anwandelung — mit diesem Schall jene Farbe, mit dieser Erscheinung jenes ganz verschiedne, dunkle Gefühl verbinden, was durch die Vergleichung der langsamen Vernunft mit ihr gar keine Verwandtschaft hat: denn wer kann Schall und Farbe, Erscheinung und Gefühl vergleichen? Wir sind voll solcher Verknüpfungen der verschiedensten Sinne; nur wir bemerken sie nicht anders, als in Anwandlungen, die uns aus der Fassung setzen, in Krankheiten der Phantasie, oder bei Gelegenheiten, wo sie außerordentlich merkbar werden. Der gewöhnliche Lauf unsrer Gedanken geht so schnell, die Wellen unsrer Empfindungen rauschen so dunkel ineinander, es ist auf einmal so viel in unsrer Seele, daß wir in Absicht der meisten Ideen wie im Schlummer an einer Wasserquelle sind, wo wir freilich noch das Rauschen jeder Welle hören, aber so dunkel, daß uns endlich der Schlaf alles merkbare Gefühl nimmt. Wäre es möglich, daß wir die Kette unsrer Gedanken anhalten und an jedem Gliede seine Verbindung suchen könnten — welche Sonderbarkeiten! welche fremde Analogien der verschiedensten Sinne, nach denen doch die Seele geläufig handelt! Wir wären alle, für ein bloß vernünftiges Wesen, jener Gattung von Verrückten ähnlich, die klug denken aber sehr unbegreiflich und albern verbinden!

Bei sinnlichen Geschöpfen, die durch viele verschiedne Sinne auf einmal empfinden, ist diese Versammlung von Ideen unvermeidlich; denn was sind alle Sinne anders als bloße Vorstellungsarten einer positiven Kraft der Seele? Wir unterscheiden sie, aber wieder nur durch Sinne; also Vorstellungsarten durch

Vorstellungsarten. Wir lernen mit vieler Mühe, sie im Gebrauche trennen — in einem gewissen Grunde aber würken sie noch immer zusammen. . . . Laßt uns dies auf den Anfang der Sprache anwenden! Die Kindheit und Unerfahrenheit des menschlichen Geschlechts hat sie erleichtert!

Der Mensch trat in die Welt hin; von welchem Ozean wurde er auf einmal bestürmt! mit welcher Mühe lernte er unterscheiden! Sinne erkennen! erkannte Sinne allein gebrauchen! Das Sehen ist der kälteste Sinn, und wäre er immer so kalt, so entfernt, so deutlich gewesen, als er's uns durch eine Mühe und Übung vieler Jahre geworden ist: so sehe ich freilich nicht, wie man, was man sieht, hörbar machen könne. Allein die Natur hat dafür gesorgt und den Weg näher angezogen: denn selbst dies Gesicht war, wie Kinder und Blindgewesene zeugen, anfangs nur Gefühl. Die meisten sichtbaren Dinge bewegen sich; viele tönen in der Bewegung; wo nicht, so liegen sie dem Auge in seinem ersten Zustande gleichsam näher, unmittelbar auf ihm, und lassen sich also fühlen. Das Gefühl liegt dem Gehör so nahe: seine Bezeichnungen, z. E. hart, rauh, weich, wollicht, sammet, haaricht, starr, glatt, schlicht, borstig usw., die doch alle nur Oberflächen betreffen und nicht einmal tief einwürken, tönen alle, als ob man's fühlte: die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in der Bedürfnis war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammenfloß — so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte. Der Blitz schallet nicht: wenn er nun aber ausgedrückt werden soll, dieser Bote der Mitternacht, . . . natürlich wird's ein Wort machen, das durch Hilfe eines Mittelgefühls dem Ohr die Empfindung des Urplötzlichschnellen gibt, die das Auge hatte — Blitz! — Das Wort: Duft, Ton, süß, bitter, sauer usw. tönen alle, als ob man fühlte: denn was sind ursprünglich alle Sinne anders als Gefühl? — Wie aber Gefühl sich in Laut äußern könne, das haben wir schon im ersten Abschnitte als ein unmittelbares Naturgesetz der empfindenden Maschine angenommen, das wir weiter nicht erklären mögen.

Und so führen sich alle Schwürigkeiten auf folgende zwo erwiesene deutliche Sätze zurück.

1) Da alle Sinne nichts als Vorstellungsarten der Seele sind, so habe sie nur deutliche Vorstellung, mithin Merkmal, mit dem Merkmal hat sie innere Sprache.

2) Da alle Sinne, insonderheit im Zustande der menschlichen Kindheit, nichts als Gefühlsarten einer Seele sind, alles Gefühl aber nach einem Empfindungsgesetz der tierischen Natur unmittelbar seinen Laut hat, so werde dies Gefühl nur zum Deutlichen eines Merkmals erhöht: so ist das **Wort** zur äußern Sprache da. Hier kommen wir auf eine Menge sonderbarer Betrachtungen, wie die Weisheit der Natur den Menschen durchaus dazu organisiert hat, um sich selbst Sprache zu erfinden. Hier ist die Hauptbemerkung:

Da der Mensch bloß durch das Gehör die Sprache der lehrenden Natur empfängt und ohne das die Sprache nicht erfinden kann, so ist Gehör auf gewisse Weise der mittlere seiner Sinne, die eigentliche Tür zur Seele und das Verbindungsband der übrigen Sinne geworden. Ich will mich erklären!

1. Das Gehör ist der mittlere der menschlichen Sinne, an Sphäre der Empfindbarkeit von außen. Gefühl empfindet alles nur in sich und in seinem Organ; das Gesicht wirft uns große Strecken weit aus uns hinaus; das Gehör steht an Grad der Mitteilbarkeit in der Mitte. Was das für die Sprache tut? Setzet ein Geschöpf, selbst ein vernünftiges Geschöpf, dem das Gefühl Hauptsinn wäre (im Fall dies möglich ist!), wie klein ist seine Welt! und da es diese nicht durchs Gehör empfindet, so wird es sich wohl vielleicht wie das Insekt ein Gewebe, aber nicht durch Töne eine Sprache bauen. Wiederum ein Geschöpf, ganz Auge — wie unerschöpflich ist die Welt seiner Beschauungen! wie unermeßlich weit wird es aus sich geworfen! in welche unendliche Mannigfaltigkeit zerstreuet! Seine Sprache (wir haben davon keinen Begriff!) würde eine Art unendlich feiner Pantomime, seine Schrift eine Algebra durch Farben und Striche werden — aber tönende Sprache nie! Wir hörende Geschöpfe stehn in

der Mitte: wir sehen, wir fühlen; aber die gesehene, gefühlte Natur tönet! Sie wird Lehrmeisterin zur Sprache durch Töne! Wir werden gleichsam Gehör durch alle Sinne!

Lasset uns die Bequemlichkeit unsrer Stelle fühlen — dadurch wird jeder Sinn sprachfähig. Freilich gibt Gehör nur eigentlich Töne, und der Mensch kann nichts erfinden, sondern nur finden, nur nachahmen; allein auf der einen Seite liegt das Gefühl nebenan, auf der andern ist das Gesicht der nachbarliche Sinn: die Empfindungen vereinigen sich und kommen also alle der Gegend nahe, wo Merkmale zu Schällen werden. So wird, was man sieht, so wird, was man fühlt, auch tönbar. Der Sinn zur Sprache ist unser Mittel- und Vereinigungssinn geworden: wir sind Sprachgeschöpfe.

2. Das Gehör ist der mittlere unter den Sinnen an Deutlichkeit und Klarheit, und also wiederum Sinn zur Sprache. Wie dunkel ist das Gefühl! es wird übertäubt! es empfindet alles ineinander. Da ist mit Mühe ein Merkmal der Anerkennung abzusondern: es wird unaussprechlich!

Wiederum das Gesicht ist so helle und überglänzend, es liefert eine solche Menge von Merkmalen, daß die Seele unter der Mannigfaltigkeit erliegt, und etwa eins nur so schwach absondern kann, daß die Wiedererkennung daran schwer wird. Das Gehör ist in der Mitte. Alle ineinander fallende dunkle Merkmale des Gefühls läßt's liegen, alle zu feine Merkmale des Gesichts auch; aber da reißt sich vom betasteten, betrachteten Objekt ein Ton los! In den sammlen sich die Merkmale jener beiden Sinne — der wird Merkwort! Das Gehör greift also von beiden Seiten um sich: macht klar, was zu dunkel, macht angenehmer, was zu helle war, bringt in das dunkel Mannigfaltige des Gefühls mehr Einheit und in das zu hell Mannigfaltige des Gesichts auch: und da diese Anerkennung des Mannigfaltigen durch Eins, durch ein Merkmal, Sprache wird, ist's Organ der Sprache.

3. Das Gehör ist der mittlere Sinn in Ansehung der Lebhaftigkeit und also Sinn der Sprache. Das Gefühl überwältigt, das Gesicht ist zu kalt und gleichgültig;

jenes dringt zu tief in uns, als daß es Sprache werden könnte, dies bleibt zu ruhig vor uns. Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsre Seele, daß er Merkmal werden muß; aber noch nicht so übertäubend, daß er nicht klares Merkmal werden könnte — das ist Sinn der Sprache.

Wie kurz, ermüdend und unausstehlich wäre die Sprache jedes gröbern Sinnes für uns! wie verwirrend und kopfleerend für uns die Sprache des zu feinen Gesichts! Wer kann immer schmecken, fühlen und riechen, ohne nicht bald, wie Pope sagt, einen aromatischen Tod zu sterben? und wer immer mit Aufmerksamkeit ein Farbenklavier begaffen, ohne nicht bald zu erblinden? Aber hören, gleichsam hörend Worte denken, können wir länger und fast immer — das Gehör ist für die Seele, was die grüne, die Mittelfarbe, fürs Gesicht ist. Der Mensch ist zum Sprachgeschöpfe gebildet.

4. Das Gehör ist der mittlere Sinn in Betracht der Zeit, in der es würkt, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl wirft alles auf einmal in uns hin, es regt unsre Saiten stark, aber kurz und springend; das Gesicht stellt uns alles auf einmal vor und schreckt also den Lehrling durch die unermeßliche Tafel des Nebeneinander ab. Durchs Gehör sehet, wie uns die Lehrmeisterin der Sprache schonet! Sie zählt uns nur einen Ton nach dem andern in die Seele, gibt und ermüdet nie, gibt und hat immer mehr zu geben — sie übet also das ganze Kunststück der Methode: sie lehret progressiv! Wer könnte da nicht Sprache fassen, sich Sprache erfinden?

5. Das Gehör ist der mittlere Sinn in Absicht des Bedürfnisses sich auszudrücken, und also Sinn der Sprache. Das Gefühl würkt unaussprechlich dunkel; allein um so weniger darf's ausgesprochen werden — es geht so sehr unser Selbst an! es ist so eigennützig und in sich gesenkt! Das Gesicht ist für den Spracherfinder unaussprechlich; allein was braucht's sogleich ausgesprochen zu werden? Die Gegenstände bleiben, sie lassen sich durch Winke zeigen! Die Gegenstände des Gehörs aber sind mit Bewegung verbunden: sie

streichen vorbei; eben dadurch aber tönen sie auch. Sie werden aussprechlich, weil sie ausgesprochen werden müssen, und dadurch, daß sie ausgesprochen werden *müssen, durch ihre Bewegung, werden sie aussprechlich* — welche Fähigkeit zur Sprache!

6. Das Gehör ist der mittlere Sinn *in Absicht seiner Entwicklung*, und also Sinn der Sprache. Gefühl ist der Mensch ganz, der Embryo in seinem ersten Augenblick des Lebens fühlet wie der Junggeborne: das ist Stamm der Natur, aus dem die zärtern Äste der Sinnlichkeit wachsen und der verflochtne Knäuel, aus dem sich alle feinere Seelenkräfte entwickeln. *Wie* entwickeln sich diese? wie wir gesehen, durchs Gehör, da die Natur die Seele zur ersten *deutlichen* Empfindung durch Schälle wecket — also gleichsam aus dem dunkeln Schlaf des Gefühls wecket und zu noch feinerer Sinnlichkeit reifet. Wäre z. B. das Gesicht schon vor ihm entwickelt da, oder wäre es möglich, daß es anders als durch den Mittelsinn des Gehörs aus dem Gefühl erwecket wäre — welche weise Armut, welche hellsehende *Dummheit*! Wie schwürig würde es einem solchen Geschöpf ganz-Auge, wenn es doch Mensch sein sollte, das was es sähe zu benennen! das kalte Gesicht mit dem wärmern Gefühl, mit dem ganzen Stamme der Menschheit zu einverbinden! — Doch die Instanz selbst wird widersprechend: der Weg zu Entwicklung der menschlichen Natur — ist besser und einzig! Da alle Sinne zusammenwürken, sind wir durchs Gehör gleichsam immer in der Schule der Natur, lernen abstrahieren und zugleich sprechen; das Gesicht verfeinert sich mit der Vernunft: Vernunft und die Gabe der Bezeichnung, und so wenn der Mensch zu der feinsten Charakteristik sichtlicher Phänomene kommt — welch ein Vorrat von Sprache und Sprachähnlichkeiten liegt schon fertig! Er nahm den Weg aus dem Gefühl in den Sinn seiner Phantasmen nicht anders als über den Sinn der Sprache und hat also gelernt tönen, sowohl was er siehet, als was er fühlte.

Könnte ich nun hier alle Enden zusammennehmen und mit einmal das Gewebe sichtbar machen, was menschliche Natur *heißt*: durchaus ein Gewebe zur Sprache. Dazu, sahen wir, war dieser positiven Denkkraft Raum

und Sphäre erteilet, dazu ihr Stoff und Materie abgewogen, dazu Gestalt und Form geschaffen, dazu endlich Sinne organisiert und gereihet — zu Sprache! Darum denkt der Mensch nicht heller, nicht dunkler; darum sieht und fühlt er nicht schärfer, nicht länger, nicht lebhafter; darum hat er diese, nicht mehr und nicht andre Sinne — alles wiegt gegeneinander, ist ausgespart und ersetzt, mit Absicht angelegt und verteilt! Einheit und Zusammenhang! Proportion und Ordnung! Ein Ganzes! Ein System! ein Geschöpf von Besonnenheit und Sprache, von Besinnung und Sprachschaffung! Wollte jemand, nach allen Beobachtungen, noch diese Bestimmung zum Sprachgeschöpfe leugnen, der müßte aus dem Beobachter der Natur erst ihr Zerstörer werden, alle angezeigte Harmonien in Mißtöne zerreißen, das ganze Prachtgebäude der menschlichen Kräfte in Trümmern schlagen, seine Sinnlichkeit verwüsten und statt des Meisterstücks der Natur ein Geschöpf fühlen voll Mängel und Lücken, voll Schwächen und Konvulsionen! . . .

Ich bilde mir ein, das Können der Erfindung menschlicher Sprache sei mit dem, was ich gesagt, von innen aus der menschlichen Seele, von außen aus der Organisation des Menschen und aus der Analogie aller Sprachen und Völker, teils in den Bestandteilen aller Rede, teils im ganzen großen Fortgange der Sprache mit der Vernunft so bewiesen, daß, wer dem Menschen nicht Vernunft abspricht, oder, was ebenso viel ist, wer nur weiß, was Vernunft ist, wer sich ferner je um die Elemente der Sprache philosophisch bekümmert, wer dazu die Beschaffenheit und Geschichte der Sprachen auf dem Erdboden mit dem Auge des Beobachters in Rücksicht genommen, der kann nicht einen Augenblick zweifeln, wenn ich auch weiter kein Wort mehr hinzusetzte. Die Genesis in der menschlichen Seele ist so demonstrativ als irgendein philosophischer Beweis, und die äußere Analogie aller Zeiten, Sprachen und Völker solch ein Grad der Wahrscheinlichkeit, als bei der gewissesten Sache der Geschichte möglich ist. Indessen um auf immer allen Einwendungen vorzubeugen und den Satz gleichsam auch äußerlich so gewiß zu machen, als eine philosophische Wahrheit sein

kann, so lasset uns noch aus allen äußern Umständen und aus der ganzen Analogie der menschlichen Natur beweisen, daß der Mensch sich seine Sprache hat erfinden **müssen**, und unter welchen Umständen er sie sich am füglichsten habe erfinden können.

II. Auf welchem Wege der Mensch sich am füglichsten hat Sprache erfinden können und müssen.

Die Natur gibt keine Kräfte umsonst. Wenn sie also dem Menschen nicht bloß Fähigkeiten gab, Sprache zu erfinden, sondern auch diese Fähigkeit zum Unterscheidungscharakter seines Wesens und zur Triebfeder seiner vorzüglichen Richtung machte, so kam diese Kraft nicht anders als lebend aus ihrer Hand, und so konnte sie nicht anders als in eine Sphäre gesetzt sein, wo sie würken mußte. Lasset uns einige dieser Umstände und Anliegenheiten genauer betrachten, die sogleich den Menschen, da er mit der nächsten Anlage, sich Sprache zu bilden, in die Welt trat, sogleich zur Sprache veranlaßten; und da dieser Anliegenheiten viel sind, so bringe ich sie unter gewisse Hauptgesetze seiner Natur und seines Geschlechts.

Erstes Naturgesetz.

Der Mensch ist ein freidenkendes, tätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwürken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache! . . .

Wenn Verstand und Besonnenheit die Naturgabe seiner Gattung ist, so mußte diese sich sogleich äußern, da sich die schwächere Sinnlichkeit und alle das Klägliche seiner Entbehrungen äußerte. . . . Der Mittelpunkt seiner Schwere, die Hauptrichtung seiner Seelenwürkungen fiel so auf diesen Verstand, auf menschliche Besonnenheit hin, wie bei der Biene sogleich aufs Saugen und Bauen.

Wenn es nun bewiesen ist, daß nicht die mindeste Handlung seines Verstandes ohne Merkwort geschehen konnte, so war auch das erste Moment der Besinnung Moment zu innerer Entstehung der Sprache.

Man lasse ihm zu dieser ersten deutlichen Besinnung so viel Zeit, als man will: man lasse nach Buffons Manier (nur philosophischer als er) dies gewordne Geschöpf sich allmählich sammlen; man vergesse aber nicht, daß es gleich vom ersten Momente an kein Tier sondern ein Mensch, zwar noch kein Geschöpf von Besinnung, aber schon von Besonnenheit ins Universum erwache. ... Über die ersten Momente der Sammlung muß freilich die schaffende Vorsicht gewaltet haben — doch das ist nicht Werk der Philosophie, das Wunderbare in diesen Momenten zu erklären, so wenig sie seine Schöpfung erklären kann. Sie nimmt ihn im ersten Zustande der freien Tätigkeit, im ersten vollen Gefühl seines gesunden Daseins, und erklärt also diese Momente nur menschlich.

Nun kann ich mich auf das vorige beziehen. Da hier keine metaphysische Trennung der Sinne stattfindet, da die ganze Maschine empfindet und gleich vom dunkeln Gefühl heraufarbeitet zur Besinnung, da dieser Punkt, die Empfindung des ersten deutlichen Merkmals, eben auf das Gehör, den mittlern Sinn zwischen Auge und Gefühl, trifft: so ist die Genesis der Sprache ein so inneres Dringnis, wie der Drang des Embryos zur Geburt bei dem Moment seiner Reife. Die ganze Natur stürmt auf den Menschen, um seine Kräfte, um seine Sinne zu entwickeln, bis er Mensch sei. Und wie von diesem Zustande die Sprache anfängt, so

ist die ganze Kette von Zuständen in der menschlichen Seele von der Art, daß jeder die Sprache fortbildet —

dies große Gesetz der Naturordnung will ich ins Licht stellen.

Tiere verbinden ihre Gedanken dunkel oder klar, aber nicht deutlich. So wie freilich die Gattungen, die nach Lebensart und Nervenbau dem Menschen am nächsten stehen, die Tiere des Feldes, oft viel Erinnerung, viel Gedächtnis, und in manchen Fällen ein stärkeres als der Mensch zeigen: so ist's nur immer sinnliches Gedächtnis; und keines hat die Erinnerung je durch eine Handlung bewiesen, daß es für sein ganzes Geschlecht seinen Zustand verbessert und Erfahrungen generalisiert hätte, um

sie in der Folge zu nutzen. Der Hund kann freilich die Gebärde erkennen, die ihn geschlagen, und der Fuchs den unsichern Ort, wo ihm nachgestellt wurde, fliehen; aber keins von beiden sich eine allgemeine Reflexion aufklären, wie es dieser schlagdrohenden Gebärde und dieser Hinterlist der Jäger je auf immer entgehen könnte. Es blieb also nur immer bei dem einzelnen sinnlichen Falle hangen, und sein Gedächtnis wurde eine Reihe dieser sinnlichen Fälle, die sich produzieren und reproduzieren — aber nie durch Überlegung verbunden: ein Mannigfaltiges ohne deutliche Einheit, ein Traum sehr sinnlicher, klarer, lebhafter Vorstellungen ohne ein Hauptgesetz des hellen Wachens, das diesen Traum ordne.

Freilich ist unter diesen Geschlechtern und Gattungen noch ein großer Unterschied. Je enger der Kreis, je stärker die Sinnlichkeit und der Trieb, je einförmiger die Kunstfähigkeit und das Werk des Lebens ist, desto weniger ist, wenigstens für uns, die geringste Progression durch Erfahrung merklich. Die Biene bauet in ihrer Kindheit so wie im hohen Alter und wird zu Ende der Welt so bauen als im Beginn der Schöpfung. Sie sind einzelne Punkte, leuchtende Funken aus dem Licht der Vollkommenheit Gottes, die aber immer einzeln leuchten. Ein erfahrner Fuchs hingegen unterscheidet sich schon sehr von dem ersten Lehrlinge der Jagd: er kennet schon viele Kunstgriffe voraus und sucht ihnen zu entweichen; aber woher kennt er sie? und wie sucht er ihnen zu entweichen? Weil er sie voraus unmittelbar erfahren, und weil unmittelbar aus solcher Erfahrung das Gesetz dieser Handlung folget. In keinem Falle würkt deutliche Reflexion; denn werden nicht immer die klügsten Füchse noch jetzt so berückt wie vom ersten Jäger in der Welt? Bei dem Menschen waltet offenbar ein andres Naturgesetz über die Sukzession seiner Ideen: Besonnenheit; sie waltet noch selbst im sinnlichsten Zustande, nur minder merklich. Das unwissendste Geschöpf, wenn er auf die Welt kommt, aber sogleich wird er Lehrling der Natur auf eine Weise wie kein Tier. Ein Tag nicht bloß lehrt den andern sondern jede Minute des Tages die andre, jeder Gedanke den andern. Der Kunstgriff ist seiner Seele wesentlich, nichts für diesen

Augenblick zu lernen, sondern alles entweder an das zu reihen, was sie schon wußte, oder für das, was sie künftig daran zu knüpfen gedenkt: sie berechnet also ihren Vorrat, den sie gesammlet oder noch zu sammlen gedenkt, und so wird sie eine Kraft unverrückt zu sammlen. Solch eine Kette geht bis an den Tod fort: gleichsam nie der ganze Mensch, immer in Entwicklung, im Fortgange, in Vervollkommnung. Eine Würksamkeit hebt sich durch die andre, eine baut auf die andre, eine entwickelt sich aus der andren. Es werden Lebensalter, Epochen, die wir nur nach den Stufen der Merklichkeit benennen, die aber, weil der Mensch nie fühlt, wie er wächset, sondern nur immer wie er gewachsen ist, sich in ein Unendlichkleines teilen lassen. Wir wachsen immer aus einer Kindheit, so alt wir sein mögen, sind immer im Gange, unruhig, ungesättigt; das Wesentliche unsres Lebens ist nie Genuß sondern immer Progression, und wir sind nie Menschen gewesen, bis wir — zu Ende gelebt haben; dahingegen die Biene Biene war, als sie ihre erste Zelle bauete.

Zu allen Zeiten würkt freilich dies Gesetz der Vervollkommnung, der Progression durch Besonnenheit nicht gleich merklich; ist aber das minder Merkliche deswegen nicht da? Im Traume, im Gedankentraume, denkt der Mensch nicht so ordentlich und deutlich als wachend; deswegen aber denkt er noch immer als ein Mensch — als Mensch in einem Mittelzustande, nie als ein völliges Tier. Bei einem Gesunden müssen seine Träume so gut eine Regel der Verbindung haben als seine wachenden Gedanken; nur daß es nicht dieselbe Regel sein oder diese so einförmig würken kann; selbst diese Ausnahmen zeugen also von der Gültigkeit des Hauptgesetzes, und die offenbaren Krankheiten und unnatürlichen Zustände, Ohnmachten, Verrückungen usw. zeugen es noch mehr. Nicht jede Handlung der Seele ist unmittelbar eine Folge der Besinnung, jede aber eine Folge der Besonnenheit; keine, so wie sie beim Menschen geschiehet, könnte sich äußern, wenn der Mensch nicht Mensch wäre und nach solchem Naturgesetz dächte.

Konnte nun der erste Zustand der Besinnung des Menschen nicht ohne Wort der Seele würklich

werden, so werden alle Zustände der Besonnenheit in ihm sprachmäßig, seine Kette von Gedanken wird eine Kette von Worten.

Will ich damit sagen, daß der Mensch jede Empfindung seines dunkelsten Gefühls zu einem Worte machen, oder sie nicht anders als mittelst eines Worts empfinden könne? — Unsinn wäre es, dies zu sagen, da gerade umgekehrt bewiesen ist: was sich bloß durchs dunkle Gefühl empfinden läßt, ist keines Worts für uns *fähig*, weil es keines deutlichen Merkmals fähig ist. Die Basis der Menschheit ist also, wenn wir von willkürlicher Sprache reden, unaussprechlich. — — Aber ist denn Basis die ganze Figur? Fußgestelle die ganze Bildsäule? Ist der Mensch seiner ganzen Natur nach denn eine bloß dunkel fühlende Auster? Lasset uns also den ganzen Faden seiner Gedanken nehmen: da er von Besonnenheit gewebt ist, da sich in ihm kein Zustand findet, der im ganzen genommen nicht selbst Besinnung sei oder doch in Besinnung aufgeklärt werden könne, da bei ihm das Gefühl nicht *herrschet*, sondern die ganze Mitte seiner Natur auf feinere Sinne, Gesicht und Gehör, fällt, und diese ihm immerfort Sprache geben: so folgt, daß im ganzen genommen

auch kein Zustand in der menschlichen Seele sei, der nicht wortfähig oder würklich durch Worte der Seele bestimmt werde.

Es müßte der dunkelste Schwärmer oder ein Vieh, der abstrakteste Götterseher oder eine träumende Monade sein, der *ganz ohne Worte dächte*. Und in der menschlichen Seele ist, wie wir selbst in Träumen und bei Verrückten sehen, kein solcher Zustand möglich. So kühn es klinge, so ist's wahr: der Mensch empfindet mit dem Verstande und spricht, indem er denket. — — Und indem er nun immer so fortdenket und, wie wir gesehen, jeden Gedanken in der Stille mit dem vorigen und der Zukunft zusammenhält: so muß

jeder Zustand, der durch Reflexion so verkettet ist, besser denken, mithin auch besser sprechen.

Lasset ihm den freien Gebrauch seiner Sinne; da der Mittelpunkt dieses Gebrauchs in Gesicht und Gehör fällt,

wo jenes ihm Merkmal und dieses Ton zum Merkmale gibt, so wird mit jedem leichtern, gebildetern Gebrauch dieser Sinne ihm Sprache fortgebildet. Lasset ihm den freien Gebrauch seiner Seelenkräfte; da der Mittelpunkt ihres Gebrauchs auf Besonnenheit fällt, mithin nicht ohne Sprache ist, so wird mit jedem leichtern, gebildetern Gebrauch der Besonnenheit ihm Sprache mehr gebildet. Folglich wird die Fortbildung der Sprache dem Menschen so natürlich als seine Natur selbst.

Wer ist nun, der den Umfang der Kräfte einer Menschenseele kenne, wenn sie sich zumal in aller Anstrengung gegen Schwürigkeiten und Gefahren äußern? Wer ist, der den Grad der Vollkommenheit abwiege, zu dem sie durch eine beständige, innig verwickelte, so vielfache Fortbildung gelangen kann? Und da alles auf Sprache hinausläuft, wie ansehnlich, was ein einzelner Mensch zur Sprache sammlen muß! Mußte sich schon der Blinde und Stumme auf seinem einsamen Eilande eine dürftige Sprache schaffen — der Mensch, der Lehrling aller Sinne, der Lehrling der ganzen Welt, wie weit reicher muß er werden! Was soll er genießen? Sinne, Geruch, Witterung für die Kräuter, die ihm gesund, Abneigung für die, so ihm schädlich sind, hat die Natur ihm nicht gegeben; er muß also versuchen, schmecken, wie die Europäer in Amerika den Tieren absehen, was eßbar sei, sich also Merkmale der Kräuter, mithin Sprache sammlen. Er hat nicht Stärke gnug, um dem Löwen zu begegnen; er entweiche also ferne von ihm, kenne ihn von fern an seinem Schalle, und um ihm menschlich und mit Bedacht entweichen zu können, lerne er ihn und hundert andre schädliche Tiere deutlich erkennen, mithin sie nennen. Je mehr er nun Erfahrungen sammlet, verschiedne Dinge und von verschiednen Seiten kennen lernt, desto reicher wird seine Sprache. Je öfter er diese Erfahrungen siehet und die Merkmale bei sich wiederholet, desto fester und geläufiger wird seine Sprache. Je mehr er unterscheidet und unter einander ordnet, desto ordentlicher wird seine Sprache. Dies Jahre durch, in einem muntern Leben, in steten Abwechselungen, in beständigem Kampf mit Schwürigkeiten und Notdurft, mit beständiger Neuheit der Gegenstände fortgesetzt: ist der Anfang zur

Sprache unbeträchtlich? Und siehe! es ist nur das Leben eines einzigen Menschen! . . .

Wir gesellschaftlichen Menschen denken uns in einen solchen Zustand nur immer mit Zittern hinein: „Ei, wenn der Mensch sich gegen alles auf so langsame, schwache, unhinreichende Art erst retten soll durch Vernunft, durch Überlegung — wie langsam überlegt diese! und wie schnell, wie andringend sind seine Bedürfnisse, seine Gefahren!“ Es kann dieser Einwurf freilich mit Beispielen sehr ausgeschmückt werden; er streitet aber immer gegen eine ganz andre Spitze, als die wir verteidigen. Unsre Gesellschaft, die viele Menschen zusammengebracht, daß sie mit ihren Fähigkeiten und Verrichtungen eins sein sollen, muß also von Jugend auf Fähigkeiten verteilen und Gelegenheiten ausspenden, daß eine für der andern gebildet werde. So wird der eine Mensch für die Gesellschaft gleichsam ganz Algebra, ganz Vernunft, sowie sie am andern bloß Herz, Mut und Faust braucht; der nützt ihr, daß er kein Genie und viel Fleiß, jener, daß er Genie in einem und in allem andern nichts habe. Jedes Triebrad muß sein Verhältnis und Stelle haben, sonst machen sie kein Ganzes einer Maschine. — Aber daß man diese Verteilung der Seelenkräfte, da man alle andre merklich erstickt, um in einer andre zu übertreffen, nicht in den Zustand eines natürlichen Menschen übertrage. Setzet einen Philosophen, in der Gesellschaft geboren und erzogen, der nichts als seinen Kopf zu denken und seine Hand zum Schreiben geübet, setzet ihn mit einmal aus allem Schutz und gegenseitigen Bequemlichkeiten, die ihm die Gesellschaft für seine einseitigen Dienste leistet, hinaus: er soll sich selbst in einem unbekannten Lande Unterhalt suchen und gegen die Tiere kämpfen und in allem eigner Schutzgott sein — wie verlegen! er hat dazu weder Sinne noch Kräfte, noch Übung in beiden. Vielleicht hat er in den Irrgängen seiner Abstraktion Geruch und Gesicht und Gehör und rasche Erfindungsgabe und gewiß jenen Mut, jene schnelle Entschließung verloren, die sich nur unter Gefahren bildet und äußert, die in steter neuer Würksamkeit sein will, oder sie entschläft. . . .

Es ist für mich unbegreiflich, wie unser Jahrhundert

so tief in die Schatten, in die dunkeln Werkstätten des Kunstmäßigen sich verlieren kann, ohne auch nicht einmal das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur erkennen zu wollen. Aus den größesten Heldentaten des menschlichen Geistes, die er nur im Zusammenstoß der lebendigen Welt tun und äußern konnte, sind Schulübungen im Staube unsrer Lehrkerker, aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst und Beredsamkeit Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrases lernen und Regeln klauben. Wir haschen ihre Formalitäten und haben ihren Geist verloren; wir lernen ihre Sprache und fühlen nicht die lebendige Welt ihrer Gedanken. Derselbe Fall ist's mit unsern Urteilen über das Meisterstück des menschlichen Geistes, die Bildung der Sprache überhaupt. Da soll uns das tote Nachdenken Dinge lehren, die bloß aus dem lebendigen Hauche der Welt, aus dem Geiste der großen würksamen Natur den Menschen beseelen, ihn aufrufen und fortbilden konnten. Da sollen die stumpfen, späten Gesetze der Grammatiker das Göttlichste sein, was wir verehren, und vergessen die wahre göttliche Sprachnatur, die sich in ihrem Herzen mit dem menschlichen Geiste bildete, so unregelmäßig sie auch scheine. Die Sprachbildung ist in die Schatten der Schule gewichen, aus denen sie nichts mehr für die lebendige Welt würket; drum soll auch nie eine helle Welt gewesen sein, in der die ersten Sprachenbilder leben, fühlen, schaffen und dichten mußten. — Ich berufe mich auf das Gefühl derer, die den Menschen im Grunde seiner Kräfte, und das Kräftige, Mächtige, Große in den Sprachen der Wilden, und Wesen der Sprache überhaupt nicht verkennen — daher fahre ich fort:

Zweites Naturgesetz.

Der Mensch ist in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Herde, der Gesellschaft: die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, notwendig. . . .

Der Mensch ist ein schwächeres Tier, was in mehrern Himmelsgegenden sehr übel den Jahrszeiten ausgesetzt wäre: das menschliche Weib hat also, als Schwangere,

als Gebärerin, einer gesellschaftlichen Hilfe mehr nötig als der Strauß, der seine Eier in die Wüste leget.

Endlich insonderheit **das menschliche Junge**, der auf die Welt gesetzte Säugling, wie sehr ist er ein Vasall menschlicher Hülfe und geselliger Erbarmung! Aus einem Zustande, wo er als Pflanze am Herzen seiner Mutter hing, wird er auf die Erde geworfen — das schwächste, hülfloseste Geschöpf unter allen Tieren, wenn nicht mütterliche Brüste da wären, ihn zu nähren, und väterliche Knie entgegen kämen, ihn als Sohn aufzunehmen. Wem wird hiemit nicht **Haushaltung der Natur zur Gesellung der Menschheit** vorleuchtend? und zwar die so unmittelbar, so nahe am Instinkt, als es bei einem besonnenen Geschöpf sein konnte. —

Ich muß den letzten Punkt mehr entwickeln, denn in ihm zeigt sich das Werk der Natur am augenscheinlichsten, und mein Schluß wird hieraus nur desto schneller. Wenn man alles, wie unsre groben Epikuräer, aus blinder Wollust oder unmittelbarem Eigennutz erklären will — wer kann das Gefühl der Eltern gegen Kinder erklären? und die starken Bande, die dadurch bewürkt werden? Siehe! dieser arme Erdbewohner kommt elend auf die Welt, ohne zu wissen, daß er elend sei: er ist der Erbarmung bedürftig, ohne daß er sich ihrer im mindsten wert machen könnte: er weinet — aber selbst dies Weinen müßte so beschwerlich werden, als das Geheul des Philoktet, der doch so viel Verdienste hatte, den Griechen, die ihn der wüsten Insel übergaben. Hier müßten also eben nach unsrer kalten Philosophie die Bande der Natur am ehesten reißen, wo sie am stärksten würken. Die Mutter hat sich der Frucht, die ihr so viel Ungemach machte, endlich mit Schmerzen entledigt: kommt's bloß auf Vergnügen und neue Wollust an, so wirft sie sie weg. Der Vater hat in wenigen Minuten seine Brunst gekühlet — was soll er sich weiter um Mutter und Kind, als Gegenstände seiner Mühe, bekümmern: er läuft, wie **Rousseaus** Manntier, in den Wald und sucht sich einen andern Gegenstand seines tierischen Vergnügens. Wie ganz umgekehrt ist hier die Ordnung der Natur bei Tieren und Menschen, und wie weiser! Eben die Schmerzen und Ungemächlichkeiten vermehren die mütterliche Liebe! eben

das Bejammerns- und nicht Liebenswürdige des Säuglings, das Schwache, Hinfällige seines Temperaments, die beschwerliche, verdrießliche Mühe der Erziehung verdoppelt die Regungen seiner Eltern! Die Mutter sieht den Sohn mit wärmerer Wallung an, der ihr die meisten Schmerzen gekostet, der ihr am öftersten mit seinem Abschiede gedrohet, auf den ihre meisten Zähren des Kummers flossen. Der Vater sieht den Sohn mit wärmerer Wallung an, den er frühe aus einer Gefahr riß, den er mit der größten Mühwaltung erzog, der ihm in Unterricht und Bildung das meiste kostete. Und so weiß auch im Ganzen des Geschlechts die Natur aus der Schwachheit Stärke zu machen. Eben deswegen kommt der Mensch so schwach, so dürftig, so verlassen von dem Unterricht der Natur, so ganz ohne Fertigkeiten und Talente auf die Welt, wie kein Tier, damit er, wie kein Tier, eine Erziehung genieße, und das menschliche Geschlecht, wie kein Tiergeschlecht, ein innig verbundnes Ganze werde! . . .

Jeder Vogel bringt die Geschicklichkeit, Nester zu bauen, aus seinem Ei und nimmt sie auch, ohne sie fortzupflanzen, in sein Grab: die Natur unterrichtet für ihn. Alles bleibt also einzeln, das unmittelbare Werk der Natur, und so wird keine Progression der Seele des Geschlechts, kein Ganzes, wie es die Natur am Menschen wollte. Den band sie also durch Not und einen zuvorkommenden Elterntrieb, für den die Griechen das Wort στοργη hatten, zusammen, und so wurde ein Band des Unterrichts und der Erziehung ihm wesentlich. Da hatten Eltern den Kreis ihrer Ideen nicht für sich gesammlet; er war zugleich da, um mitgeteilt zu werden, und der Sohn hat den Vorteil, den Reichtum ihres Geistes schon frühe, wie im Auszuge zu erben. Jene tragen die Schuld der Natur ab, indem sie lehren; diese füllen das ideenlose Bedürfnis ihrer Natur aus, indem sie lernen, so wie sie nachher wieder ihre Schuld der Natur abtragen werden, diesen Reichtum mit Eignem zu vermehren und ihn wieder weiter fortzupflanzen. Kein einzelner Mensch ist für sich da; er ist in das Ganze des Geschlechts eingeschoben, er ist nur eins für die fortgehende Folge.

Was dies auf die ganze Kette für Würkung tue, sehen

wir später; hier schränken wir uns nur auf den Zusammenhang der ersten zween Ringe ein: auf die Bildung einer Familiendenkart durch den Unterricht der Erziehung und —

da der Unterricht der eignen Seele, der Ideenkreis der Eltern Sprache ist, so wird die Fortbildung des menschlichen Unterrichts durch den Geist der Familie, durch den die Natur das ganze Geschlecht verknüpft hat, auch Fortbildung der Sprache.

Warum hängt dieser Unmündige so schwach und unwissend an den Brüsten seiner Mutter, an den Knien seines Vaters? Damit er lehrbegierig sei und Sprache lerne. Er ist schwach, damit sein Geschlecht stark werde. Nun teilt sich ihm mit der Sprache die ganze Seele, die ganze Denkart seiner Erzeuger mit; aber eben deswegen teilen sie es ihm gerne mit, weil es ihr Selbstgedachtes, Selbstgefühltes, Selbsterfundenes ist, was sie mitteilen. Der Säugling, der die ersten Worte stammlet, stammlet die Gefühle seiner Eltern wieder und schwört mit jedem frühen Stammlen, nachdem sich seine Zunge und Seele bildet, diese Gefühle zu verewigen, so wahr er sie Vater- oder Muttersprache nennet. Lebenslang werden diese ersten Eindrücke seiner Kindheit, diese Bilder aus der Seele und dem Herzen seiner Eltern in ihm leben und würken: mit dem Wort wird das ganze Gefühl wiederkommen, was damals frühe seine Seele überströmte; mit der Idee des Worts alle Nebenideen, die ihm damals bei diesem neuen frühen Morgenausblick in das Reich der Schöpfung vorlagen — sie werden wiederkommen und mächtiger würken als die reine, klare Hauptidee selbst. Das wird also Familiendenkart, und mithin Familiensprache. . . .

O, die Gesetze der Natur sind mächtiger als alle Konventionen, die die schlaue Politik schließet, und der weise Philosoph aufzählen will! Die Worte der Kindheit — diese unsre frühen Gespielen in der Morgenröte des Lebens, mit denen sich unsre ganze Seele zusammen bildete — wenn werden wir sie verkennen? wenn werden wir sie vergessen? Unsre Muttersprache war ja zugleich die erste Welt, die wir sahen, die ersten Empfindungen, die wir fühlten, die erste Würksamkeit und Freude, die

wir genossen! Die Nebenideen von Ort und Zeit, von Liebe und Haß, von Freude und Tätigkeit, und was die feurige, heraufwallende Jugendseele sich dabei dachte, wird alles mit verewigt — nun wird die Sprache schon Stamm!

Und je kleiner dieser Stamm ist, desto mehr gewinnt er an innerer Stärke. Unsre Väter, die nichts selbst gedacht, nichts selbst erfunden, die alles mechanisch gelernt haben — was bekümmern sich die um Unterricht ihrer Söhne, um Verewigung dessen, was sie ja selbst nicht besitzen! Aber der erste Vater, die ersten dürftigen Spracherfinder, die fast an jedem Worte die Arbeit ihrer Seele hingaben, die überall in der Sprache noch den warmen Schweiß fühlten, den er ihrer Würksamkeit gekostet — welchen Informator konnten die bestellen? Die ganze Sprache ihrer Kinder war ein Dialekt ihrer Gedanken, ein Loblied ihrer Taten, wie die Lieder Ossians auf seinen Vater Fingal.

Rousseau und andre haben so viel Paradoxien über den Ursprung und das Anrecht des ersten Eigentums gemacht; und hätte der erste nur die Natur seines geliebten Tiermenschen befragt, so hätte der ihm geantwortet. Warum gehört diese Blume der Biene, die auf ihr sauget? Die Biene wird antworten: weil mich die Natur zu diesem Saugen gemacht hat; mein Instinkt, der auf diese und keine andre Blume hinfällt, ist mir Diktator gnug, der mir sie und ihren Garten zum Eigentum anweise. Und wenn wir nun den ersten Menschen fragen: wer hat dir das Recht auf diese Kräuter gegeben? was kann er antworten als: die Natur, die mir Besinnung gab. Diese Kräuter habe ich mit Mühe kennen gelernt; mit Mühe habe ich sie mein Weib und meinen Sohn kennen gelehrt; wir alle leben von ihnen. Ich habe mehr Recht daran als die Biene, die darauf summet, und das Vieh, das darauf weidet; denn die haben alle die Mühe des Kennenlernens und Kennenlehrens nicht gehabt. Jeder Gedanke also, den ich darauf gezeichnet, ist ein Siegel meines Eigentums, und wer mich davon vertreibet, der nimmt mir nicht bloß mein Leben, wenn ich diesen Unterhalt nicht wieder finde, sondern würklich auch den Wert meiner verlebten Jahre, meinen Schweiß, meine Mühe, meine

Gedanken, meine Sprache — ich habe sie mir erworben! Und sollte für den Erstling der Menschheit eine solche Signatur der Seele auf eine Sache durch Kennenlernen, durch Merkmal, durch Sprache nicht mehr Recht des Eigentums sein als ein Stempel in der Münze?

Wie viel Ordnung und Ausbildung bekommt die Sprache also schon eben damit, daß sie väterliche Lehre wird! Wer lernt nicht, indem er lehret? Wer versichert sich nicht seiner Ideen, wer mustert nicht seine Worte, indem er sie andern mitteilt und sie so oft von den Lippen des Unmündigen stammlen höret? Hier gewinnt also schon die Sprache eine Form der Kunst, der Methode. Hier wurde die erste Grammatik, die ein Abdruck der menschlichen Seele und ihrer natürlichen Logik war, schon durch eine scharf prüfende Zensur berichtigt. . . .

Und welcher Schatz ist Familiensprache für ein werdendes Geschlecht! Fast in allen kleinen Nationen aller Weltteile, so wenig gebildet sie auch sein mögen, sind Lieder von ihren Vätern, Gesänge von den Taten ihrer Vorfahren der Schatz ihrer Sprache und Geschichte und Dichtkunst, ihre Weisheit und ihre Aufmunterung, ihr Unterricht und ihre Spiele und Tänze. Die Griechen sangen von ihren Argonauten, von Herkules und Bacchus, von Helden und Trojabezwingern, und die Kelten von den Vätern ihrer Stämme, von Fingal und Ossian. Unter Peruanern und Nordamerikanern, auf den Karaibischen und Marianischen Inseln herrscht noch dieser Ursprung der Stammessprache in den Liedern ihrer Stämme und Väter, sowie fast in allen Teilen der Welt Vater und Mutter ähnliche Namen haben. Nur läßt sich auch eben hier anmerken, warum unter so manchen Völkern, von denen wir Beispiele angeführt, das männliche und weibliche Geschlecht fast zwo verschiedne Sprachen haben, nämlich weil beide nach den Sitten der Nation, als das edle und unedle Geschlecht, fast zwei ganz abgetrennte Völker ausmachen, die nicht einmal zusammen speisen. Nach dem nun die Erziehung väterlich oder mütterlich war, so mußte auch die Sprache Vater- oder Muttersprache werden, sowie nach der Sitte der Römer es gar *lingua vernacula* wurde.

Drittes Naturgesetz.

So wie das ganze menschliche Geschlecht unmöglich eine Herde bleiben konnte, so konnte es auch nicht eine Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedner Nationalsprachen.

Im eigentlichen metaphysischen Verstande ist schon nie eine Sprache bei Mann und Weib, Vater und Sohn, Kind und Greis möglich. Man gehe z. E. unter den Morgenländern die langen und kurzen Vokale, die mancherlei Hauche und Kehlbuchstaben, die leichte und so mannigfaltige Verwechselung der Buchstaben von einerlei Organ, die Ruhe- und Sprachzeichen mit allen Verschiedenheiten, die sich schriftlich so schwer ausdrücken lassen, durch: Ton und Akzent, Vermehrung und Verringerung desselben und hundert andre zufällige Kleinigkeiten in den Elementen der Sprache, und bemerke auf der andern Seite die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge bei beiderlei Geschlecht, in der Jugend und im Alter, auch nur bei zween gleichen Menschen nach so manchen Zufällen und Einzelheiten, die den Bau dieser Organe verändern, bei so manchen Gewohnheiten, die zur zweiten Natur werden usw. So wenig als es zween Menschen ganz von einerlei Gestalt und Gesichtszügen, so wenig kann es zwo Sprachen, auch nur der Aussprache nach, im Munde zweener Menschen geben, die doch nur eine Sprache wären.

Jedes Geschlecht wird in seine Sprache Haus- und Familienton bringen: das wird, der Aussprache nach, verschiedne Mundart.

Klima, Luft und Wasser, Speise und Trank, werden auf die Sprachwerkzeuge und natürlich auch auf die Sprache einfließen.

Die Sitte der Gesellschaft und die mächtige Göttin der Gewohnheit werden bald nach Gebärden und Anstand diese Eigenheiten und jene Verschiedenheiten einführen — ein Dialekt. — — Ein philosophischer Versuch über die verwandten Spracharten der Morgenländer wäre der angenehmste Beweis dieser Sätze.

Das war nur Aussprache. Aber Worte selbst, Sinn, Seele der Sprache — welch ein unendliches Feld von

Verschiedenheiten! Wir haben gesehen, wie die ältesten Sprachen voller Synonyme haben werden müssen, und wenn nun von diesen Synonymen dem einen dies, dem andern jenes geläufiger, seinem Sehepunkt angemessner, seinem Empfindungskreise ursprünglicher, in seiner Lebensbahn öfter vorkommend, kurz von mehrerm Eindruck auf ihn wurde, so gab's Lieblingsworte, eigne Worte, Idiotismen, ein Idiom der Sprache.

Bei jenem ging jenes Wort aus, das blieb. Jenes ward durch einen Nebengesichtspunkt von der Hauptsache weggebogen; hier veränderte sich mit der Zeitfolge der Geist des Hauptbegriffs selbst — da wurden also eigne Biegungen, Ableitungen, Veränderungen, Vor- und Zusätze und Versetzungen und Wegnahmen von ganzen und halben Bedeutungen — ein neues Idiom! Und das alles so natürlich, als Sprache dem Menschen Sinn seiner Seele ist.

Je lebendiger eine Sprache, je näher sie ihrem Ursprunge und also noch in den Zeiten der Jugend und des Wachstums ist, desto veränderlicher. Ist sie nur in Büchern da, wo sie nach Regeln gelernt, nur in Wissenschaften und nicht im lebendigen Umgange gebraucht wird, wo sie ihre bestimmte Zahl von Gegenständen und von Anwendungen hat, wo also ihr Wörterbuch geschlossen, ihre Grammatik geregelt, ihre Sphäre fixiert ist — eine solche Sprache kann noch eher im Merklichen unverändert bleiben, und doch auch da nur im Merklichen — — Allein eine im wilden freien Leben, im Reich der großen, weiten Schöpfung, noch ohne förmlich geprägte Regeln, noch ohne Bücher und Buchstaben und angenommene Meisterstücke, so dürftig und unvollendet, um noch täglich bereichert werden zu müssen, und so jugendlich gelenkig, um es noch täglich auf den ersten Wink der Aufmerksamkeit, auf den ersten Befehl der Leidenschaft und Empfindung werden zu können — sie muß sich verändern in jeder neuen Welt, die man sieht, in jeder Methode, nach der man denkt und fortdenkt. Ägyptische Gesetze der Einförmigkeit können hier nicht das Gegenteil bewürken.

Nun ist offenbar der ganze Erdboden für das Menschengeschlecht und dies für den ganzen Erdboden gemacht — (ich sage nicht: jeder Bewohner der

Erde, jedes Volk ist plötzlich durch den raschesten Übersprung für das entgegengesetzteste Klima und so für alle Weltzonen, sondern das ganze Geschlecht für den ganzen Erdkreis). Wo wir uns umher sehen, da ist der Mensch so zu Hause wie die Landtiere, die ursprünglich für diese Gegend bestimmet sind. Er dauret in Grönland unter dem Eise und bratet sich in Guinea unter der senkrechten Sonne, ist auf seinem Felde, wenn er in Lappland mit dem Renntier über den Schnee schlüpft, und wenn er die arabische Wüste mit dem durstigen Kamel durchtrabet. Die Höhle der Troglodyten und die Bergspitzen der Kabylen, der Rauchkamin der Ostiaken und der goldne Palast des Moguls enthält — Menschen. Für die ist die Erde am Pol geplättet und am Äquator erhöhet, für die wälzt sie sich so und nicht anders um die Sonne, für die sind ihre Zonen und Jahreszeiten und Veränderungen — und diese sind wieder für die Zonen, für die Jahreszeiten und Veränderungen der Erde. Das Naturgesetz ist also auch hier sichtbar: Menschen sollen überall auf der Erde wohnen, da jede Tiergattung bloß ihr Land und engere Sphäre haben: der Erdbewohner wird sichtbar. Und ist das, so wird auch seine Sprache Sprache der Erde. Eine neue in jeder neuen Welt; Nationalsprache in jeder Nation — ich kann alle vorige Bestimmungsursachen der Veränderung nicht wiederholen — die Sprache wird ein Proteus auf der runden Oberfläche der Erde....

Die Trennung der Familien in abgesonderte Nationen geht gewiß nicht nach den langweiligen Verhältnissen von Entfernung, Wanderung, neuer Beziehung und dergl., wie der müßige kalte Philosoph den Zirkel in der Hand auf der Landkarte abmißt, und wie nach diesem Maße große Bücher von Verwandtschaften der Völker geschrieben worden, an denen alles, nur die Regel nicht wahr ist, nach der alles berechnet wurde. Tun wir einen Blick in die lebendige, würksame Welt, so sind Triebfedern da, die die Verschiedenheit der Sprache unter den nahen Völkern sehr natürlich veranlassen müssen, nur man wolle den Menschen nach keinem Lieblingssystem umzwingen. Er ist kein Rousseauscher Waldmann: er hat Sprache. Er ist kein Hobbesischer Wolf: er hat eine Familiensprache. Er ist aber auch in andern Verhältnissen kein unzeitiges

Lamm: er kann sich also entgegengesetzte Natur, Gewohnheit und Sprache bilden — kurz, *der Grund von dieser Verschiedenheit so naher, kleiner Völker in Sprache, Denk- und Lebensart ist — gegenseitiger Familien- und Nationalhaß.*

Ohne alle Verschwärzung und Verketzerung der menschlichen Natur können zween oder mehrere nahe Stämme, wenn wir uns in ihre Familiendenkart setzen, nicht anders, als bald Gegenstände des Zwistes finden. Nicht bloß, daß ähnliche Bedürfnisse sie bald in einen Streit, wenn ich so sagen darf, des Hungers und Durstes verwickeln, wie sich z. E. zwo Rotten von Hirten über Brunnen und Weide zanken und nach Beschaffenheit der Weltgegenden oft sehr natürlich zanken dörfen; ein viel heißerer Funke glimmt ihr Feuer an — Eifersucht, Gefühl der Ehre, Stolz auf ihr Geschlecht und ihren Vorzug. Dieselbe Familienneigung, die, in sich selbst gekehrt, Stärke der Eintracht eines Stammes gab, macht, außer sich gekehrt gegen ein andres Geschlecht, Stärke der Zwietracht, Familienhaß: dort zog's viele zu Einem desto fester zusammen, hier macht's aus zwei Parteien gleich Feinde. Der Grund dieser Feindschaft und ewigen Kriege ist in solchem Falle mehr edle menschliche Schwachheit als niederträchtiges Laster.

Da die Menschheit auf dieser Stufe der Bildung mehr Kräfte der Würksamkeit als Güter des Besitzes hat, so ist auch der Stolz auf jene mehr Ehrenpunkt als das leidige Besitztum der letzten wie in spätern nervenlosen Zeiten. Ein braver Mann zu sein und einer braven Familie zugehören war aber im damaligen Zeitalter fast eins, da der Sohn in vielem Betracht noch eigentlicher als bei uns seine Tugend und Tapferkeit vom Vater erbte, lernte, und der ganze Stamm überhaupt bei allen Gelegenheiten für einen braven Mann stand. Es ward also bald das Wort natürlich: *wer nicht mit und aus uns ist, der ist unter uns!* Der Fremdling ist schlechter als wir, ist *Barbar.* In diesem Verstande war Barbar das Losungswort der Verachtung: ein Fremder und zugleich ein Unedlerer, der uns an Weisheit oder Tapferkeit, oder was der Ehrenpunkt des Zeitalters sei, nicht gleichkommt.

Nun ist dies freilich, wie ein Engländer richtig an-

merkt, wenn es bloß auf Eigennutz und Sicherheit des Besitzes ankommt, kein Grund zum Hasse, daß der Nachbar nicht so tapfer als wir ist, sondern wir sollten uns in der Stille darüber freuen. Allein, eben weil diese Meinung nur Meinung und von beiden Teilen, die gleiches Gefühl des Stammes haben, gleiche Meinung ist, so ist eben damit die Trompete des Krieges geblasen. Das gilt die Ehre; das weckt den Stolz und Mut des ganzen Stammes — von beiden Seiten Helden und Patrioten! Und weil jeden die Ursache des Krieges traf, und jeder sie einsehen und fühlen konnte, so wurde der Nationalhaß in ewigen, bittern Kriegen verewigt, und da war die zweite Synonyme fertig: wer nicht mit mir ist, ist gegen mich. Barbar und Gehässiger! Fremdling, Feind! wie bei den Römern ursprünglich das Wort *hostis*!

Das dritte folgte unmittelbar: völlige Trennung und Absonderung. Wer wollte mit einem solchen Feinde, dem verächtlichen Barbar, was gemein haben? keine Familiengebräuche, kein Andenken an einen Ursprung, und am wenigsten Sprache, da Sprache eigentlich Merkwort des Geschlechts, Band der Familie, Werkzeug des Unterrichts, Heldengesang von den Taten der Väter, und die Stimme derselben aus ihren Gräbern war. Die konnte also unmöglich einerlei bleiben, und so schuf dasselbe Familiengefühl, das eine Sprache gebildet hatte, da es Nationalhaß wurde, oft Verschiedenheit, völlige Verschiedenheit der Sprache. Er ist Barbar, er redet eine fremde Sprache — die dritte, so gewöhnliche Synonyme.

So umgekehrt die Etymologie dieser Worte scheine, so beweiset doch die Geschichte aller kleinen Völker und Sprachen, über die die Frage gilt, völlig ihre Wahrheit; die Absätze der Etymologie sind auch nur Abstraktionen, nicht Trennungen in der Geschichte. Alle solche nahen Polyglotten sind zugleich die grimmigsten, unversöhnlichsten Feinde, und zwar alle nicht aus Raub und Habsucht, da sie meistens nicht plündern, sondern nur töten und verwüsten und dem Schatten ihrer Väter opfern. Schatten der Väter sind die Gottheiten und die einzigen unsichtbaren Maschinen der ganzen blutigen Epopö, wie in den Gesängen Ossians. Sie sind's, die den Anführer in Träumen wecken und beleben, und denen er seine

Nächte wacht; sie sind's, deren Namen seine Begleiter in Schwüren und Gesängen nennen; sie sind's, denen man die Gefangnen in allen Martern weihet, und sie sind's auch gegenteils, die den Gemarterten in seinen Gesängen und Todesliedern stärken. Verewigter Familienhaß ist also die Ursache ihrer Kriege, ihrer so eifersüchtigen Abtrennungen in Völker, die oft kaum nur Familien gleichen, und nach aller Wahrscheinlichkeit auch der völligen Unterschiede ihrer Gebräuche und Sprachen.

Eine morgenländische Urkunde über die Trennung der Sprachen (die ich hier nur als ein poetisches Fragment zur Archäologie der Völkergeschichte betrachte) bestätigt durch eine sehr dichterische Erzählung, was so viel Nationen aller Weltteile durch ihr Beispiel bestätigen. Nicht allmählich verwandelten sich die Sprachen, wie sie der Philosoph durch Wanderungen vervielfältigt; die Völker vereinigten sich, sagt das Poem, zu einem großen Werke; da floß über sie der Taumel der Verwirrung und der Vielheit der Sprachen — daß sie abließen und sich trennten — was war dies, als eine schnelle Verbitterung und Zwietracht, zu der eben ein solches großes Werk den reichsten Anlaß gab? Da wachte der vielleicht bei einer kleinen Gelegenheit beleidigte Familiengeist auf; Bund und Absicht zerschlug sich, der Funke der Uneinigkeit schoß in Flammen, sie flogen auseinander und taten das jetzt um so heftiger, dem sie durch ihr Werk hatten zuvorkommen wollen: sie verwirrten das Eine ihres Ursprungs, ihre Sprache. So wurden verschiedne Völker, und da, sagt der spätere Bericht, heißt noch die Trümmer: Verwirrung der Völker! — Wer den Geist der Morgenländer in ihren oft so umhergeholten Einkleidungen und episch wunderbaren Geschichten kennet (ich will hier für die Theologie keine höhere Veranstaltung ausschließen), der wird vielleicht den sinnlich gemachten Hauptgedanken nicht verkennen, daß Veruneinigung über einer großen gemeinschaftlichen Absicht, und nicht bloß die Völkerwandrung mit eine Ursache zu so vielen Sprachen geworden.

Dies morgenländische Zeugnis (was ich doch überdem hier nur als Poem anführen wollte) dahingestellet, siehet man, daß die Vielheit der Sprachen keinen Ein-

wurf gegen das Natürliche und Menschliche der Fortbildung einer Sprache abgeben könne. Hier und da können freilich Berge durch Erdbeben hervorgehoben sein; allein folgt denn daraus, daß die Erde im ganzen mit ihren Gebürgen und Strömen und Meeren nicht ihre Gestalt aus Wasser könne gewonnen haben? Nur freilich wird auch eben damit den Etymologisten und Völkerforschern ein nützlicher Stein der Behutsamkeit auf die Zunge gelegt, aus den Sprachunähnlichkeiten nicht zu despotisch auf ihre Abstammung zu schließen. Es können Familien sehr nahe verwandt sein und doch Ursache gehabt haben, die Verwandtschaft der Wappen zu unterdrücken. Der Geist solcher kleinen Völker gibt dazu Ursache gnug.

Viertes Naturgesetz.

So wie nach aller Wahrscheinlichkeit das menschliche Geschlecht ein progressives Ganze von einem Ursprunge in einer großen Haushaltung ausmacht, so auch alle Sprachen, und mit ihnen die ganze Kette der Bildung.

Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über einen Menschen waltet: seine Seele ist gewohnt, immer das, was sie sieht, zu reihen mit dem, was sie sahe, und durch Besonnenheit wird also ein progressives Eins aller Zustände des Lebens — mithin Fortbildung der Sprache.

Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über ein Menschengeschlecht waltet, daß durch die Kette des Unterrichts Eltern und Kinder eins werden, und jedes Glied also nur von der Natur zwischen zwei andre hingeschoben wird, um zu empfangen und mitzuteilen — dadurch wird Fortbildung der Sprache.

Endlich geht dieser sonderbare Plan auch aufs ganze Menschengeschlecht fort, und dadurch wird eine Fortbildung im höchsten Verstande, die aus den beiden vorigen unmittelbar folgt.

Jedes Individuum ist Mensch, folglich denkt er die Kette seines Lebens fort. Jedes Individuum ist Sohn oder Tochter, ward durch Unterricht gebildet; folglich bekam es immer einen Teil der Gedankenschätze seiner Vorfahren

frühe mit und wird sie nach seiner Art weiter reichen — also ist auf gewisse Weise kein Gedanke, keine Erfindung, keine Vervollkommnung, die nicht weiter, fast ins Unendliche reiche. So wie ich keine Handlung tun, keinen Gedanken denken kann, der nicht auf die ganze Unermeßlichkeit meines Daseins natürlich hinwürke, so nicht ich und kein Geschöpf meiner Gattung, was nicht mit jedem auch für die ganze Gattung und für das fortgehende Ganze der ganzen Gattung würke. Jedes treibt immer eine große oder kleine Welle, jedes verändert den Zustand der einzelnen Seele, mithin das Ganze dieser Zustände, würkt immer auf andre, verändert auch in diesen etwas — der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit dem letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen.

Wäre Sprache dem Menschen so angeboren als den Bienen der Honigbau, *so zerfiele mit einmal dies größeste prächtigste Gebäude in Trümmern!* Jeder brächte sich sein wenig Sprache auf die Welt, oder da doch das Auf-die-Welt-bringen für eine Vernunft nichts heißt, als sie sich gleich erfinden — welch ein trauriges Einzelne wird jeder Mensch! Jeder erfindet seine Rudimente, stirbt über ihnen und nimmt sie ins Grab, wie die Biene ihren Kunstbau; der Nachfolger kommt, quält sich über denselben Anfängen, kommt eben so weit oder eben so wenig weit, stirbt — und so geht's ins Unendliche. Man siehet, der Plan, der über die Tiere geht, die nichts erfinden, kann nicht über Geschöpfe gehen, die erfinden müssen, oder es wird ein planloser Plan! Er*findet jedes für sich allein, so wird unnütze Mühe ins Unendliche verdoppelt, und der erfindende Verstand seines besten Preises beraubt, zu wachsen.*

Was für Grund hätte ich nun, irgendwo in der Kette stille zu stehen und nicht, so lange ich denselben Plan wahrnehme, auch auf die Sprache hinaufzuschließen? Kam ich auf die Welt, um so gleich in den Unterricht der Meinigen eintreten zu müssen, so mein Vater, so der erste Sohn des ersten Stammvaters auch, und wie ich meine Gedanken um mich und in meine Abfolge breite, so mein Vater, so sein Stammvater, so der erste aller Väter. Die Kette reicht fort und steht nur bei einem,

dem ersten, stille: so sind wir alle seine Söhne, von ihm fängt sich Geschlecht, Unterricht, Sprache an. Er hat zu erfinden angefangen; wir alle haben ihm nacherfunden, bilden und mißbilden. Kein Gedanke in einer menschlichen Seele war verloren; nie aber war auch eine Fertigkeit dieses Geschlechts auf einmal ganz da, wie bei den Tieren: zufolge der ganzen Ökonomie war sie immer im Fortschritte, im Gange; nichts Erfundnes wie der Bau einer Zelle sondern alles im Erfinden, im Fortwürken, strebend. In diesem Gesichtspunkt, wie groß wird die Sprache! Eine Schatzkammer menschlicher Gedanken, wo jeder auf seine Art etwas beitrug! eine Summe der Würksamkeit aller menschlichen Seelen. . . .

Im ganzen bleibt das Naturgesetz sichtbar: Sprache pflanze und bilde sich mit dem menschlichen Geschlechte fort; in diesem Gesetze zähle ich nur Hauptarten auf, die verschiedne Dimension geben.

I. Jeder Mensch hat freilich alle Fähigkeiten, die sein ganzes Geschlecht, und jede Nation die Fähigkeiten, die alle Nationen haben; es ist indessen doch wahr, daß eine Gesellschaft mehr als ein Mensch, und das ganze menschliche Geschlecht mehr als ein einzelnes Volk erfinde; und das zwar nicht bloß nach Menge der Köpfe, sondern nach vielfach und innig vermehrtern Verhältnissen. Man sollte denken, daß ein einsamer Mensch ohne drängende Bedürfnisse, mit aller Gemächlichkeit der Lebensart z. E. viel mehr Sprache erfinden, daß seine Muße ihn dazu antreiben werde, seine Seelenkräfte zu üben, mithin immer etwas Neues zu erdenken usw.; allein das Gegenteil ist klar. Er wird ohne Gesellschaft immer auf gewisse Weise verwildern und bald in Untätigkeit ermatten, wenn er sich nur erst in den Mittelpunkt gesetzt hat, seine nötigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er ist immer eine Blume, die, aus ihren Wurzeln gerissen, von ihrem Stamm gebrochen, daliegt und welkt. — — Setzt ihn in Gesellschaft und mehrere Bedürfnisse: er habe für sich und andre zu sorgen! Man sollte denken, diese neue Lasten nehmen ihm die Freiheit sich emporzuheben, dieser Zuwachs von Peinlichkeiten die Muße zu erfinden; aber gerade umgekehrt. Das Bedürfnis strengt ihn an, die Peinlichkeit weckt ihn, die Rastlosigkeit hält seine Seele

in Bewegung; er wird desto mehr tun, je wundersamer es wird, daß er's tue. So wächst also die Fortbildung einer Sprache von einem einzelnen bis zu einem Familienmenschen schon in sehr zusammengesetztem Verhältnis. Alles andre abgerechnet, wie wenig würde doch der Einsame, selbst der einsame Sprachenphilosoph auf seiner wüsten Insel erfinden! wie viel mehr und stärker der Stammvater, der Familienmann: die Natur hat also diese Fortbildung gewählet.

II. Eine einzelne, abgetrennte Familie, denkt man, wird ihre Sprache bei Bequemlichkeit und Muße mehr ausbilden können als bei Zerstreuungen, Krieg gegen einen andern Stamm usw.; allein nichts weniger. Je mehr sie gegen andre gekehrt ist, desto stärker wird sie in sich zusammengedrängt, desto mehr setzt sie sich auf ihre Wurzel, macht die Taten ihrer Vorfahren zu Liedern, zu Aufrufungen, zu ewigen Denkmalen, erhält dieses Sprachandenken um desto reiner und patriotischer — die Fortbildung der Sprache als Mundart der Väter geht desto stärker fort; darum hat die Natur diese Fortbildung gewählet.

III. Mit der Zeit aber setzt sich dieser Stamm, wenn er in eine kleine Nation angewachsen ist, auch in seinen Zirkel fest. Er hat seinen gemessnen Kreis von Bedürfnissen und für diese auch Sprache. Weiter gehet er nicht, wie wir an allen kleinen sogenannten barbarischen Nationen sehen. Mit ihren Notwendigkeiten abgeteilt können sie Jahrhunderte lang in der sonderbarsten Unwissenheit bleiben, wie jene Inseln ohne Feuer, und so viel andre Völker ohne die leichtesten mechanischen Künste. Es ist, als ob sie nicht Augen hätten zu sehen, was ihnen vorliegt. Daher alsdenn das Geschrei andrer Völker auf solche, als auf dumme, unmenschliche Barbaren; da wir alle doch vor weniger Zeit eben dieselben Barbaren waren und diese Kenntnisse nur von andern Völkern bekamen. Daher auch das Geschrei so mancher Philosophen über diese Dummheit als die unbegreiflichste Sache, da doch nach der Analogie der ganzen Haushaltung mit unsrem Geschlecht nichts begreiflicher ist als sie! — Hier hat die Natur eine neue Kette geknüpft, die Überlieferung von Volk zu Volk. So haben sich

Künste, Wissenschaften, Kultur und Sprache in einer großen Progression Nationen hin verfeinert — das feinste Band der Fortbildung, was die Natur gewählet.

Wir Deutsche würden noch ruhig, wie die Amerikaner, in unsern Wäldern leben, oder vielmehr noch in ihnen rauh kriegen. und Helden sein, wenn die Kette fremder Kultur nicht so nah an uns gedrängt und mit der Gewalt ganzer Jahrhunderte uns genötigt hätte, mit einzugreifen. Der Römer holte so seine Bildung aus Griechenland, der Grieche bekam sie aus Asien und Ägypten, Ägypten aus Asien, China vielleicht aus Ägypten — so geht die Kette von einem ersten Ringe fort und wird vielleicht einmal über die Erde reichen. Die Kunst, die einen griechischen Palast bauete, zeigt sich bei dem Wilden schon im Bau einer Waldhütte, wie die Malerei Mengs und Dietrichs schon im rohesten Grunde auf dem rotbemalten Schilde Hermanns glänzte. Der Eskimo vor seinem Kriegsheere hat schon alle Keime zu einem künftigen Demosthen, und jene Nation von Bildhauern am Amazonenstrome vielleicht tausend künftige Phidias. Lasset nur andre Nationen vor- und jene umrücken, so ist alles, wenigstens in den gemäßigten Zonen, wie in der alten Welt. Ägypter und Griechen und Römer und Neuere taten nichts als fortbauen; Perser, Tartaren, Goten und Pfaffen kommen dazwischen und machen Trümmern; desto frischer bauet sich's aus und nach und auf solchen alten Trümmern weiter. Die Kette einer gewissen Vervollkommnung der Kunst geht über alles fort (ob gleich andre Eigenschaften der Natur wiederum dagegen leiden) und so auch über die Sprache. Die arabische ist ohne Zweifel hundertmal feiner als ihre Mutter im ersten rohen Anfange, unser Deutsch ohne Zweifel feiner als das alte Keltische; die Grammatik der Griechen konnte besser sein und werden als die morgenländische, denn sie war Tochter, die römische philosophischer als die griechische, die französische als die römische — ist der Zwerg auf den Schultern des Riesen nicht immer größer als der Riese selbst?

Nun sieht man auf einmal, wie trüglich der Beweis für die Göttlichkeit der Sprache aus ihrer Ordnung und Schönheit werde — Ordnung und Schön-

heit sind da, aber wenn, wie und woher gekommen? Ist denn diese so bewunderte Sprache die Sprache des Ursprungs, oder nicht schon das Kind ganzer Jahrhunderte und vieler Nationen? Siehe, an diesem großen Gebäude haben Nationen und Weltteile und Zeitalter gebauet, und darum konnte jene arme Hütte nicht der Ursprung der Baukunst sein? darum mußte gleich ein Gott die Menschen solchen Palast bauen lehren, weil Menschen gleich solchen Palast nicht hätten bauen können — welch ein Schluß! und welch ein Schluß überhaupt ist's: diese große Brücke zwischen zwo Bergen begreife ich nicht ganz, wie sie gebauet sei — folglich hat sie der Teufel gebauet! Es gehört ein großer Grad Kühnheit oder Unwissenheit dazu, zu leugnen, daß sich nicht die Sprache mit dem menschlichen Geschlecht nach allen Stufen und Veränderungen fortgebildet: das zeigt Geschichte und Dichtkunst, Beredsamkeit und Grammatik, ja, wenn alles nicht, so Vernunft. Hat sie sich nun ewig so fortgebildet und nie zu bilden angefangen oder immer menschlich gebildet, so daß Vernunft nicht ohne sie und sie ohne Vernunft nicht gehen konnte — und mit einmal ist ihr Anfang anders? und das so ohne Sinn und Grund anders, wie wir anfangs gezeigt? In allen Fällen wird die Hypothese eines göttlichen Ursprungs in der Sprache — versteckter, feiner Unsinn! . . .

Der höhere Ursprung ist zu nichts nütze und äußerst schädlich. Er zerstört alle Würksamkeit der menschlichen Seele, erklärt nichts und macht alles, alle Psychologie und alle Wissenschaften unerklärlich — denn mit der Sprache haben ja die Menschen alle Samen von Kenntnissen von Gott empfangen? Nichts ist also aus der menschlichen Seele? Der Anfang jeder Kunst, Wissenschaft und Kenntnis also ist immer unbegreiflich? Der menschliche läßt keinen Schritt tun ohne Aussichten, und die fruchtbarsten Erklärungen in allen Teilen der Philosophie und in allen Gattungen und Vorträgen der Sprache. Der Verfasser hat einige hier geliefert und kann davon eine Menge liefern. — — — —

Wie würde er sich freuen, wenn er mit dieser Abhandlung eine Hypothese verdränge, die, von allen Seiten betrachtet, dem menschlichen Geist nur zum Nebel und

zur Unehre ist, und es zu lange dazu gewesen. Er hat eben deswegen das Gebot der Akademie übertreten und keine Hypothese geliefert: denn was wär's, wenn eine Hypothese die andre auf- oder gleichwöge? und wie pflegt man, was die Form einer Hypothese hat, zu betrachten, als wie philosophischen Roman — Rousseaus, Condillacs und andrer? Er befliß sich lieber, feste Data aus der menschlichen Seele, der menschlichen Organisation, dem Bau aller alten und wilden Sprachen und der ganzen Haushaltung des menschlichen Geschlechts zu sammlen und seinen Satz so zu beweisen, wie die festeste philosophische Wahrheit bewiesen werden kann. Er glaubt also mit seinem Ungehorsam den Willen der Akademie eher erreicht zu haben, als er sich sonst erreichen ließ.

---

b) Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele.

Bemerkungen und Träume.

Erster Versuch.

Vom Erkennen und Empfinden in ihrem menschlichen Ursprunge und den Gesetzen ihrer Würkung.

In allem, was wir tote Natur nennen, kennen wir keinen innern Zustand. Wir sprechen täglich das Wort Schwere, Stoß, Fall, Bewegung, Ruhe, Kraft, sogar Kraft der Trägheit aus, und wer weiß, was es inwendig der Sache selbst bedeute?

Je mehr wir indes das große Schauspiel wirkender Kräfte in der Natur sinnend ansehn, desto weniger können wir umhin, überall Ähnlichkeit mit uns zu fühlen, alles mit unsrer Empfindung zu beleben. Wir sprechen von Würksamkeit und Ruhe, von eigener oder empfangener, von bleibender oder sich fortpflanzender, toter oder lebendiger Kraft völlig aus unsrer Seele. Schwere scheint uns ein Sehnen zum Mittelpunkte, zum Ziel und Ort der Ruhe, Trägheit die kleine Teilruhe auf seinem eigenen Mittelpunkte durch Zusammenhang mit sich selbst, Bewegung ein fremder Trieb, ein mitgeteiltes fortwürkendes Streben, das die Ruhe überwindet, fremder Dinge Ruhe störet, bis es die seinige wiederfindet. Welche wunderbare Erscheinung ist die Elastizität? schon eine Art Automat, das sich zwar nicht Bewegung geben aber wiederherstellen kann: der erste scheinbare Funke zur Tätigkeit in edlen Naturen. Jener griechische Weise, der das System Newtons im Traum ahndete, sprach von Liebe und Haß der Körper; der große Magnetismus in der Natur, der anziehet und fortstößt, ist lange als Seele der Welt betrachtet worden. So Wärme und Kälte und die feinste edelste

Wärme, der elektrische Strom, diese sonderbare Erscheinung des großen, allgegenwärtigen Lebensgeistes. So das große Geheimnis der Fortbildung, Verjüngung, Verfeinerung aller Wesen, dieser Abgrund von Haß und Liebe, Anziehung und Verwandlung in sich und aus sich: — der empfindende Mensch fühlt sich in alles, fühlt alles aus sich heraus, und druckt darauf sein Bild, sein Gepräge. So ward Newton in seinem Weltgebäude wider Willen ein Dichter, wie Buffon in seiner Kosmogonie, und Leibniz in seiner prästabilierten Harmonie und Monadenlehre. Wie unsre ganze Psychologie aus Bildwörtern bestehet, so war's meistens ein neues Bild, eine Analogie, ein auffallendes Gleichnis, das die größten und kühnsten Theorien geboren. . . .

Aber wie, ist in dieser Analogie zum Menschen auch Wahrheit? Menschliche Wahrheit gewiß, und von einer höhern habe ich, solange ich Mensch bin, keine Kunde. Mich kümmert die überirdische Abstraktion sehr wenig, die sich aus allem, was Kreis unseres Denkens und Empfindens heißt, ich weiß nicht auf welchen Thron der Gottheit setzet, da Wortwelten schafft und über alles Mögliche und Würkliche richtet. Was wir wissen, wissen wir nur aus Analogie von der Kreatur zu uns und von uns zum Schöpfer. Soll ich also dem nicht trauen, der mich in diesen Kreis von Empfindungen und Ähnlichkeit setzte, mir keinen andern Schlüssel, in das Innere der Dinge einzudringen, gab, als mein Gepräge oder vielmehr das widerglänzende Bild seines in meinem Geiste; wem soll ich denn trauen und glauben? Syllogismen können mich nichts lehren, wo es aufs erste Empfängnis der Wahrheit ankommt, die ja jene nur entwickeln, nachdem sie empfangen ist; mithin ist das Geschwätz von Worterklärungen und Beweisen meistens nur ein Brettspiel, das auf angenommenen Regeln und Hypothesen ruhet. Die stille Ähnlichkeit, die ich im Ganzen meiner Schöpfung, meiner Seele und meines Lebens empfinde und ahnde, der große Geist, der mich anwehet und mir im Kleinen und Großen, in der sichtbaren und unsichtbaren Welt einen Gang, einerlei Gesetze zeiget: der ist mein Siegel der Wahrheit. Glücklich, wenn es auch diese Schrift auf sich hätte, und stille, züchtige Leser (weil ich für andre nicht

schreibe) eben dieselbe Analogie, das Gefühl von dem Einen, der in aller Mannigfaltigkeit herrschet, empfänden! Ich schäme mich nicht, an den Brüsten dieser großen Mutter Natur nur als ein Kind zu saugen, laufe nach Bildern, nach Ähnlichkeiten, nach Gesetzen der Übereinstimmung zu Einem, weil ich kein andres Spiel meiner denkenden Kräfte (wenn ja gedacht werden muß) kenne, und glaube übrigens, daß Homer und Sophokles, Dante, Shakespeare und Klopstock der Psychologie und Menschenkenntnis mehr Stoff geliefert haben als selbst die Aristoteles' und Leibnize aller Völker und Zeiten.

1. Vom Reiz.

Tiefer können wir wohl die Empfindung in ihrem Werden nicht hinabbegleiten als zu dem sonderbaren Phänomenon, das Haller „Reiz" genannt hat. Das gereizte Fäserchen zieht sich zusammen und breitet sich wieder aus; vielleicht ein *Stamen*, das erste glimmende Fünklein zur Empfindung, zu dem sich die tote Materie durch viele Gänge und Stufen des Mechanismus und der Organisation hinaufgeläutert. — So klein und dunkel dieser Anfang des edlen Vermögens, das wir Empfinden nennen, scheine; so wichtig muß er sein, so viel wird durch ihn ausgerichtet. Ohne Samenkörner ist keine Ernte, kein Gewächs ohne zarte Wurzeln und Staubfäden, und vielleicht wären unsre göttlichsten Kräfte nicht ohne diese Aussaat dunkler Regungen und Reize.

Schon in der tierischen Natur, was für Lasten sind auf die Kraft und Würksamkeit eines Muskels gebürdet! Wie mehr ziehen diese kleine dünne Fäserchen, als es nach den Gesetzen des Mechanismus grobe Stricke tun würden! Woher nun diese so höhere Kraft, als vielleicht eben durch Triebfedern des innern Reizes? Die Natur hat tausend kleine lebendige Stricke in tausendfachen Kampf, in ein so vielfaches Berühren und Widerstreben verflochten: sie kürzen und längen sich mit innerer Kraft, nehmen am Spiele des Muskels, jeder auf seine Weise, teil, dadurch trägt und ziehet jener. Hat man je etwas Wunderbarers gesehen als ein schlagendes Herz mit seinem unerschöpflichen Reize? Ein Abgrund innerer dunkeln Kräfte, das wahre Bild der organischen Allmacht, die vielleicht inniger

ist als der Schwung der Sonnen und Erden. — Und nun breitet sich aus diesem unerschöpflichen Brunnen und Abgrunde der Reiz durch unser ganzes Ich aus, belebt jede kleine spielende Fiber — alles nach einartigem einfachen Gesetze. Wenn wir uns wohl befinden, ist unsre Brust weit, das Herz schlägt gesund, jede Fiber verrichtet ihr Amt im Spiele. Da fährt Schrecken auf uns zu, und siehe, als erste Bewegung, noch ohne Gedanken von Furcht und Widerstande, tritt unser reizbares Ich auf seinen Mittelpunkt zurück, das Blut zum Herzen, die Fiber, selbst das Haar starrt empor, gleichsam ein organischer Bote zur Gegenwehr: die Wache steht fertig. Zorn im ersten Anfall, ein zum Widerstande sich regendes Kriegsheer, wie rüttelt er das Herz, treibt das Blut in die Grenzen, auf Wangen, in Adern, Flamme in die Augen —

μενεος δε μεγα φρενες αμφιμελαιναι
πιμπλαντ', οσσε δε οι πυρι λαμπετοωντι εικτην.

Die Hände streben, sind kräftiger und stärker. Mut hebt die Brust, Lebensodem die wehende Nase, das Geschöpf kennet keine Gefahr. Lauter Phänomene des Aufregens unsrer Reize beim Schrecken, des gewaltsamen Fortdranges beim Zorne. Hingegen die Liebe, wie sänftiget sie und mildet! Das Herz wallet, aber nicht zu zerstören, das Feuer fließet, aber nur, daß es hinüberwalle und seine sanfte Glut verhauche. Das Geschöpf sucht Vereinigung, Auflösung, Zerschmelzung, der Fibernbau weitet sich, ist wie im Umfassen eines andern und kommt nur denn wieder, wenn sich das hinüberwallende Geschöpf wieder allein, ein abgetrenntes isoliertes Eins, fühlet. Noch also in den verflochtensten Empfindungen und Leidenschaften unsrer so zusammengesetzten Maschine wird das eine Gesetz sichtbar, das die kleine Fiber mit ihrem glimmenden Fünklein von Reize regte, nämlich Schmerz, Berührung eines Fremden zieht zusammen: da sammlet sich die Kraft, vermehrt sich zum Widerstande und stellt sich wieder her. Wohlsein und liebliche Wärme breitet aus, macht Ruhe, sanften Genuß und Auflösung. Was in der toten Natur Ausbreitung und Zurückziehung, Wärme und Kälte ist, das scheinen hier diese dunklen *Stamina* des Reizes zur Empfindung: eine Ebbe und Flut, in der sich, wie das Weltall, so die ganze empfindende Natur der

Menschen, Tiere, und wo sie sich weiter hinab erstrecke, bewegt und reget.

Wie zu allem gehört auch hiezu Modulation, Maß, sanfte Mischung und Fortschreitung. Furcht und Freude, Schrecken und Zorn — was plötzlich wie ein Blitzstrahl trifft, kann auch wie ein Blitzstrahl töten. Die Fiber (mechanisch zu reden), die sich ausbreitete, kann nicht zurück, die sich zurückzog, kann sich nicht wieder längern: Todesschlag hemmete ihr Spiel. Jeder treffende Affekt, selbst die sanfte Scham, kann plötzlich töten.

Sanfte Empfindungen sind freilich nicht so gewaltsam, aber ununterbrochen zerstören sie gleichfalls. Sie ermatten, machen stumpf und kraftlos. Wie mancher Sybarit ist unter Kitzeln und Rosendüften, gewiß nicht eines sanften Todes, bei lebendem Leibe verblichen.

Sind wir ganz ohne Reiz, — grausame Krankheit, sie heißt Wüste, Langeweile, Kloster. Die Faser zehrt gleichsam an sich selbst, der Rost frißt das müßige Schwert. Daher jener verhaltene Haß, der nicht Zorn werden kann, der elende Neid, der nicht Tat werden kann, Reue, Traurigkeit, Verzweiflung, die weder zurückrufen noch bessern — grausame Schlangen, die am Herzen des Menschen nagen. Stille Wut, Ekel, Verdruß mit Ohnmacht ist der Höllenwolf, der an sich selbst frißt.

Zum Empfangen und Geben ist der Mensch geschaffen, zu Würksamkeit und Freude, zum Tun und Leiden. Im Wohlsein saugt sein Körper und duftet, empfänget leicht und wird ihm leicht zu geben, die Natur tut ihm, er der Natur sanfte Gewalt an. In dieser Anziehung und Ausbreitung, Tätigkeit und Ruhe liegt Gesundheit und Glück des Lebens. . . .

* *
*

Ein mechanisches oder übermechanisches Spiel von Ausbreiten und Zusammenziehen sagt wenig oder nichts, wenn nicht von innen und außen schon die Ursache desselben vorausgesetzt würde, Reiz, Leben. Der Schöpfer muß ein geistiges Band geknüpft haben, daß gewisse Dinge diesem empfindenden Teil ähnlich, andre widrig sind; ein Band, das von keiner Mechanik abhängt, das sich nicht weiter erklären läßt, indes geglaubt werden

muß, weil es da ist, weil es sich in hunderttausend Erscheinungen zeiget. Sieh jene Pflanze, den schönen Bau organischer Fibern! Wie kehrt, wie wendet sie ihre Blätter, den Tau zu trinken, der sie erquicket! Sie senkt und drehet ihre Wurzel, bis sie stehet; jede Staude, jedes Bäumchen beugt sich nach frischer Luft, so viel es kann, die Blume öffnet sich der Ankunft ihres Bräutigams, der Sonne. Wie fliehen manche Wurzeln unter der Erde ihren Feind, wie spähen und suchen sie sich Raum und Nahrung! Wie wunderbar emsig läutert eine Pflanze fremden Saft zu Teilen ihres feinern Selbst, wächst, liebt, gibt und empfängt Samen auf den Fittichen des Zephyrs, treibt lebende Abdrücke von sich, Blätter, Keime, Blüten, Früchte; indes altet sie, verliert allmählich ihre Reize zu empfangen und ihre Kraft, erneut zu geben, stirbt — ein wahres Wunder von der Macht des Lebens und seiner Würkung in einem organischen Pflanzenkörper.

Durchschauten wir den unendlich feinern und verflochtenern Tierkörper, würden wir nicht ebenfalls jede Fiber, jeden Muskel, jeden reizbaren Teil in demselben Amt, und in derselben Kraft finden, sich Saft des Lebens zu suchen nach seiner Weise? Blut und Milchsaft, werden sie nicht von allen Fasern und Drüsen beraubt? jede sucht, was ihr not tut, gewiß nicht ohne entsprechende innere Befriedigung. Hunger und Durst in der ganzen Maschine eines tierischen Körpers — welche mächtige Stacheln und Triebe! und warum sind sie so mächtig, als weil sie ein Aggregat sind alle der dunklen Wünsche, der verlangenden Sehnsucht, mit der jeder kleine Lebensbusch unsres Körpers nach Befriedigung und Erhaltung seiner dürstet. Es ist die Stimme eines Meers von Wellen, deren Schall sich dunkler und lauter ineinander verlieret: ein nach Saft und Leben dürstender Blumengarten. Jede Blume will ihr Werk treiben, empfangen, genießen, fortläutern, geben. Das Kraut zehrt Wasser und Erde und läutert sie zu Teilen von sich hinauf, das Tier macht unedlere Kräuter zu edlerm Tiersafte, der Mensch verwandelt Kräuter und Tiere in organische Teile seines Lebens, bringt sie in die Bearbeitung höherer, feinerer Reize. So läutert sich alles hinauf, höheres Leben muß von geringerm durch Aufopferung und Zerstörung werden.

Endlich der tiefste Reiz, sowie der mächtigste Hunger und Durst, die Liebe! Daß sich zwei Wesen paaren, sich in ihrem Bedürfnis und Verlangen eins fühlen, daß ihre gemeinschaftliche Regung, der ganze Brunn organischer Kräfte wechselseitig Eins ist und ein Drittes wird in beider Bilde — welche Würkung des Reizes im ganzen lebenden Ich animalischer Wesen! Tiere haben sich noch ohne Haupt begatten können, wie ein ausgerissenes Herz noch lange reizbar fortschlägt. Der Abgrund aller organischen Reize und Kräfte scheint im wechselseitigen Überstrome: der Funke der Schöpfung zündet und es wird ein neues Ich, die Triebfeder neuer Empfindungen und Reize, ein drittes Herz schlägt.

* * *

Man hat über den Ursprung der Menschenseelen so sonderbar mechanische Träume gehabt, als ob sie wahrlich von Leim und Kot gemacht wären. Sie lagen geformt im Monde, im Limbus und warteten, ohne Zweifel nackt und kalt, auf ihre prästabilierte Scheiden oder Uhren oder Kleider, die noch ungebildeten Leiber; nun ist Gehäuse, Kleid, Uhr fertig und der arme, so lang müßige Einwohner wird mechanisch hinzugeführt, daß er — bei Leibe! nicht in sie würke, sondern nur mit ihr prästabiliert harmonisch, Gedanken aus sich spinne, wie er sie auch dort im Limbus spann, und sie, die Uhr des Körpers, ihm gleich schlage. Es ist wohl über die unnatürliche Dürftigkeit des Systems nichts zu sagen; aber, was dazu Anlaß geben können, wird mir schwer zu denken. Ist Kraft da in der Natur, die aus zween Körpern, bloß durch organischen Reiz, einen dritten bilde, der die ganze geistige Natur seiner Eltern habe, wie wir's an jeder Blume und Pflanze sehen; ist Kraft da in der Natur, daß zwo reizbare Fibern, auf gewisse Weise verflochten, einen Reiz geben, der aus einer nicht entstehen konnte und jetzt von neuer Art ist, wie uns, dünkt mich, jeder Sinn, ja jeder Muskel analogisch zeiget; ist endlich Kraft da, aus zwei Körpern, die uns tot dünken, aus der Vermischung zweier Elemente, wenn's die Natur tut, einen dritten darzustellen, der den vorigen ähnlich, aber ein neues Ding ist und durch Kunst in jene aufgelöst, all seine Kraft verlieret:

ist dies alles, so unbegreiflich es sein mag, *da* und nicht zu leugnen, wer ist nun, der den Gang der Analogie, den großen Gang der Schöpfung mit seinem Federmesserchen hier plötzlich abschneide und sage, daß der eröffnete Abgrund des Reizes zweener durch und durch organischer, lebenden Wesen, ohne den ja beide nichts als tote Erdklumpen wären, jetzt in größter Innigkeit des Fortstrebens und der Vereinigung, keinen Abdruck von sich darstellen könne, in dem alle seine Kräfte leben. Hat das Herz Macht, Empfindungen, die um dasselbe gelagert sind, so zu einen, daß ein Trieb, eine Begierde *werde*, hat der Kopf Macht, Empfindungen, die den Körper durchwallen, in eine Vorstellung zu fassen, und jene durch diese, die so andrer Natur scheint, zu *lenken*; wie, daß nicht aus der Flamme aller vereinigten Reize und Leben ein Lebensfunke, gleichsam im schnellen Fluge und also über den kriechend langsamen Gang mechanischer Stock- und Triebwerke weit hinaus, zu einer neuen höhern Stufe seiner Läuterung walle, und als Abguß aller Kräfte zweier für einander geschaffener Wesen erstes Prinzipium eines Lebens höherer Ordnung *werde*? Keimt nicht alles Leben weiter? läutert sich nicht jeder Funke der Schöpfung durch Kanäle zu feinerer Flamme hinauf? und hier sprang ja der beseelteste Funke des Reizes und der Schöpfungskraft zweener durch und durch beseelten Wesen.

Ich sage nicht, daß ich hiemit was *erkläre*; ich habe noch keine Philosophie gekannt, die, was *Kraft* sei, erkläre, es rege sich Kraft in einem oder in zween Wesen. Was Philosophie tut, ist *bemerken*, untereinander *ordnen*, *erläutern*, nachdem sie Kraft, Reiz, Würkung schon immer *voraussetzt*. Nun begreife ich nicht, warum man, wenn sich in jedem *einzelnen* nichts erklären läßt, die Würkung des einen ins andre *leugnen* und Erscheinungen der Natur in der Vereinigung zweier Hohn sprechen müßte, die man bei jedem einzelnen unerklärt *annimmt*. Wer mir sagt, was Kraft in der Seele sei und wie sie in ihr würke, dem will ich gleich erklären, wie sie außer sich, auch auf andere Seelen, auch auf Körper würke, die vielleicht nicht in der Natur durch solche Bretterwände von der Seele (ψυχη) geschieden sind als sie die Kammern unsrer Metaphysik scheiden. Überhaupt ist in der Natur

nichts geschieden, alles fließt durch unmerkliche Übergänge auf- und ineinander; und gewiß, was Leben in der Schöpfung ist, ist in allen Gestalten, Formen und Kanälen nur ein Geist, eine Flamme.

Insonderheit, dünkt mich, hätte dem großen Erfinder des Monadenpoems das System prästabilierter Harmonie fremd sein dörfen, denn mir scheint's, beide bestehen nicht wohl beieinander. Niemand sagte es besser als Leibniz, daß Körper als solcher nur Phänomenon von Substanzen sei, wie die Milchstraße von Sternen und die Wolke von Tropfen. Selbst die Bewegung suchte Leibniz ja als Erscheinung eines innern Zustandes zu erklären, den wir nicht kennen, der aber Vorstellung sein könnte, weil uns sonst kein innerer Zustand bekannt ist. Wie, und auf diesen innern Zustand der Kräfte und Substanzen ihres Körpers könnte die Seele als solche nicht würken? sie, die ja von der Natur jener und selbst innigste, würkendste Kraft ist. Sie herrschte also nur im Gebiet ihrer Schwestern, lauter ihr ähnlichen Wesen; und könnte sie da nicht herrschen?

* *
*

Doch es ist zu früh, einzelnen Folgerungen Raum zu geben; wir bleiben noch bei Erscheinungen der ganzen Maschine. Der innere Mensch mit alle seinen dunklen Kräften, Reizen und Trieben ist nur einer. Alle Leidenschaften, ums Herz gelagert und mancherlei Werkzeuge regend, hangen durch unsichtbare Bande zusammen und schlagen Wurzel im feinsten Bau unsrer beseelten Fibern. Jedes Fäserchen, wenn wir's einsehen könnten, gehört ohne Zweifel mit dazu, jedes engere und weitere Gefäß, jede stärker und schwächer wallende Blutkugel. Der Mut des Löwen wie die Furchtsamkeit des Hasen liegt in seinem beseelten innern Baue. Durch die engern Pulsadern des Löwen dringt das wärmere Blut mit Gewalt hin, der Hirsch hat ein Herz mit weiten, offenen Gefäßen, ein scheuer König des Waldes trotz seiner Krone. Zur Zeit der Brunst ist indes auch der scheue Hirsch kühn; es ist die Zeit seiner erregten Reize und vermehrten innern Wärme.

Im Abgrunde des Reizes und solcher dunkeln Kräfte

liegt in Menschen und Tieren der Same zu aller Leidenschaft und Unternehmung. Mehr oder minder Reiz des Herzens und seiner Diener macht Helden oder Feige, Helden in der Liebe oder im Zorne. Das Herz Achills wurde in seinen Netzen vom schwarzen Zorn gerüttelt, es gehörte die Reizbarkeit dazu, ein Achilles zu werden. Der satte Löwe hat seinen Mut verloren, ein Weib kann ihn jagen, ein hungriger Wolf aber, Geier, Löwe — wie mächtige Geschöpfe!

Die Tapfersten waren meistens die fröhlichsten Menschen, Männer von offener, weiter Brust, oft Helden in der Liebe wie im Leben. Ein Verschnittener ist wie an Stimme so an Handlung ein stehend gebliebener Jüngling ohne Kraft und tiefen Ausdruck. — Die Innigkeit, Tiefe und Ausbreitung, mit der wir Leidenschaft empfangen, verarbeiten und fortpflanzen, macht uns zu den flachen oder tiefen Gefäßen, die wir sind. Oft liegen unter dem Zwerchfell Ursachen, die wir sehr unrichtig und mühsam im Kopf suchen; der Gedanke kann dahin nicht kommen, wenn nicht die Empfindung vorher an ihrem Ort war. Wiefern wir an dem, was uns umgibt, teilnehmen, wie tief Liebe und Haß, Ekel und Abscheu, Verdruß und Wollust ihre Wurzeln in uns schlagen, das stimmt das Saitenspiel unsrer Gedanken, das macht uns zu denen Menschen, die wir sind.

Vor solchem Abgrunde dunkler Empfindungen, Kräfte und Reize graut nun unsrer hellen und klaren Philosophie am meisten; sie segnet sich davor als vor der Hölle unterster Seelenkräfte und mag lieber auf dem Leibnizischen Schachbrett mit einigen tauben Wörtern und Klassifikationen von dunkeln und klaren, deutlichen und verworrenen Ideen, vom Erkennen in und außer sich, mit sich und ohne sich selbst u. dgl. spielen. Diese Methode ist so leicht und lieblich, daß man's schon zum Grundsatz beliebt hat, lauter taube Wörter in die Philosophie einzuführen, bei denen man so wenig denken dörfe als der Rechnende bei seinen Zahlen, das werde der Philosophie zur Vollkommenheit der Mathematik verhelfen, daß man immerfort schließen könne, ohne zu denken — eine Philosophie, für der uns alle Musen bewahren! . . . Meines geringen Erachtens ist keine Psychologie, die

nicht in jedem Schritte bestimmte Physiologie sei, möglich. Hallers physiologisches Werk zur Psychologie erhoben und wie Pygmalions Statue mit Geist belebet —, alsdenn können wir etwas übers Denken und Empfinden sagen.

Drei Wege weiß ich nur, die hiezu führen möchten: Lebensbeschreibungen, Bemerkungen der Ärzte und Freunde, Weissagungen der Dichter — sie allein können uns Stoff zur wahren Seelenlehre schaffen. . . .

Und bis dahin, daß diese drei Aufgaben erschöpft sind, mag die Antwort aufgeschoben werden, unter welchen Bedingungen etwas reize. Ich könnte in tauben und unstäten Ausdrücken zehn Formeln zur Auflösung geben, sagen, daß uns etwas reize, wenn wir nicht umhin können, daß es uns nicht reize, wenn der Gegenstand uns so nah liegt, daß er sich an uns reibet und uns reget. Oder ich könnte sagen: er reizt, wenn er uns so ähnlich, so analog ist — aber was hieße dies alles? Im Grunde nur immer, er reizt, wenn er reizt, und das glaubt ein jeder. Es muß auch geglaubt, d. i. erfahren, empfunden werden, und flieht jedes allgemeine Wortgekram und abstrakte Vorhersehen. Wenn ein Gegenstand, von dem wir nicht träumten, nichts hofften, sich plötzlich so nahe unserm Ich zeigt, daß, wie der Wind die Grasesspitzen, der Magnet den Feilstaub regt, ihm die geheimsten Triebe unsres Herzens willig folgen, — was ist da zu grübeln, zu argumentieren? Es ist neue Erfahrung, die wohl aus dem System der besten Welt folgen mag, aber nicht eben aus unserm System jetzt folget. Es ist ein neuer weissagender Trieb, der uns Genuß zusagt, dunkel ihn ahnden lässt, Raum und Zeit überspringet, und uns Vorgeschmack gibt in die Zukunft. Vielleicht ist's also mit dem Instinkt der Tiere. Sie sind wie Saiten, die ein gewisser Klang des Weltalls regt, auf denen der Weltgeist mit einem seiner Finger spielet. Sie hangen mit dem Element, mit dem Geschöpf, mit den Jungen, mit der unbekannten Weltgegend zusammen, wohin sie eilen; unsichtbare Bande ziehen sie dahin, sie mögen dahin kommen oder nicht, es mag ein Ei sein oder Kreide, worauf die Henne brütet. Die Seiten der Schöpfung sind so vielartig, und da jede Seite sollte gefühlt, geahndet, hinan empfunden werden, so mußten die

Instinkte, Reize und Wurzeln der Empfindung so mancherlei sein, daß sie oft kein anderes Wesen, als was sie selbst empfand, begreift oder ahndet.

Trefflich auch, daß es also, und die tiefste Tiefe unsrer Seele mit Nacht bedeckt ist! Unsre arme Denkerin war gewiß nicht imstande, jeden Reiz, das Samenkorn jeglicher Empfindung, in seinen ersten Bestandteilen zu fassen; sie war nicht imstande, ein rauschendes Weltmeer so dunkler Wogen laut zu hören, ohne daß sie es mit Schauer und Angst, mit der Vorsorge aller Furcht und Kleinmütigkeit umfinge und das Steuer ihrer Hand entfiele. Die mütterliche Natur entfernte also von ihr, was von ihrem klaren Bewußtsein nicht abhangen konnte, wog jeden Eindruck ab, den sie davon bekam und sparte jeden Kanal aus, der zu ihr führte. Nun trennet sie nicht Wurzeln sondern genießet Blüte. Düfte wehen ihr aus dunkeln Büschen zu, die sie nicht pflanzte, nicht erzog; sie steht auf einem Abgrunde von Unendlichkeit und weiß nicht, daß sie darauf stehe; durch diese glückliche Unwissenheit steht sie fest und sicher. Nicht minder gut für die dunkeln Kräfte und Reize, die auf so subalternem Standort mitwürken müssen: sie wissen nicht, wozu, können und sollen's nicht wissen; der Grad ihrer Dunkelheit ist Güte und Weisheit. Ein Erdklos, durchhaucht vom Lebensodem des Schöpfers, ist unser Leimengebäude.

2. Sinne.

Unterlag unsre Seele dem Meere kommender Wellen von Reiz und Gefühl von außen, so gab uns die Gottheit Sinne, von innen, so webte sie uns ein Nervengebäude.

Der Nerve beweiset feiner, was dort von den Fibern des Reizes allgemein gesagt wurde, er ziehet sich zusammen oder tritt hervor nach Art des Gegenstandes, der zu ihm gelanget. Jetzt wallet er entgegen, und die Spitzen seiner äußersten Büsche richten sich empor. Die Zunge schmecket zum voraus, die Geruchbüschlein tun sich auf dem kommenden Dufte, selbst Ohr und Auge öffnen sich dem Schall und dem Lichte, und insonderheit bei den gröbern Sinnen eilen die Lebensgeister mit Macht dazu, ihren neuen Gast zu empfangen. — Gegenteils, wo Schmerz nahet,

fleucht der Nerve und grauset. Wir schauern zusammen bei einem äußerst disharmonischen Schalle; unsre Zunge widert bei übelm Geschmack, wie der Geruch bei widrigem Dufte. . . . Grausen, Schauer, Erbrechen, bei dem Geruche das Niesen, sind lauter solche Phänomene des *Zurücktritts*, des *Widerstandes*, der *Stemmung*, als ein sanftes *Hinwallen* und *Zerschmelzen* bei angenehmen Gegenständen *Übergang* und *Übergabe* zeiget. Im Grunde sind's also noch jene Gesetze und Phänomene, die wir bei jeder Reizesfiber bemerkten, und daß auch noch bei den geistigen Empfindungen des *Schönen* und des *Erhabnen* jenes Gesetz stattfinde, daß jedes Gefühl des Erhabnen nämlich mit einem *Zurücktritt* auf sich, mit *Selbstgefühl*, und jede Empfindung des Schönen mit *Hinwallen* aus sich, mit *Mitgefühl* und *Mitteilung* verbunden sei, hat der vortreffliche Verfasser einer sehr bekannten Abhandlung gut ausgeführet — eine Theorie, über die ich ihn, ob sie gleich unter edlen Geschäften und Gesinnungen nur Spiel, nur Erholung für ihn war, fast beneide.

Vielleicht wird mir bald günstige Muße, Aufsätze zu sammlen, die ich über die Empfindungsart einiger einzelnen Sinne hingeworfen habe; hier gehet mein Zweck nur aufs allgemeine. Und bemerke, was ich dort bei dem Reiz und seinem Gegenstande sagte, daß auch hier bei den Sinnen ein *Medium*, ein gewisses geistiges *Band* stattfinde, ohne welches der Sinn weder zum Gegenstande noch der Gegenstand zum Sinne innig gelangen könnte, dem wir also bei allen sinnlichen Kenntnissen trauen, glauben *müssen*. Ohne Licht wäre unser Auge und unsre sehende Seelenkraft müßig, ohne Schall das Ohr leer; es mußte also ein eignes Meer geschaffen werden, das in beide Sinne fließe und die Gegenstände in dieselbe bringe, *oder mit andern Worten, das so viel von den Geschöpfen abreißt, als diese Pforte empfangen kann, alles übrige, ihren ganzen unendlichen Abgrund, ihnen aber lässet.* Wunderbares Organ des Wesens, in dem alles lebt und empfindet! Der Lichtstrahl ist sein Wink, sein Finger oder Stab in unsre Seele: Schall ist sein Hauch, das wunderbare Wort seiner Geschöpfe und Diener.

Wie mächtig hat der Schöpfer hiemit seine Welt für uns geweitet! Alle groben Sinne, Fasern und Reize können nur in sich empfinden, der Gegenstand muß hinzu kommen, sie berühren und mit ihnen gewissermaße selbst Eins werden. Hier wird schon dem Erkennen außer uns Weg gebahnet. Unser Ohr hört über Meilen hin, der Lichtstrahl wird Stab, mit dem wir bis zum Sirius hinauf reichen. Unmittelbar vor meinem Auge hat das große Auge der Welt ein allgemeines Organ ausgebreitet, das tausend Geschöpfe in mich bringt, das tausend Wesen mit einem Kleide für mich bekleidet. Um mein Ohr fließet ein Meer von Wellen, das seine Hand ausgoß, damit eine Welt von Gegenständen in mich dringe, die mir sonst ewig ein dunkles stilles Totengrab bleiben müßte. Da gebraucht mein Sinn all die Kunstgriffe und Feinheiten, die ein Blinder mit dem Stabe gebraucht, zu tasten, zu fühlen, Entfernung, Verschiedenheit, Maß zu lernen, und am Ende wissen wir ohne dies Medium nichts, ihm müssen wir glauben. Betrügt mich der Schall, das Licht, der Duft, die Würze, ist mein Sinn falsch, oder habe ich ihn nur falsch zu brauchen mich gewöhnet, so bin ich mit alle meiner Kenntnis und Spekulation verloren. Auch kann der Gegenstand für tausend andre Sinnen in tausend andern Medien ganz etwas anders, vollends in sich selbst ein Abgrund sein, von dem ich nichts wittre und ahnde; für mich ist er nur das, was mir der Sinn und sein Medium, jenes die Pforte, dies der Zeigefinger der Gottheit für unsre Seele, dargibt. Innig wissen wir außer uns nichts; ohne Sinne wäre uns das Weltgebäude ein zusammengeflochtner Knäuel dunkler Reize: der Schöpfer mußte scheiden, trennen, für und in uns buchstabieren.

Nun muß ich nochmals bemerken, daß den Beitrag genau zu untersuchen, den jeder Sinn der Seele liefere, ein angenehmer und äußerst merkwürdiger Lustweg sein müßte, den wir uns auf andre Zeit ersparen. Daß aber nicht bei zwei Menschen dieser Sinnenbeitrag an Art und Stärke, Tiefe und Ausbreitung einerlei sein kann, bezeugen viele Proben. . . .

Eine Unendlichkeit müßte es werden, wenn man diese Verschiedenheit des Beitrages verschiedener Sinne über

Länder, Zeiten und Völker verfolgen könnte; was z. B. daran Ursache sei, daß Franzose und Italiener sich bei Musik, Italiener und Niederländer sich bei Malerei so ein ander Ding denke. Denn offenbar werden die Künste auf dieser Wegscheide von Nationen mit andern Geistessinnen empfunden, mit andern Geistessinnen vollendet. Hier indes fahren wir fort, daß, so verschieden dieser Beitrag verschiedner Sinne zum Denken und Empfinden sein möge, in unserm innern Menschen alles zusammenfließe und Eins werde. Wir nennen die Tiefe dieses Zusammenflusses meistens *Einbildung*; sie besteht aber nicht bloß aus Bildern, sondern auch aus Tönen, Worten, Zeichen und Gefühlen, für die oft die Sprache keinen Namen hätte. Das Gesicht borgt vom Gefühl und glaubt zu sehen, was es nur fühlte. Gesicht und Gehör entziffern einander wechselseitig; der Geruch scheinet der Geist des Geschmacks oder ist ihm wenigstens ein naher Bruder. Aus dem allen webt und würkt nun die Seele sich ihr Kleid, ihr sinnliches Universum. . . .

* * *

Wenn also aus unsern Sinnen in die Einbildungskraft, oder wie wir dies Meer innerer Sinnlichkeit nennen wollen, alles zusammenfleußt und darauf unsre Gedanken, Empfindungen und Triebe schwimmen und wallen: hat die Natur abermals nichts gewebet, das sie einige, das sie leite? Allerdings, und dies ist das *Nervengebäude*. Zarte Silberbande, dadurch der Schöpfer die innere und äußere Welt und in uns Herz und Kopf, Denken und Wollen, Sinne und alle Glieder knüpfet. Würklich ein solches Medium der Empfindung für den geistigen Menschen als es das Licht fürs Auge, der Schall fürs Ohr von außen sein konnte.

Wir empfinden nur, was unsre Nerven uns geben; darnach und daraus können wir auch nur denken. Nenne man nun diesen lebendigen Geist, der uns durchwallet, Flamme oder Äther — gnug, es ist das unbegreifliche himmlische Wesen, das alles zu mir bringt und in mir einet. Was hat der Gegenstand, den ich sehe, mit meinem Hirn, das Hirn mit meinem wallenden Herzen gemein, daß jenes *Bild*, daß dies *Leidenschaft* werde? Siehe,

da ist ein Etwas, das von sonderbarer Natur sein muß, weil es so sonderbaren Verschiedenheiten dienet. Das Licht konnte nur Eins, den ganzen dunkeln Abgrund der Welt zum Bilde machen, dem Auge alles veräugen; der Schall konnte nur eins, hörbar machen, was sonst nur für andre Sinne da wäre. So weiter. Dieser innere Äther muß nicht Licht, Schall, Duft sein, aber er muß alles empfangen und in sich verwandeln können. Er kann dem Kopfe Licht, dem Herzen Reiz werden; er muß also ihrer Natur sein oder zunächst an sie grenzen. Ein Gedanke, und Flammenstrom gießt sich vom Kopf zum Herzen. Ein Reiz, eine Empfindung, und es blitzt Gedanke, es wird Wille, Entwurf, Tat, Handlung: alles durch einen und denselben Boten. Wahrlich, wenn dieses nicht Saitenspiel der Gottheit heißt: was sollte so heißen?

Hätte ich nun Macht und Kenntnis gnug, dies edle Saitenspiel in seinem Bau, in seiner Führung und Knotung, Verschlingung und Verfeinung darzustellen, zu zeigen, daß kein Ast, kein Band, kein Knötchen umsonst sei, und daß nach der Maße, wie es binde und sich leite, auch unsre Empfindungen, Glieder und Triebe (freilich nicht mechanisch durch Hieb und Stoß!) einander binden, anregen und stärken — o welch ein Werk von sonderbar feinen Entwicklungen und Bemerkungen aus dem Grunde unsrer Seele müßte es werden! Ich weiß nicht, ob es schon da ist, ob ein denkender und fühlender Physiolog es insonderheit zu dem Zwecke, zu dem ich's wünsche, geschrieben. Mich dünkt, es müßte die schönste Buchstabenschrift des Schöpfers enthalten, wie er Glieder band und teilte, sie mehr oder minder beseelte, Gefühle ableitete, unterdrückte, knotete, stärkte, so daß das Auge nur sehen darf und die Eingeweide wallen, das Ohr hört und unser Arm schlägt, der Mund küsset und Feuer fließt durch alle Glieder — Wunder über Wunder! eine wahre, feine Flammenschrift des Schöpfers. —

Aber wir bleiben wieder nur bei allgemeinen Phänomenen, z. E. den sogenannten Würkungen der Einbildungskraft im Mutterleibe. . . . Wäre in unserm Körper, und insonderheit im zarten Körper der Mutter zu der Zeit, da sie den Ungebornen trägt, von plumpem Mechanismus, hölzernem Druck und Stoß die Rede, säße die Seele mit

ihrer Einbildungskraft in der Zirbeldrüse und sollte nun mit Stangen und Leitern zum Kinde gelangen müssen, freilich, so könnte man das weise Haupt schütteln. Nun aber, da nach allen Erfahrungen alles voll Reiz ist und Leben, da diese Leben auf so wunderbare Art ein Eins in uns sind, ein *Seelenmensch* (*ανθρωπος ψυχικος*), dem alle mechanische Triebwerke und Glieder willig dienen; und da nun eben dies zusammengeströmte beseelte Eins in uns *Einbildung* heißt, wenn wir das Wort in seinem wahren Umfange nehmen, — was ist Ungereimtes darin, daß diese Seelenwelt, in deren Mitte gleichsam das Kind schwebt, dieser ganze psychische Mensch, der's in seinen Armen hält, ihm auch jede Eindrücke, jede Reize von sich mitteile? . . .

Mit dem sogenannten Einfluß der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele hat es eben die Bewandnis. Sollte hier etwas durch Zirbeldrüse, elastisch gespannte Nerven, Hieb und Stoß erklärt werden, so stehe man immer an und leugne. Nun aber, da unser Gebäude nichts von solchem hölzernen Weberstuhle weiß, da alles in Reiz und Duft und Kraft und ätherischem Strom schwimmet, da unser ganzer Körper in seinen mancherlei Teilen so mannigfaltig beseelt, nur *Ein Reich unsichtbarer, inniger aber minder heller und dunkler Kräfte* zu sein scheinet, das im genauesten Bande ist mit der Monarchin, die in uns denket und will, so daß ihr alles zu Gebote steht, und in diesem innig verknüpften Reich Raum und Zeit verschwindet: was natürlicher, als daß sie über die herrsche, *ohne die sie nicht das wäre, was sie ist?* denn nur durch dies Reich, in diesem Zusammenhange ward und ist sie *menschliche Seele*. Ihr Denken wird nur aus Empfindung, ihre Diener und Engel, Luft- und Flammenboten strömen ihr ihre Speise zu, so wie diese nur in ihrem Willen leben. Sie herrscht, mit Leibniz zu reden, in einem Reich schlummernder, aber um so inniger würkender Wesen.

Ich kann mir überhaupt nicht denken, wie meine Seele etwas *aus sich* spinne und *aus sich* eine Welt träume; ja nicht einmal denken, wie sie etwas außer sich empfinde, wovon kein Analogon in ihr und ihrem Körper sei. Wäre in diesem Körper kein Licht, kein Schall, so

hätten wir auf aller weiten Welt von nichts, was Schall und Licht ist, Empfindung, und wäre in ihr selbst oder um sie nichts dem Schall, dem Licht Analoges, noch wäre kein Begriff dessen möglich. Nun aber zeigen alle Tritte, die wir bisher zurückgelegt haben, daß die Gottheit uns dies alles durch Wege und Kanäle schaffte, die immer empfangen, läutern, fortschwemmen, mehr einigen, der Seele ähnlicher machen, was ferne ihr noch so unähnlich war. Ich fürchte mich also gar nicht vor dem alten Ausdruck, daß der Mensch eine kleine Welt sei, daß unser Körper Auszug alles Körperreichs, wie unsre Seele ein Reich aller geistigen Kräfte, die zu uns gelangen, sein müsse, und das schlechthin, was wir nicht sind, wir auch nicht erkennen und empfinden *können*. Die Formularphilosophie, die alles aus sich, aus innerer Vorstellungskraft der Monade herauswindet, hat freilich alle dies nicht nötig, weil sie alles in sich hat; ich weiß aber nicht, wie es dahin gekommen ist, und sie weiß es selbst nicht. . . . . .

3. Erkennen und Wollen.

Alle Empfindungen, die zu einer gewissen Helle steigen (der innere Zustand dabei ist unnennbar) werden *Apperzeption*, *Gedanke*; die Seele *erkennet*, daß sie *empfinde*.

Was nun auch *Gedanke* sei, so ist in ihm die innigste Kraft, aus vielem, das uns zuströmt, ein *lichtes Eins* zu machen, und wenn ich so sagen darf, eine Art *Rückwürkung* merkbar, die am hellesten fühlet, daß sie ein *Eins*, ein *Selbst* ist. Eine Bildersprache der Art scheint freilich mystisch; in Geheimnissen aber, und im tiefsten Geheimnis der Schöpfung unsrer Seele, kann man sich kaum anders erklären. Gnug, was wir bei jedem Reiz, jeder Empfindung, jedem Sinne sahen, daß nämlich die Natur ein Vieles eine, das geschieht hier auf die helleste innigste Weise.

Wollen wir nun der Erfahrung folgen, so sehen wir, die Seele spinnet, weiß, erkennet nichts *aus sich*, sondern was ihr von innen und außen ihr Weltall zuströmt und der Finger Gottes zuwinket. Aus dem Platonischen Reiche der Vorwelt kommt ihr nichts wieder; sie hat sich auch

selbst nicht auf den Platz gesetzt, wo sie stehet, weiß selbst nicht, wie sie dahin kam. Aber das weiß sie oder sollte es wissen, daß sie nur das erkenne, was dieser Platz ihr zeige, daß es mit dem aus sich selbst schöpfenden Spiegel des Universum, mit dem unendlichen Auffluge ihrer positiven Kraft in allmächtiger Selbstheit nichts sei. Sie ist in einer Schule der Gottheit, die sie sich nicht selbst gegeben; sie muß die Reize, die Sinne, die Kräfte und Gelegenheiten brauchen, die ihr durch eine glückliche, unverdiente Erbschaft zuteil wurden, oder sie zieht sich in eine Wüste zurück, wo ihre göttliche Kraft lähmet und erblindet. Der abstrakte Egoismus also, und wenn er auch nur Schulsprache wäre, dünkt mich der Wahrheit und dem offnen Gange der Natur entgegen.

Ich kann hier nicht ins Einzelne gehen, bei jedem Sinne zu zeigen, wie weise und gütig der Vater unsrer Natur uns überall an Formeln seiner Weisheit und Güte übet; daß er uns aber unaufhörlich also übet, daß unsre Seele eigentlich nichts könne und tue als Formeln der Art aufzulösen, mit einem Abdrucke göttlicher Energie, zwar nicht aus Finsternis, aber aus Dämmerung Licht, aus einer nassen Flamme helle warme Funken hervorzurufen: mich dünkt, dies zeigen und sagen alle Handlungen unsrer erkennenden, wollenden Seele. Sie ist das Bild der Gottheit und sucht auf alles, was sie umgibt, dies Bild zu prägen; macht das Vielfache Eins, suchet aus Lüge Wahrheit, aus unstäter Ruhe helle Tätigkeit und Würkung, und immerdar ist's als ob sie dabei in sich blicke und mit dem hohen Gefühl „ich bin Tochter Gottes, bin sein Bild“ zu sich spreche: „lasset uns!“ und will und waltet. Wir haben von keiner innigern Tätigkeit Begriff, als deren eine menschliche Seele fähig ist: sie tritt in sich zurück, ruhet gleichsam auf sich selbst und kann ein Weltall drehen und überwinden. Jeder höhere Grad des Vermögens, der Aufmerksamkeit und Losreißung, der Willkür und Freiheit liegt in diesem dunkeln Grunde von innigstem Reiz und Bewußtsein ihrer selbst, ihrer Kraft, ihres innern Lebens.

Man ist gewohnt, der Seele eine Menge Unterkräfte zu geben, Einbildung und Voraussicht, Dichtungsgabe und Gedächtnis; indessen zeigen viele Erfahrungen,

daß, was in ihnen nicht Apperzeption, Bewußtsein des Selbstgefühls und der Selbsttätigkeit sei, nur zu dem Meer zuströmender Sinnlichkeit, das sie regt, das ihr Materialien liefert, nicht aber zu ihr selbst gehöre. Nie wird man diesen Kräften tief auf den Grund kommen, wenn man sie nur von oben her als Ideen behandelt, die in der Seele wohnen, oder gar als gemauerte Fachwerke voneinander scheidet und unabhängig einzeln betrachtet. Auch in der Einbildung und dem Gedächtnis, der Erinnerung und Voraussicht muß sich die eine Gotteskraft unsrer Seele, innere in sich blickende Tätigkeit, Bewußtsein, Apperzeption zeigen: in dem Maße dieser hat ein Mensch Verstand, Gewissen, Willen, Freiheit, das andre sind zuströmende Wogen des großen Weltmeers. . . .

Kurz, alle diese Kräfte sind im Grunde nur eine Kraft, wenn sie menschlich, gut und nützlich sein sollen, und das ist Verstand, Anschauung mit innerm Bewußtsein. Man nehme ihnen dieses, so ist die Einbildung Blendwerk, der Witz kindisch, das Gedächtnis leer, der Scharfsinn Spinnweb; in dem Maß aber, als sie jenes haben, vereinigen sich, die sonst Feindinnen schienen, und werden nur Wurzeln oder sinnliche Darstellungen einer und derselben Energie der Seele. Gedächtnis und Einbildung werden das ausgebreitete und tiefe Bild der Wahrheit; Scharfsinn sondert und Witz verbindet, damit eben ein helles wichtiges Eins werde; Phantasie fleucht auf, Selbstbewußtsein faltet die Flügel, lauter Äußerungen einer und derselben Energie und Elastizität der Seele.

Wie aber, hat diese innere Elastizität keinen Helfer, keinen Stab, an dem sie sich stütze und halte? kein Medium, wenn ich so sagen darf, das sie wecke und ihre Würkung leite, wie wir's bei jedem Reiz, bei jedem Sinne fanden? Ich glaube, ja, und dies Medium unsres Selbstgefühls und geistigen Bewußtseins ist — Sprache. Stumm- und Taubgeborene zeigen durch sonderbare Proben, wie tief die Vernunft, das Selbstbewußtsein, wo sie nicht nachahmen können, schlummre; und ich glaube (meiner vorigen Meinung ziemlich zuwider), daß würklich ein solcher Stab der Aufweckung unserm innern Bewußtsein zu Hilfe kommen mußte, als das Licht dem Auge, daß es

sehe, der Schall dem Ohr, daß es höre. So wie diese äußere Medien für ihre Sinne würklich Sprache sind, die ihnen gewisse Eigenschaften und Seiten der Dinge vorbuchstabieren, so, glaub ich, mußte Wort, Sprache zu Hülfe kommen, unser innigstes Sehen und Hören gleichfalls zu wecken und zu leiten. So, sehen wir, sammlet sich das Kind, es lernt sprechen wie es sehen lernt und genau dem zufolge denken. Wer Kinder bemerkt hat, wie sie sprechen und denken lernen, die sonderbare Anomalien und Analogien, die sich dabei äußern, wird kaum mehr zweifeln. Auch in den tiefsten Sprachen ist Vernunft und Wort nur ein Begriff, eine Sache: λογος. Der Mensch gaffet so lange Bilder und Farben, bis er spricht, bis er inwendig in seiner Seele nennet. Die Menschen, die, wenn ich so sagen darf, viel von diesem innern Wort, von dieser anschauenden, göttlichen Bezeichnungsgabe haben, haben auch viel Verstand, viel Urteil. Die es nicht haben, und schwömme ein ganzes Meer von Bildern um sie, gaffen nur, wenn sie sehen, können nicht erfassen, nicht in sich verwandeln, nicht gebrauchen. Je mehr man diese innere Sprache eines Menschen stärket, leitet, bereichert, bildet, desto mehr leitet man seine Vernunft und macht das Göttliche in ihm lebendig, das Stäbe der Wahrheit braucht, und sich an ihnen wie aus dem Schlummer emporrichtet. — Die große Welt von Folgen, die dies gibt, werden wir an einem andern Orte sehen.

Unser Erkenntnis ist also, ob's gleich freilich das tiefste Selbst in uns ist, nicht so eigenmächtig, willkürlich und los, als man glaubet. Das alles abgerechnet (was bisher gezeigt ist), daß unser Erkennen nur aus Empfindung werde, siehet man, der Gegenstand muß noch durch geheime Bande, durch einen Wink zu uns kommen, der uns erkennen lehre. Diese Lehre, dieser Sinn eines Fremden, der sich in uns einprägt, gibt unserm Denken seine ganze Gestalt und Richtung. Ohngeachtet alles Sehens und Hörens und Zuströmens von außen würden wir in tiefer Nacht und Blindheit tappen, wenn nicht frühe die Unterweisung für uns gedacht und gleichsam fertige Gedankenformeln uns eingeprägt hätte. Da hob sich unsre Kraft empor, lernte sich selbst fühlen und brauchen;

lange, und oft lebenslang gehen wir an den uns gereichten Stäben frühester Kindheit, denken selbst, aber nur in Formen, wie andre dachten, erkennen, worauf uns der Finger solcher Methoden winkt; das andre ist für uns, als ob es gar nicht wäre.

Meistens ist diese Geburt unsrer Vernunft den Weisen unsrer Welt so unanständig, daß sie sie ganz verkennen und ihre Vernunft als ein eingewachsenes, ewiges, von allem unabhängiges, untrügliches Orakel verehren. Ohne Zweifel gingen diese Weisen nie im langen Kleide, lernten nie sprechen, wie ihre Wärterinnen sprachen, oder haben vielleicht gar keinen eingeschränkten Empfindungskreis, keine Mutter- und Menschensprache. Sie sprechen wie die Götter, d. i. sie denken rein und erkennen ätherisch, daher denn auch nichts als Götter- und Vernunftsprüche von ihren Lippen kommeu können. Alles ist ihnen angeboren, eingepflanzt, der Funke untrüglicher Vernunft ohne einen Prometheus vom Himmel gestohlen. Laßt sie reden und ihre Bildwörter anbeten: sie wissen nicht, was sie tun. Je tiefer jemand in sich selbst, in den Bau und Ursprung seiner edelsten Gedanken hinab stieg, desto mehr wird er Augen und Füße decken und sagen: „Was ich bin, bin ich geworden. Wie ein Baum bin ich gewachsen: der Keim war da; aber Luft, Erde und alle Elemente, die ich nicht um mich satzte, mußten beitragen, den Keim, die Frucht, den Baum zu bilden“.

* * *

Auch Erkennen ohne Wollen ist nichts, ein falsches, unvollständiges Erkennen. Ist Erkenntnis nur Apperzeption, tiefes Gefühl der Wahrheit: wer wird Wahrheit sehen und nicht sehen, Güte erkennen und nicht wollen und lieben? Eben diese Abteilungen zeigen, wie sehr der Baum unsres Innern zerzaust und verfasert sei, daß Spekulation uns für Erkenntnis und Spiel für Tätigkeit gelten kann. Spekulation ist nur Streben zum Erkenntnis; ein Tor nur vergißt das Haben über dem Streben. Spekulation ist Zerteilung; wer ewig teilt, wird nie ganz besitzen und brauchen. Besitzt man aber und fühlt, daß man besitze, so ist bei einem Gesunden das Brauchen und Genießen natürlich.

Auch ist so denn *keine* Leidenschaft, *keine* Empfindung ausgeschlossen, die nicht durch solches Erkennen Wollen würde: eben im besten Erkenntnis können und müssen alle würken, weil das beste Erkenntnis aus ihnen allen ward und nur in ihnen allen lebet. Lügner oder Entnervte, die mit lauter reinen Grundsätzen prahlen, und Neigungen verfluchen, aus denen allein wahre Grundsätze werden! Das heißt ohne Wind segeln und ohne Waffen kämpfen. Reiz ist die Triebfeder unsres Daseins, und sie muß es auch bei dem edelsten Erkennen bleiben. Welche Neigung und Leidenschaft, die sich nicht mit Erkenntnis und Liebe Gottes und des Nächsten beleben ließe, daß sie nur um so reiner, sicherer und mächtiger würke? Die Schlacken werden weggebrannt, aber das wahre Gold soll bleiben. Jede Kraft und jeder Reiz, der in meiner Brust schläft, soll aufwachen und nur *im Geist meines Urhebers* würken.

Aber wer lehrt mich dieses? Gibt's ein Gewissen, ein moralisches Gefühl, das mir, abgetrennt von allem Erkenntnis, richtigen Weg zeige? Die Worte selbst scheinen Unsinn, wenn man sie so vorträgt; ich glaube aber kaum, daß so etwas je eines Menschen Meinung gewesen. Ist jedes gründliche Erkenntnis nicht ohne Wollen, so kann auch kein Wollen ohn' Erkennen sein: sie sind nur *eine* Energie der Seele. Aber wie unser Erkennen nur *menschlich* ist und also sein muß, wenn es *recht* sein soll, so kann auch unser Wollen nur *menschlich* sein, mithin aus und voll *menschlicher* Empfindung. Menschheit ist das edle Maß, nach dem wir erkennen und handeln: *Selbst- und Mitgefühl* also (abermals Ausbreitung und Zurückziehung) sind die beiden Äußerungen der Elastizität unsres Willens; *Liebe* ist das edelste Erkennen, wie die edelste Empfindung. Den großen Urheber in sich, sich in andre hineinzulieben und denn diesem sichern Zuge zu folgen, das ist moralisches Gefühl, das ist Gewissen. Nur der leeren Spekulation nicht aber dem Erkennen stehet's entgegen, denn das wahre Erkennen ist *lieben*, ist menschlich *fühlen*.

Siehe die ganze Natur, betrachte die große Analogie der Schöpfung! Alles fühlt sich und seinesgleichen, Leben wallet zu Leben. Jede Saite bebt ihrem Ton, jede Fiber

verwebt sich mit ihrer Gespielin, Tier fühlt mit Tier; warum sollte nicht Mensch mit Menschen fühlen? Nur er ist Bild Gottes, ein Auszug und Verwalter der Schöpfung, also schlafen in ihm tausend Kräfte, Reize und Gefühle; es muß also in ihnen Ordnung herrschen, daß alle aufwachen und angewandt werden können, daß er Sensorium seines Gottes in allem Lebenden der Schöpfung, nach dem Maße es ihm verwandt ist, werde. Dies edle allgemeine Gefühl wird also eben durch das, was es ist, Erkenntnis, die edelste Kenntnis Gottes und seiner Nebengeschöpfe durch Würksamkeit und Liebe. Selbstgefühl soll nur die *conditio sine qua non*, der Klumpe bleiben, der uns auf unsrer Stelle festhält, nicht Zweck sondern Mittel. Aber notwendiges Mittel, denn es ist und bleibt wahr, daß wir unsern Nächsten nur wie uns selbst lieben. Sind wir uns untreu, wie werden wir andern treu sein? Im Grad der Tiefe unsres Selbstgefühls liegt auch der Grad des Mitgefühls mit andern; denn nur uns selbst können wir in andre gleichsam hinein fühlen.

Mich dünkt, es sind also leere Streitigkeiten, wo das Prinzipium unsrer Moralität sei, ob im Wollen oder Erkennen, ob in unsrer oder in fremder Vollkommenheit. Alles Wollen fängt freilich vom Erkennen an, aber alles Erkennen wird auch wiederum nur durch Empfindung. Eigne Vollkommenheit kann ich nur durch die Vollkommenheit andrer, wie diese durch jene erlangen. Schon Hippokrates nennte die menschliche Natur einen lebendigen Kreis, und das ist sie. Ein Wagen Gottes, Auge um und um, voll Windes und lebendiger Räder. Man muß sich also für nichts so sehr als für dem einseitigen Zerstücken und Zerlegen hüten. Wasser allein tut's nicht, und die liebe kalte spekulierende Vernunft wird dir deinen Willen eher lähmen, als dir Willen, Triebfedern, Gefühl geben. Wo sollte es in deine Vernunft kommen, wenn nicht durch Empfindung, würde der Kopf denken, wenn dein Herz nicht schlüge? Aber gegenteils, willst du auf jedes Pochen und Wallen deines Herzens, auf jeden Nachhall einer gereizten Fiber, als auf die Stimme Gottes merken, und ihr blindlings folgen: wo kannst du hingeraten, da alsdenn dein Verstand zu spät kommt. Kurz,

folge der Natur, sei kein Polype ohne Kopf und keine Steinbüste ohne Herz; laß den Strom deines Lebens frisch in deiner Brust schlagen, aber auch zum feinen Mark deines Verstandes hinauf geläutert, und da Lebensgeist werden.

Auch die Frage entschiede sich hier also: ob dies unser Wollen was Angeerbtes oder Erworbnes, was Freies oder Abhängiges sei, es entscheidet sich ganz aus dem Grunde, daß wahres Erkennen und gutes Wollen nur einerlei sei, eine Kraft und Würksamkeit der Seele. War unser Erkennen nun nicht durch sich, willkürlich und ungebunden, hatte es, wenn es sich aufs tiefste als Selbst fühlen wollte, Stäbe der Aufrichtung, innere Sprache nötig, wahrlich, so wird's dem Willen nicht anders sein können. . . .

Von Freiheit schwätzen ist sehr leicht, wenn man jedem Reiz, jedem Scheingut als einer uns suffizienten Ursache dienet. Es ist meistens ein erbärmlicher Trug mit diesen suffizienten Gründen, wo das allgemeine immer wahr scheint, und das besondre Einzelne des bestimmten Falles ist Lüge. Man ist ein Knecht des Mechanismus (dieser aber in die lichte Himmelsvernunft verkleidet) und wähnet sich frei, ein Sklave in Ketten und träumet sich diese als Blumenkränze. Sobald man ins Spekulieren kommt, kann man aus allem alles machen, dünkt sich aufgeflogen zum Empyreum, und der arme Wurm liegt noch in der Hülle ohne Flügel und Frühling. — Da ist's wahrlich der erste Keim zur Freiheit, fühlen, daß man nicht frei sei, und an welchen Banden man hafte. Die stärksten, freisten Menschen fühlen dies am tiefsten und streben weiter; wahnsinnige, zum Kerker geborne Sklaven höhnen sie und bleiben voll hohen Traums im Schlamme liegen. Luther mit seinem Buch *de servo arbitrio* ward und wird von den wenigsten verstanden; man widerstritt elend oder plärret nach; warum, weil man nicht wie Luther fühlet und hinauf ringet.

Wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Je tiefer, reiner und göttlicher unser Erkennen ist, desto reiner, göttlicher und allgemeiner ist auch unser Würken, mithin desto freier unsre Freiheit. Leuchtet uns aus allem nur Licht Gottes an, wallet uns allenthalben nur Flamme

des Schöpfers, so werden wir, im Bilde Seiner, Könige aus Sklaven und bekommen, was jener Philosoph suchte, in uns einen Punkt, die Welt um uns zu überwinden, außer der Welt einen Punkt, sie mit allem, was sie hat, zu bewegen. Wir stehen auf höherm Grunde und mit jedem Dinge auf seinem Grunde, wandeln im großen Sensorium der Schöpfung Gottes, der Flamme alles Denkens und Empfindens, der Liebe. Sie ist die höchste Vernunft wie das reinste, göttlichste Wollen; wollen wir dieses nicht dem h. Johannes, so mögen wir's dem ohne Zweifel noch göttlichern Spinoza glauben, dessen Philosophie und Moral sich ganz um diese Achse beweget.

Zweiter Versuch.

Einfluß beider Kräfte ineinander und auf Charakter und Genie des Menschen.

Beinah zu lange haben wir uns in Allgemeinörtern aufhalten müssen, hinter denen mancher, der an die liebe Abstraktion nicht gewöhnt ist, vielleicht so klug ist als er war; lasset uns, um einigermaßen nützlich zu werden, die Philosophie vom Wolkenhimmel auf die Erde rufen und unsern Satz in bestimmten einzelnen Fällen und Klassen betrachten:

1. Unser Denken hängt ab vom Empfinden.

1. Bei jedem einzelnen Menschen. . . . Der tiefste Grund unsres Daseins ist individuell, sowohl in Empfindungen als Gedanken. Bemerkt nur in einzelnen Fällen, aus wie sonderbaren Keimen und Samenkörnern jenem und diesem die Saat seiner Leidenschaften wachse. Wobei der eine kalt bleibt, dabei glühet der andere; alle Tiergattungen untereinander sind vielleicht nicht so verschieden als Mensch vom Menschen.

Würde ein Mensch den tiefsten, individuellsten Grund seiner Liebhabereien und Gefühle, seiner Träume und Gedankenfahrten zeichnen können, welch ein Roman! Jetzt tun es nur etwa Krankheiten und Augenblicke der Leidenschaft, und oft welche Ungeheuer und blaue Meerwunder wird man gewahr!

Man sollte jedes Buch als den Abdruck einer leben-

digen Menschenseele betrachten können. . . . Das Leben eines Autors ist der beste Kommentar seiner Schriften, wenn er nämlich treu und mit sich selbst eins ist, nicht einer Herde an Wegscheiden und Landstraßen nachblöket.

Jedes Gedicht, zumal ein ganzes, großes Gedicht, ein Werk der Seele und des Lebens, ist ein gefährlicher Verräter seines Urhebers, oft, wo dieser am wenigsten sich zu verraten glaubte. Nicht nur siehet man bei ihm etwa, wie der Pöbel ruft, des Mannes dichterische Talente, man sieht auch, welche Sinne und Neigungen bei ihm herrschten, durch welche Wege und wie er Bilder empfing, wie er sie und das Chaos seiner Eindrücke regelte und fügte, die Lieblingsseiten seines Herzens sowie oft die Schicksale seines Lebens, seinen männlichen oder kindischen Verstand, die Stäbe seines Denkens und seiner Erinnerung. — Doch ich mag unsern Kunstrichtern, die von so etwas in ihrem Leben nicht geträumt, schon viel zu viel gesagt haben. Freilich ist nicht jede Kotseele eines solchen Studiums wert; allein von einer Kotseele brauchte man auch keine Abdrücke, weder in Schriften noch in Taten. Wo es der Mühe lohnt, ist dies *lebendige Lesen*, diese Divination in die Seele des Urhebers das *einzige* Lesen und das tiefste Mittel der Bildung. Es wird eine Art Begeisterung, Vertraulichkeit und Freundschaft, die uns da, wo wir nicht gleich denken und fühlen, oft am lehrreichsten und angenehmsten ist, und die eigentlich das, was man *Lieblingsschriftsteller* nennt, bezeichnet. Solches Lesen ist Wetteifer, *Heuristik*: wir klimmen mit auf schöpferische Höhen oder entdecken den Irrtum und die Abweichung in ihrer Geburtsstätte. Je mehr man den Verfasser lebendig kennt und mit ihm gelebt hat, desto lebendiger wird dieser Umgang.

Ein Mensch in verschiednen Lebenszeiten ist sich nicht gleich, denkt anders, nachdem er anders empfindet. Jedermann weiß, wie öfters, zumal bei plötzlichen Leidenschaften, uns unser *erstes* Urteil trüge; und wie gegenteils der *erste Eindruck* an Frische und Neuheit nichts seinesgleichen habe. Das erste unbefangne Werk eines Autors ist daher meistens das beste: seine Blüte ist im Aufbruch, seine Seele noch Morgenröte. Vieles ist bei ihm noch volle, ungemessne Empfindung, was nachher

Grübelei oder reifer Gedanke wird, der schon sein Jugendrot verloren. Wir lieben immer mehr das Halbe als das Ganze, den versprechenden Morgen als den Mittag in höchster Sonnenhöhe. Wir wollen lieber empfinden als wissen, lieber selbst und vielleicht zu viel erraten, als langsam hergezählt erhalten. Indessen sind zum Besten der Welt alle Lebens- und alle Tagszeiten nötig. . . .

2. Wie einzelne Menschen, so sind noch mehr Familien und Völker voneinander verschieden; nach dem Kreise ihrer Empfindungs- richtet sich auch ihre Denkart. Söhne eines Stammvaters von gleicherer Organisation in einerlei Welt und Klima müssen einander ähnlicher denken als Antipoden an Sitte und Empfindung. Man hat die Religion und Moral der Völker, die in rauhen Gegenden, zwischen Gebirgen und Felsklüften, auf einer feuerspeienden, oft erbebenden Erde oder an schrecklichen Meeren leben, allemal wild, schrecklich und staunend gefunden, und oft machen Nationen, die offenbar eines Ursprungs sind, dicht aneinander hierin den sonderbarsten Unterschied. Gesetze, Regierung, Lebensweise tun noch mehr, und so wird die Denkart des Volks, eine Tochter des allen, auch des allen Zeugin. . . .

Einer Nation auf den ganz ungeänderten Stamm ihrer Empfindungen eine neue Lehre und Denkart aufzwingen wollen, ohne daß sich jene mit dieser im mindesten mische, ist meistens unnütz, oft auch schädlich. Die Denkart eines Volks ist die Blüte seiner Empfindungsweise; in diese muß man einfließen oder jene ist welkend. Einem wilden Volke plötzlich das Resultat der feinsten Abstraktionen aufbürden, wozu es weder Kopf noch Herz, weder Analogie von Lebensart noch Sprache hat, wird allemal ein wunderbarer Mischmasch. Was ward Aristoteles in den Händen der Araber? was ist das Papsttum in Sina geworden? Jener ein Muselmann, dies ein lebendiger Konfuzianismus. . . .

Die Vorsehung selbst ist die beste Bekehrerin der Völker, sie ändert Zeiten, Denkarten, Sitten, wie sie Himmel und Erde, Kreise von Empfindungen und Umständen ändert. . . .

Da die Vorsehung indes nie ohne Mittel handelt, so sind eben auch zu dieser Umbildung der Kenntnisse

durch Empfindungen Menschen die edelsten Werkzeuge. Die Männer, die auf der Welt das meiste ausgerichtet, blieben nie bei der Blüte solcher und solcher Meinungen stehen, sondern wagten sich zur Wurzel der Empfindung, dem Herzen, der Lebensweise. Dichter oder Weise, Gesetzgeber oder Heerführer, Religionsstifter oder Demagogen, sie trafen das Herz und damit würkten sie auf Ideen. Baco ließ Einteilungen und scholastische Spekulationen liegen und ging auf erste Begriffe, Sachen, Natur. Er grub, wie jene Brüder nach dem Schatze, und die reiche Ernte auf dem umwühlten Acker wuchs von selbst. . . .

3. Wie es eine allgemeine Menschenempfindung gibt, so muß es auch eine allgemeine Menschendenkart (sensus communis) geben; mit keinem Wort aber treiben die moralisch philosophische Philister ärgere Schleichware, als mit diesem. Wenn jeder, wo der Schuh sein Hühnerauge drückt, sich gleich auf allgemeinen Menschenverstand und Menschenempfindung beziehet, so ehret er den Genius der Menschheit, den er in sein Hühnerauge verwandelt, wahrlich nicht, und zeigt jedem Klugen nichts weiter, als daß der leidende Herr sich mit nichts Besserm zu trösten wisse. Für Menschenvernunft und allgemeinen Menschenverstand und Menschenempfindung allen Respekt; aber, lieber Freund, diese Dinge sind etwas anders als eure Schlafmütze. . . .

2. Was würkt unser Denken aufs Empfinden?

Und darf ich da auch erste Empfindung zur Antwort schreiben, so muß ich sagen: jetzo sehr wenig! Was weiß unser Jahrhundert nicht! wie übt sich's nicht im Denken, Erkennen, ja sogar ex professo im Empfinden! und wenn der Baum nur aus Früchten erkannt wird, von diesem Denken und Empfindeln, wo ist die Frucht?

„Ohne Zweifel muß es also nicht das rechte Denken, das rechte Empfinden sein!" — und das glaube ich auch. Bloßes Spekulieren und Sentimentalisieren hilft nichts: jenes stumpft die Seele wie dies das Herz ab. Der Kopf wird zum überschütteten Kornboden, wo nichts aufgeht, das Herz zum ausgewaschnen, zerrissenen Lappen, der zuletzt zu nichts taugt, als daß er Mist werde. . . .

Wohl dir, unschuldiger Jüngling auf keuschem Stamm, aus edlem Samen, eine gesunde, festgeschlossene Knospe. Nicht zu früh blühend und entfaltet, um bald zu verwelken, nicht üppig dich wiegend im Hauche lauer Zephire; lieber von rauhen Winden geschüttelt, in Not, Gefahr und Armut erwachsen, damit deine Erkenntnisse Tat, deine blöde, keusche, verschlossene Empfindungen Wahrheit, Wahrheit aufs ganze Leben würden. . . .

Die gesundesten Menschen aller Zeit hatten nichts ausschließend: Erkenntnis und Empfindung floß in ihnen zu Menschenleben, zu Tat, zu Glückseligkeit zusammen. Auch die abstrakteste Wissenschaft hat ihre Anschauung, und meistens ward der glücklichste Blick auch in ihr nur in Geschäft, Tat, Handlung geboren. So Baco, Sarpi, Grotius und fast immer jeder Beste seiner Art. Er kam zur Wissenschaft als Freund, als Liebling, nicht als Leibeigner und Sklave, darum fand er Gunst und Beifall. Wären Homer und Sophokles, Ossian und Shakespeare, Milton und Dante Professoren der Poesie gewesen oder zu ihrem Gesange fürstlich besoldet worden: sie wären kaum, was sie sind, worden.

Erkenntnis und Empfindung leben nur in Tat, in Wahrheit. Religion ist ausgestorben in einem Kreise, wo sie nicht in Vorbildern lebt; totes Bekenntnis, Gebräuche, Formelngelehrsamkeit und Silbenstecherei, wenn sie auch selbst in den Ursprachen und auf den Lippen der Stifter ihr Werk triebe, kann jene Tochter des Himmels weder darstellen noch ersetzen, die in Menschen leben muß; oder sie ist nicht mehr: sie ist, wie Asträa, zu ihrem Vaterlande gekehret. —

In Zeiten also, da noch alles näher zusammen war, und man die Fäden menschlicher Bestimmung, Gaben und Kräfte noch nicht so losgewunden und aus ihrem verflochtnen Knäuel heraus gezaust hatte, in Zeiten, da ein Mensch mehr als eins und jeder alles war, was er sein konnte; die Geschichte zeigt offenbar, daß große, tätige, gute Menschen damals unseltner gewesen als in Zeitaltern, wo alles getrennt ist, jeder nur mit einer Kraft oder einem Kräftlein seiner Seele dienen soll und übrigens unter einem elenden Mechanismus seufzet. Ich nehme die Griechen in ihren schönsten Zeiten zum Beispiel. Was

dorfte ein Mann sein, und was war er! Äschylus, Sophokles, Xenophon, Plato: da stützte eine Kraft die andere, und alles blieb im kräftigen Naturspiele. . . .

So viel ist gewiß, jede große und starke Seele hat auch Anlage, die tugendhafteste zu werden. Wo diese Leidenschaft möglich war, war auch eine andre möglich, die ihr das Gegengewicht hielt; und überhaupt, welche Leidenschaft und Empfindung muß denn aufs Böse verwandt werden, daß man nicht anders könnte? Vielleicht haben Menschen von starker Seele mehr Mühe, sich zu überwinden; sie haben aber auch mehr Kraft, und nur wenn sie den Sieg vollendet haben, sollte man sie große Menschen nennen, das ist, wenn sie gute Menschen geworden. Und alsdenn ist's doch wohl ohne Zweifel, daß ein Schiff, das mit großen Winden und wohlgerüsteten Segeln fährt, weiter kommt als der träge lecke Kahn da am flachen seichten Ufer.

Tiefe Empfindungen müssen immer auch tiefe Kenntnisse gewähren können, die über jene herrschen, und so denn sind die stärksten Leidenschaften und Triebe, wohlgeordnet, nur das sinnliche Schema der starken Vernunft, die in ihnen würket. Selbst jede mißratene große Seele beweist dieses in ihren bessern glücklichen Stunden. Wenn sie hinter Ausschweifungen und Tollheiten zu sich kommt, Reue und die gute Natur in ihr zurückkehret, wie tiefer fühlt sie denn das gestiftete Gute und Böse, als jene redselige Schwätzer, jene flache Köpfe und Herzen! Bluttränen möchte sie weinen, und das auch späte bessere Erkenntnis wird gewiß in der Folge in ihr tiefer graben, stiller und mehr würken als das sprudelnde Geschwätz aller Sophisten in ihrem eignen werten Selbst, geschweige in andern gewürkt hat. Ich kenne in der Geschichte keinen verfallnen großen Mann, wo man nicht immer auch noch im Schutt den Tempel bewundern und seufzen müßte: edler Palast, wie bist du zur Mördergrube worden!

* *
*

Ich glaube diese Betrachtungen wohl nicht weiter fortsetzen zu dürfen, weil ja nicht die starken, sondern die schwachen, feinen und zarten Empfindungen die Lieblingssaiten unsers Instruments sind, und wir jene nur für

Abenteuer halten. Der Strom der Zeiten fließt sonderbar zwischen seinen Ufern; er schlängelt sich, wie alle Ströme und selbst das große Weltmeer, hie- und dorthin in entgegenstehenden Winkeln. Bald ist der Boden für Erkenntnis, bald für Empfindung, und allemal blühen sodann die Pflanzen am besten, die aus dem Naturboden dieses Volks, dieser Zeit sprossen. Zu einer Zeit gaffen die Weisen alle empor, sehen gen Himmel und zählen die Sterne, übrigens nirgend weniger als in ihrem Vaterlande, in ihrer Stadt zu Hause. Bald tut man Kreuzzüge nach dem goldnen Vlies der Toleranz, allgemeinen Religion und Menschenliebe, vielleicht ebenso abenteuerlich als die Kreuzzieher des heiligen Grabes und des Systems fremder Welten. Dieser arbeitet, das Menschengeschlecht zu jenem Bilde mit goldnem Haupt zu machen, das aber auf Füßen von Ton ruht; einem andern soll's Ungeheuer, Greif und Sphinx werden. Die Gottheit läßt sie arbeiten und weiß eine Wagschale durch die andre zu lenken: Empfindung durch bessere Kenntnisse, Kenntnis durch Empfindung.

Über wie viele Vorurteile sind wir wirklich hinweg, vor denen eine andere Zeit die Knie beugte! Einige milde Lichtstrahlen aus der edlern Seele göttlicher Menschen zeigten sie, zuerst mit Schimmer, in Morgendämmerung. Die Finsternis wappnete sich und stritt lange; aber da ging die herrliche Sonne auf und die dunkle Nacht mußte hinwegrollen. — Verzage nicht, lieber Morgenstern oder ihr schönen einzelnen Strahlen der Morgenröte; ihr macht noch nicht Mittag, aber hinter euch ist die Fackel der Allmacht; unwiderstehlich wird sie ihren Lauf anfangen und enden.

Licht war der Anfang der Schöpfung, und es gibt kein edleres Los in der Welt als zu erleuchten, wenn das Licht rechter Art ist. Selbst der Sohn Gottes konnte hienieden nichts Bessers tun, als Wahrheit lehren; aber sein Licht war Wärme, seine Wahrheit ewiges Leben. Der Ausspruch ist niedergeschrieben, daß die Menschen nur deswegen Wahrheit hassen und die Finsternis mehr als das Licht lieben, weil ihre Werke nicht taugen, daß in diesem geheimen und oft sehr verschönten Hasse aber auch das größeste Gericht sei. Er ward nicht müde, Wahrheit zu lehren und selbst als ein

König der Wahrheit zu sterben. Er kehrte zurück, woher er gekommen war, und ließ seinem Fußtritte den Segen nach, daß Licht ewig Licht bleiben, seiner Natur nach immer die Finsternis überwinden müsse und alles zu Gott kommen werde, was in ihm getan sei. —

Mich dünkt, dieser Schwung wird vielen Lesern so hoch scheinen, daß es wohl am besten ist, abzubrechen und eine Frage zu behandeln, die mehr im Gesichtskreise und nach der Lust unsrer Zeit ist.

3. Was wirkt das mancherlei Erkennen und Empfinden auf die mancherlei Genies, Charaktere, oder wie die Zaubernamen heißen?

Da bin ich aber ganz im Dürren, weil ich in der Welt nichts weniger weiß, als was Genie ist, es mag der, die oder das Genie heißen. . . .

Der bescheidne Deutsche, sagt Klopstock, nennt's dankbar Gabe, und weiter habe ich davon weder Begriff noch Erklärung. Genie und Charakter sind — — die einzelne Menschenart, die einem Gott gegeben weder mehr noch minder.

Nun sind der Gaben so viel, als Menschen auf der Erde sind, und in allen Menschen ist gewissermaßen auch nur eine Gabe, Erkenntnis und Empfindung, d. i. inneres Leben der Apperzeption und Elastizität der Seele. Wo dies da ist, ist Genie, und mehr Genie, wo es mehr, und weniger, wo es weniger ist u. f. Nur dies innere Leben der Seele gibt der Einbildung, dem Gedächtnis, dem Witz, dem Scharfsinn und wie man weiter zähle, Ausbreitung, Tiefe, Energie, Wahrheit. Laß ein Genie buntere Farben schlagen als der Pfau mit seinem Schweife, jenes einbildungsreicher sein als Bellerophons Gaul, dies feinere Sachen als Spinnweb teilen — aber trenne von ihren Werken und Unternehmungen Verstand, Gefühl der Wahrheit, inneres Menschenleben, so sind's nur Tierkräfte, an denen sie jedesmal ein Vieh überwindet. Der Redner wird Silbenzähler, der Dichter Versifikateur oder Tollhäusler, der Grammatiker Wortkrämer, sobald ihm der Himmel jene lebendige Quelle versagt hat oder diese ihm versieget.

In dem Verstande ist die Natur also an Genies nicht so unfruchtbar, als wir wähnen, wenn wir bloß Büchergenies und Papiermotten dafür halten. Jeder Mensch von edeln lebendigen Kräften ist Genie auf seiner Stelle, in seinem Werk, zu seiner Bestimmung, und wahrlich, die besten Genies sind außer der Bücherstube. . . .

* * *

Jede *edle Menschenart* schläft wie aller gute Same im stillen Keime, ist da und erkennet sich selbst nicht. Was in Absicht auf Seelenkräfte *Genie* heißt, ist in Absicht auf Willen und Empfindung *Charakter*. Woher weiß der arme Keim, und woher soll er's wissen, welche Reize, Kräfte, Düfte des Lebens ihm im Augenblick seines Werdens zuströmten? Das Siegel Gottes, die Decke der Schöpfung ruht auf ihm, er ward gebildet im Mittelpunkt der Erde.

So viel sehen wir, daß ein Kind, wie die Gestalt seines Körpers und Angesichts, auch die Züge seiner Art zu denken und zu empfinden mitbringt; es ist ein gebildeter ganzer Mensch, obschon im kleinen. Du kannst kein Glied hinzutun, das ihm fehlet, keine Leidenschaft, keinen Hauptzug hinwegtun, der da ist. Wer das zarte Saitenspiel junger Kinder und Knaben zu behorchen, wer nur in ihrem Gesichte zu lesen weiß, welche Bemerkungen von Genie und Charakter, d. i. *einzelner Menschenart* wird er machen! Es klingen leise Töne, die gleichsam aus einer andern Welt zu kommen scheinen, hie und da regt sich ein Zug von Nachdenken, Leidenschaft, Empfindung, der eine ganze Welt schlafender Kräfte, einen ganzen lebendigen Menschen weissagt, und es ist, dünkt mich, die platteste Meinung, die je in einen Papierkopf gekommen, daß alle menschlichen Seelen gleich, daß sie alle als platte leere Tafeln auf die Welt kommen. Keine zwei Sandkörner sind einander gleich, geschweige solche reiche Keime und Abgründe von Kräften, als zwo Menschenseelen, oder ich hätte von dem Wort Menschenseele gar keinen Gedanken. Auch das Leibnizische Gleichnis von Marmorstücken, in denen der Umriß zur künftigen Bildsäule schon daliegt, dünkt mir noch zu wenig, wenigstens zu tot. Im Kinde ist ein Quell von mancherlei Leben,

nur noch mit Duft und Nebel bedeckt. Eine Knospe, in der der ganze Baum, die ganze Blume eingehüllt blühet.

Nicht zu früh reiße sie auf, diese lebensschwangre Knospe, laß sie sich ins Laub der Bescheidenheit und oft Dumpfheit, wie wir sagen, verstecken. Es ist ein unersetzlicher Schade, wenn man die liebe jungfräuliche Blume aufbricht, daß sie lebenslang welke. Fühlst du die Freuden der Morgenröte, ihren lieben ersten Dämmerungsstrahl nicht? Warte, die große Sonne wird schon hervorschreiten.

In unsrer Zeit, da alles früh reif wird, kann man auch mit der Auferziehung junger menschlicher Pflanzen nicht gnug eilen. Da stehn sie, die jungen Männer, die Kinder von hundert Jahren, daß man sieht und schauert. . . .

Ist Genie und Charakter nur lebendige Menschenart, nichts mehr und nichts minder: bemerkt diese, nähret die innere Quelle, übt die Tätigkeit und Elastizität der Seele, aber nur wie sie geübt sein will. Wortgedächtnis, Schalen ohne Kern und Körper ohne Seele sind unnütz, denn auch das kleinste Kind ist ein lebendiger Mensch und hatte alle menschliche Seelenkräfte, nicht bloß, wie ihr wähnt, die edle Gedächtnisgabe. Aber wie die Natur alles wachsen läßt, muß auch ihre edelste Pflanze, das Menschengeschöpf, wachsen in Hüllen; wehe dem, der eins der Unschuldigen durch seine Frühklugheit und ordnungslose Sittenweisheit, vielleicht auf immer zerstört und ärgert! —

Der erwachende Jüngling findet sich an der Wegscheide seines Lebens, wenn sich Knaben- und Jünglingsalter trennen. Oft erscheint ihm da sein Genius und zeigt ihm Weg und Höhen seiner Zukunft, aber nur — in dunkelm Traume. Indessen auch einem Greise, am letzten Tage seines Lebens, ist der Traum der Jugend, der erste Pulsschlag all seines künftigen Lebens, prophetische Entzückung.

Wer zu seinem künftigen Werk und Wesen nur wenig Entwicklung braucht, findet seinen Entwickler auch leicht. Ein Euklides, eine Uhr, ein Gemälde, ein Blatt unbekannter Ziffern weckte manche auf, als ob's Apollo selbst mit der Leier wäre; für andre ist viel Gefahr, Erfahrung,

oft ein Rubikon nötig. — Cäsar an Alexanders Bildsäule, Alexander an Achilles' Grabe weinend — welch ein weissagender, rührender Anblick! Da schläft's in der Seele, oder vielmehr es schläft nicht mehr, kann aber jetzt nur in Tränen heraus, einst wird's anders herausströmen.

Auch hier entdeckt nur Seele die Seele; eigne gute Menschenart kann eine fremde Menschenart allein verstehn, trösten und ahnden. Oft ist's ein erfahrungsvoller, stiller, neidloser Greis, der den Jüngling, verloren in sich selbst, bemerket, und ihm ein Wort spricht, das lebenslang in seiner Seele tönet. Oder es wirft derselbe nur so einen Blick, ein Zeichen, eine Glutkohle sorglos neben sich nieder: der Jüngling nahm sie auf, sie war lange tot und vergessen, und da glimmt sie, gerade jetzt, in der Zeit dieser Niedergeschlagenheit, Trübsal und Kälte wieder; er wärmt sein Herz an ihr, als käme sie jetzt eben vom Altar der Liebe und Weisheit . . .

* *
*

Lieber will ich mit ein paar allgemeinen Anmerkungen das Ganze meiner langweiligen Abhandlung schließen:

1. Ist etwas in ihr wahr: wie fein ist die Ehe, die Gott zwischen Empfinden und Denken in unsrer Natur gemacht hat! Ein feines Gewebe, nur durch Wortformeln voneinander zu trennen. Das oberste Geschöpf scheint mit uns ein Los zu haben, empfinden zu müssen, wenn es das Ganze nicht aus sich ruft und denket. Und welches Geschöpf kann das? Keins als unsre Philosophen, die Lehrer und Lehrlinge am hohen Baume der Weisheit.

2. Alles sogenannte reine Denken in die Gottheit hinein ist Trug und Spiel, die ärgste Schwärmerei, die sich nur selbst nicht dafür erkennet. All unser Denken ist aus und durch Empfindung entstanden, trägt auch, trotz aller Destillation, davon noch reiche Spuren. Die sogenannten reinen Begriffe sind meistens reine Ziffern und Zeros von der mathematischen Tafel und haben, platt und plump auf Naturdinge unsrer so zusammengesetzten Menschheit angewandt, auch Ziffernwert. Dem Manne, der in der ganzen neuern Metaphysik diese Geisterchen aufsucht und abtut, des warten mehr als des Gespensterhelden Thomasius Ehrenkränze; nur muß er sich auch

nicht für manchem leeren Schrecken und für Griffen dieser Geisterchen in sein Gesicht fürchten.

3. Einigen drückenden Empfindungen entgehn zu wollen dadurch, daß man die Bürde dieses Lebens abschüttelt, ist ein gefährlicher Schritt, denn Träume, wie Hamlet sagt, oder wie wir sagten, Empfindungen und Gedanken müssen wiederkommen. Und nun welche Empfindungen, welche Gedanken? Man trete an einen Entleibten, frage, warum er's tat, wie klein die Ursachen waren, wie leicht abzutun, wenn man nur in ihn geblickt hätte! Und nun verschloß er sich: der Baum nahm seine Gewalt zusammen um sich zu entwurzeln — da liegt er. Verdorret, aber Wurzel und Zweige sind an ihm; und wo ist die Dryade, die diesen ganzen Baum belebte; wo ist sie?

4. Unsterblichkeit einer metaphysischen Monas ist nichts als metaphysische Unsterblichkeit, deren Physisches mich nicht überzeuget. Ist Seele das, was wir fühlen, wovon alle Völker und Menschen wissen, was auch der Name sagt, das nämlich, was uns beseelt, Urgrund und Summe unsrer Gedanken, Empfindungen und Kräfte: so ist von ihrer Unsterblichkeit aus ihr selbst keine Demonstration möglich. Wir wickeln in Worte ein, was wir herauswickeln wollen, setzen voraus, was kein Mensch erweisen kann, oder auch nur begreift oder verstehet, und kann sodann, was man will, folgern. Der Übergang unsres Lebens in ein höheres Leben, das Bleiben und Warten unsres innern Menschen aufs Gericht, die Auferstehung unsres Leibes zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde läßt sich nicht demonstrieren aus unsrer Monas — —

5. Es ist ein inneres Kennzeichen von der Wahrheit der Religion, daß sie ganz und gar menschlich ist, daß sie weder empfindelt noch grübelt, sondern denket und handelt, zu denken und zu handeln Kraft und Vorrat leiht. Ihr Erkenntnis ist lebendig, die Summe aller Erkenntnis und Empfindungen ewiges Leben. Wenn's eine allgemeine Menschenvernunft und Empfindung gibt, ist's in ihr, und eben das ist ihre verkannteste Seite.

II. Zur Geschichtsphilosophie.

a) Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit.

Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts.

1. Ägyptische Kunst†). . . . Der beste Geschichtschreiber der Kunst des Altertums, *Winckelmann*, hat über die Kunstwerke der Ägypter offenbar nur nach griechischem Maßstabe geurteilt, sie also *verneinend* sehr gut, aber *nach eigner Natur und Art* so wenig geschildert, daß fast bei jedem seiner Sätze in diesem Hauptstück das offenbar Einseitige und Schielende vorleuchtet. So *Webb*, wenn er ihre *Literatur* der *griechischen* entgegensetzt, so manche andre, die über *ägyptische Sitten* und *Regierungsform* gar mit europäischem Geist geschrieben haben. — Und da es den Ägyptern meistens so geht, daß man zu ihnen aus Griechenland und also mit bloß griechischem Auge kommt — wie kann's ihnen schlechter gehen? Aber teurer Grieche! diese Bildsäulen sollten nun nichts weniger (wie du aus allem wahrnehmen könntest) als Muster der schönen Kunst *nach deinem Ideal* sein, voll Reiz, Handlung, Bewegung, wo von allem der Ägypter nichts wußte, oder was sein Zweck ihm gerade wegschnitt. *Mumien* sollten sie sein! *Erinnerungen an verstorbne Eltern* oder *Vorfahren* nach aller Genauigkeit *ihrer Gesichtszüge*, *Größe*, nach hundert *festgesetzten Regeln*, an die der Knabe gebunden war — also natürlich eben ohne Reiz, ohne Handlung, ohne Bewegung, eben *in dieser Grabesstellung* mit Händ und Füßen voll Ruhe und

†) Zu den 4 Einzelüberschriften vgl. die Erläuterung.

Tod — ewige Marmormumien! siehe, das sollten sie sein, und sind's auch, sind's im höchsten Mechanischen der Kunst, im Ideal ihrer Absicht! — wie geht nun dein schöner Tadeltraum verloren! Wenn du auf zehnfache Weise den Knaben durch ein Vergrößerungsglas zum Riesen erhöbest und ihn belichtetest, du kannst nichts mehr in ihm erklären; alle Knabenhaltung ist weg, und ist doch nichts minder als Riese!

* * *

2. **Mittelalter.** . . . Norden war's. Und was man auch nun über den Zustand dieser Völker für Ursprünge und Systeme ersinnen mag: das simpelste scheint das wahreste; in Ruhe waren's gleichsam Patriarchien wie sie in Norden sein konnten. Da unter solchem Klima kein morgenländisches Hirtenleben möglich war, schwerere Bedürfnisse hier den menschlichen Geist mehr druckten, als wo die Natur fast allein für den Menschen würkte; eben die schwerern Bedürfnisse, und die Nordluft die Menschen aber mehr härtete, als sie im warmen aromatischen Treibhause Osts und Süds gehärtet werden konnten: natürlich blieb ihr Zustand roher, ihre kleine Gesellschaften getrennter und wilder, aber die menschlichen Bande noch in Stärke, menschlicher Trieb und Kraft in Fülle — da konnte das Land werden, was Tacitus beschreibt. Und als dies nordische Meer von Völkern mit allen Wogen in Bewegung geriet, Wogen drängten Wogen, Völker andre Völker! Mauer und Damm um Rom war zerrissen, sie selbst hatten ihnen die Lücken gezeigt und sie herbeigelockt, daran zu flicken — endlich da alles brach, welche Überschwemmung des Süds durch den Nord! und nach allen Umwälzungen und Abscheulichkeiten, welche neue nordsüdliche Welt!

Wer den Zustand der römischen Länder (und sie waren damals das gebildete Universum!) in den letzten Jahrhunderten bemerket, wird diesen Weg der Vorsehung, einen so sonderbaren Ersatz menschlicher Kräfte zu bereiten, anstaunen und bewundern. Alles war erschöpft, entnervt, zerrüttet, von Menschen verlassen, von entnervten Menschen bewohnt, in Üppigkeit, Lastern, Un-

ordnungen, Freiheit und wildem Kriegesstolz untersinkend. Die schönen römischen Gesetze und Kenntnisse konnten nicht Kräfte ersetzen, die verschwunden waren, Nerven wiederherstellen, die keinen Lebensgeist fühlten, Triebfedern regen, die dalagen — also Tod! ein abgematteter, im Blute liegender Leichnam — da ward in Norden neuer Mensch geboren. Unter frischem Himmel, in der Wüste und Wilde, wo es niemand vermutete, reifte ein Frühling starker, nahrhafter Gewächse, die in die schönern, südlichern Länder — jetzt traurigleere Äcker! — verpflanzt, neue Natur annehmen, große Ernte fürs Weltschicksal geben sollten! Goten, Vandalen, Burgunden, Anglen, Hunnen, Herulen, Franken und Bulgaren, Sklaven und Longobarden kamen — setzten sich, und die ganze neuere Welt vom Mittelländischen zum Schwarzen, vom Atlantischen zum Nordmeer ist ihr Werk, ihr Geschlecht, ihre Verfassung.

Nicht bloß Menschenkräfte, auch welche Gesetze und Einrichtungen brachten sie damit auf den Schauplatz der Bildung der Welt! Freilich verachteten sie Künste und Wissenschaften, Üppigkeit und Feinheit, die die Menschheit verheeret hatten; aber wenn sie statt der Künste Natur, statt der Wissenschaften gesunden nordischen Verstand, statt der feinen starke und gute, obgleich wilde Sitten brachten, und das alles nun zusammen gärte — welch ein Eräugnis! Ihre Gesetze, wie atmen sie männlichen Mut, Gefühl der Ehre, Zutrauen auf Verstand, Redlichkeit und Götterverehrung! Ihre Feudaleinrichtung, wie untergrub sie das Gewühl volkreicher, üppiger Städte, baute das Land, beschäftigte Hände und Menschen, machte gesunde und eben damit auch vergnügte Leute. Ihr späteres Ideal über die Bedürfnisse hinaus — es ging auf Keuschheit und Ehre, veredelte den besten Teil der menschlichen Neigungen, obgleich Roman, so doch ein hoher Roman, eine wahre neue Blüte der menschlichen Seele.

Bedenke man z. B., was die Menschheit in den Jahrhunderten dieser Gärung für Erholungsfrist und Kräfteübung dadurch bekam, daß alles in kleine Verbin-

dungen, Abteilungen und Untereinanderordnungen fiel und so viele, viele Glieder wurden! Da rieb sich immer eins am andern, und alles erhielt sich in Atem und Kräften. Zeit der Gärung, aber eben diese hielt so lange den Despotismus ab (der wahre Rachen der Menschheit, der alles — wie er's nennt, in Ruhe und Gehorsam — aber wie's ist, in Tod und einförmige Zermalmung hinabschlingt!). Ist's nun besser, ist's für die Menschheit gesunder und tüchtiger, lauter leblose Räder einer großen, hölzernen, gedankenlosen Maschine hervorzubringen, oder Kräfte zu wecken und zu regen? Sollt's auch durch sogenannte unvollkommene Verfassungen, Unordnung, barbarischen Ehrenpunkt, wilde Händelsucht und dergleichen sein — wenn's Zweck erreicht, immer besser, als lebend tot sein und modern.

Indes hatte die Vorsehung für gut befunden, zu dieser neuen Gärung nordsüdlicher Säfte noch ein neues Ferment zu bereiten und zuzumischen — die christliche Religion. Ich darf doch bei unserm christlichen Jahrhunderte nicht erst um Verzeihung bitten, daß ich von ihr als einer Triebfeder der Welt rede — betrachte sie ja nur als Ferment, als Sauerteig, zu Gutem oder zu Bösem — wozu man noch will. . . .

Dieselbe nun, so sonderbar entstandne Religion sollte doch, das ist unleugbar, nach dem Sinne des Urhebers (ich sage nicht, ob sie's in der Anwendung jedes Zeitalters geworden), sie sollte eigentliche Religion der Menschheit, Trieb der Liebe und Band aller Nationen zu einem Bruderheere werden — ihr Zweck von Anfang zu Ende! Ebenso gewiß ist's, daß sie (ihre Bekenner mögen späterhin aus ihr gemacht haben, was sie wollten), daß sie die erste gewesen, die so reine geistige Wahrheiten und so herzliche Pflichten, so ganz ohne Hülle und Aberglauben, ohne Schmuck und Zwang gelehret: die das menschliche Herz so allein, so allgemein, so ganz und ohne Ausnahme hat verbessern wollen. Alle vorigen Religionen der besten Zeiten und Völker waren doch nur enge national, voll Bilder und Verkleidungen, voll Zeremonien und Nationalgebräuche, an denen immer die wesentlichen Pflichten

nur hingen und hinzugefügt waren, kurz Religionen eines Volks, eines Erdstrichs, eines Gesetzgebers, einer Zeit! — diese offenbar in allem das Gegenteil, die lauterste Philosophie der Sittenlehre, die reinste Theorie der Wahrheiten und Pflichten, von allen Gesetzen und kleinen Landverfassungen unabhängig, kurz, wenn man will, der menschenliebendste Deismus —

Und sonach gewiß Religion des Weltalls. Es haben's andre und selbst ihre Feinde bewiesen, daß eine solche Religion gewiß nicht zu anderer Zeit, früher oder später hätte aufkeimen oder aufkommen oder sich einstehlen können — man nenne es, wie man wolle. Das menschliche Geschlecht mußte zu dem Deismus so viel Jahrtausende bereitet, aus Kindheit, Barbarei, Abgötterei und Sinnlichkeit allmählich hervorgezogen, seine Seelenkräfte durch so viel Nationalbildungen, orientalische, ägyptische, griechische, römische usw. als durch Stufen und Zugänge entwickelt sein, ehe selbst die mindsten Anfänge nur zu Anschauung, Begriff und Zugestehung des Ideals von Religion und Pflicht und Völkerverbindung gemacht werden konnten. Auch als Werkzeug allein betrachtet schien's, daß der römische Eroberungsgeist vorhergehen mußte, überall Wege zu bahnen, einen politischen Zusammenhang zwischen Völkern zu machen, der voraus unerhört war, auf eben dem Wege Toleranz, Ideen vom Völkerrechte in Gang zu bringen, in dem Umfange voraus unerhört! — Der Horizont ward so erweitert, so aufgeklärt, und da sich nun zehn neue Nationen der Erde auf diesen hellen Horizont stürzten, ganz andre neue Empfänglichkeiten eben für die Religion mitbrachten, sie bedurften, sie allesamt in ihr Wesen verschmelzten — Ferment! wie sonderbar bist du bereitet! und alles auf dich zubereitet! und tief und weitumher eingemischet! hat lang und stark getrieben und gegäret — was wird es noch ausgären?

Eben das also, worüber man meistens so witzig und philosophisch spottet, „wo denn dieser Sauerteig, christliche Religion genannt, rein gewesen, wo er nicht mit Teige eigner, der verschiedensten und oft der ab-

scheulichsten Denkart vermischt worden?“ eben das dünkt mich offenbare Natur der Sache. War diese Religion, wie sie’s würklich ist, der feine Geist, „ein Deismus der Menschenfreundschaft“, der sich in kein einzeln bürgerlich Gesetz mischen sollte; war’s jene Philosophie des Himmels, die eben ihrer Höhe und unirdischer Lauterkeit wegen ganze Erde umfassen konnte: mich dünkt, so war’s schlechterdings unmöglich, daß der feine Duft sein, angewandt werden konnte, ohne mit irdischern Materien vermischt zu werden und sie gleichsam zum Vehikulum zu bedürfen. Das war nun natürlich die Denkart jedes Volks, seine Sitten und Gesetze, Neigungen und Fähigkeiten — kalt oder warm, gut oder böse, barbarisch oder gebildet — alles, wie es war. Die christliche Religion konnte und sollte nur durch alles dringen, und wer sich überhaupt von göttlichen Veranstaltungen in der Welt und im Menschenreich anders als durch welt- und menschliche Triebfedern Begriffe macht, ist wahrhaftig mehr zu utopisch-dichterischen, als zu philosophisch-natürlichen Abstraktionen geschaffen. Wenn hat in der ganzen Analogie der Natur die Gottheit anders als durch Natur gehandelt? Und ist darum keine Gottheit, oder ist’s nicht eben Gottheit, die so all ergossen, einförmig und unsichtbar durch alle ihre Werke würkt? — Auf einem menschlichen Schauplatze laß alle menschliche Leidenschaften spielen! in jedem Zeitalter sie dem Alter gemäß spielen! so in jedem Weltteile, in jeder Nation! Die Religion soll nichts als Zwecke durch Menschen und für Menschen bewürken — Sauerteig oder Schatz: jeder trägt ihn in seinem Gefäße, mischt ihn zu seinem Teige; und je feiner der Duft ist, je mehr er an sich verflöge, desto mehr muß er zum Gebrauch vermischt werden. Ich sehe in der Gegenmeinung keinen menschlichen Sinn.

Und so war nun auch, bloß physisch und in menschlichem Sinne zu reden, eben die Zumischung der christlichen Religion die gewählteste, die man sich fast denken kann. Sie nahm sich bei der täglich überhandnehmenden Not der Armen an, daß selbst Julian ihr dies einschmeichelnde Verdienst nicht ableugnen konnte.

Sie ward in noch spätern Zeiten der Verwirrung einziger Trost und Zuflucht gegen die allgemeine Bedrängnis (ich rede nicht, wie die Geistlichen das immer gebrauchet), ja, seit die Barbaren selbst Christen waren, wurde sie allmählich würkliche Ordnung und Sicherheit der Welt. Da sie die reißende Löwen zähmte und überwand die Überwinder — welch ein bequemer Teig, um tief einzudringen, weit und ewig zu würken! Die kleinen Verfassungen, wo sie alles umschlingen konnte; die weit abgesonderten Stände, wo sie gleichsam allgemeiner Zwischenstand ward; die großen Lücken der bloß kriegerischen Lehnsverfassung, wo sie an Wissenschaften, Rechtspflege und Einfluß auf die Denkart alles ausfüllte, überall unentbehrlich und gleichsam Seele zu Jahrhunderten wurde, deren Leib nichts als kriegerischer Geist und sklavischer Ackerbau war — konnte eine andre Seele als Andacht die Glieder binden, den Körper beleben? War im Rate des Schicksals der Körper beschlossen, welche Torheit, außer dem Geiste der Zeit, über seinen Geist zu wähnen! Es war, dünkt mich, einiges Mittel der Progression.

Wem ist's nicht erschienen, wie in jedem Jahrhunderte das sogenannte Christentum völlig Gestalt oder Analogie der Verfassung hatte, mit oder in der es existierte! wie eben derselbe gotische Geist auch in das Innere und Äußere der Kirche eindrang, Kleider und Zeremonien, Lehren und Tempel formte, den Bischofstab zum Schwert schärfte, da alles Schwert trug, und geistliche Pfründen, Lehne und Sklaven schuf, weil's überall nur solche gab. Man denke sich von Jahrhundert zu Jahrhundert jene ungeheuren Anstalten von geistlichen Ehrenämtern, Klöstern, Mönchsorden, endlich später gar Kreuzzügen und der offenbaren Herrschaft der Welt — ungeheures gotisches Gebäude! überladen, drückend, finster, geschmacklos — die Erde scheint unter ihm zu sinken — aber wie groß! reich! überdacht! mächtig! — ich rede von einem historischen Eräugnisse! Wunder des menschlichen Geists und gewiß der Vorsehung Werkzeug.

Wenn mit seinen Gärungen und Reibungen der gotische Körper überhaupt Kräfte regte: gewiß trug der Geist, der ihn belebte und band, das Seine bei. Wenn durch jenen eine Mischung von hohen Begriffen und Neigungen in Europa ausgebreitet wurde, in der Mischung und in dem Umfange noch nie gewürkt, allerdings war auch sie darinne webend. Und ohne mich hier auf die verschiednen Perioden des Geists der mittlern Zeiten einlassen zu können, wir wollen's gotischen Geist, nordisches Rittertum im weitsten Verstande nennen — großes Phänomenon so vieler Jahrhunderte, Länder und Situationen.

Gewissermaßen noch immer Inbegriff alle der Neigungen, die voraus einzelne Völker und Zeitläufte entwickelt hatten: sie lassen sich sogar in sie auflösen, aber das würksame Element, das alle band und zu einer lebendigen Kreatur Gottes machte, ist in jedem einzeln nicht mehr dasselbe. Väterliche Neigungen und heilige Verehrung des weiblichen Geschlechts, unauslöschliche Freiheitliebe und Despotismus, Religion und kriegerischer Geist, pünktliche Ordnung und Feierlichkeit und sonderbarer Hang zur Aventure — das floß zusammen! Orientalische, römische, nordische, sarazenische Begriffe und Neigungen — man weiß, wenn, wo und in welchem Maße sie jetzt und dort zusammengeflossen sind und sich modifiziert haben. — Der Geist des Jahrhunderts durchwebte und band die verschiedensten Eigenschaften: Tapferkeit und Möncherei, Abenteuer und Galanterie, Tyrannei und Edelmut, band's zu dem Ganzen, das uns jetzt — zwischen Römern und uns — als Gespenst, als romantisches Abenteuer dasteht; einst war's Natur, war — Wahrheit.

Man hat diesen Geist der nordischen Ritterehre mit den heroischen Zeiten der Griechen verglichen — und freilich Punkte der Vergleichung gefunden; aber an sich bleibt er in der Reihe aller Jahrhunderte, dünkt mich, einzig! — nur sich selbst gleich! Man hat ihn, weil er zwischen Römern und uns — quanti viri! — uns! steht, so schrecklich verspottet; andre, von etwas abenteuerlichem Gehirne, haben ihn so hoch

über alles erhoben — mich dünkt, er ist nichts mehr und minder als einzelner Zustand der Welt, keinem der vorigen zu vergleichen, wie sie mit Vorzügen und Nachteilen, auf sie gegründet, selbst in ewiger Veränderung und Fortstrebung — ins Große.

Die dunkeln Seiten dieses Zeitraums stehn in allen Büchern: jeder klassische Schöndenker, der die Polizierung unsres Jahrhunderts fürs non plus ultra der Menschheit hält, hat Gelegenheit, ganze Jahrhunderte auf Barbarei, elendes Staatsrecht, Aberglauben und Dummheit, Mangel der Sitten und Abgeschmacktheit — in Schulen, in Landsitzen, in Tempeln, in Klöstern, in Rathäusern, in Handwerkszünften, in Hütten und Häusern zu schmälen und über das Licht unsres Jahrhunderts, das ist über seinen Leichtsinn und Ausgelassenheit, über seine Wärme in Ideen und Kälte in Handlungen, über seine scheinbare Stärke und Freiheit, und über seine würkliche Todesschwäche und Ermattung unter Unglauben, Despotismus und Üppigkeit zu lobjauchzen. Davon sind alle Bücher unsrer Voltaire und Hume, Robertsons und Iselins voll, und es wird ein so schön Gemälde, wie sie die Aufklärung und Verbesserung der Welt aus den trüben Zeiten des Deismus und Despotismus der Seelen, d. i. zu Philosophie und Ruhe herleiten — daß dabei jedem Liebhaber seiner Zeit das Herz lacht.

Alle das ist wahr und nicht wahr. Wahr, wenn man, wie ein Kind, Farbe gegen Farbe hält, und ja ein helles, lichtes Bildchen haben will — in unserm Jahrhundert ist leider so viel Licht! — Unwahrheit, wenn man die damalige Zeit in ihrem Wesen und Zwecken, Genuß und Sitten, insonderheit als Werkzeug im Zeitlaufe betrachtet. Da lag in diesen dem Scheine nach gewaltsamen Anstalten und Verbindungen oft ein Festes, Bindendes, Edles und Großherrliches, das wir mit unsern (gottlob) feinen Sitten, aufgelösten Zünften und dafür gebundnen Ländern und angeborner Klugheit und Völkerliebe bis ans Erde der Erde fürwahr weder fühlen noch kaum mehr fühlen können. Siehe, du spottest über die damalige Knechtschaft, über die rohen Landsitze des Adels, über die

vielen kleinen Inseln und Unterabteilungen, und was davon abhing — preisest nichts so sehr, als die Auflösung dieser Bande, und weißt kein größeres Gut, was je der Menschheit geschehen, als da Europa und mit ihm die Welt frei wurde. Frei wurde? Süßer Träumer! wenn's nur das, und das nur wahr wäre! Aber nun siehe auch, wie durch den Zustand in jenen Zeiten Dinge ausgerichtet wurden, über die sonst alle menschliche Klugheit hatte verblöden müssen: Europa bevölkert und gebauet; Geschlechter und Familien, Herr und Knecht, König und Untertan drang stärker und näher aneinander, die sogenannten rohen Landsitze hinderten das üppige ungesunde Zunehmen der Städte, dieser Abgründe für die Lebenskräfte der Menschheit, der Mangel des Handels und der Feinheit verhinderte Ausgelassenheit und erhielt simple Menschheit — Keuschheit und Fruchtbarkeit in Ehen, Armut und Fleiß und Zusammendrang in Häusern. Die rohen Zünfte und Freiherrlichkeiten machten Ritter- und Handwerksstolz, aber zugleich Zutrauen auf sich, Festigkeit in seinem Kreise, Mannheit auf seinem Mittelpunkte, wehrte der ärgsten Plage der Menschheit, dem Land- und Seelenjoche, unter das offenbar, seitdem alle Inseln aufgelöst sind, alles mit froh und freiem Mute sinkt. Da konnten in etwas spätern Zeiten denn so viel kriegerische Republiken und wehrhafte Städte werden! erst waren die Kräfte gepflanzt, genährt und durch Reiben erzogen, von denen im traurigen Reste ihr noch jetzo lebt. Hätte euch der Himmel die barbarischen Zeiten nicht vorhergesandt und sie so lange unter so mancherlei Würfen und Stößen erhalten — armes, poliziertes Europa, das seine Kinder frißt oder relegieret, wie wärest du mit alle deiner Weisheit — Wüste!

Daß es jemanden in der Welt unbegreiflich wäre, wie Licht die Menschen nicht nährt! Ruhe und Üppigkeit und sogenannte Gedankenfreiheit nie allgemeine Glückseligkeit und Bestimmung sein kann! Aber Empfindung, Bewegung, Handlung — wenn auch in der Folge ohne Zweck (was hat auf der Bühne der Menschheit ewigen Zweck?), wenn auch mit Stößen und Revolutionen, wenn auch mit Empfindungen, die hie und

da schwärmerisch, gewaltsam, gar abscheulich werden — als Werkzeug in den Händen des Zeitlaufs, welche Macht, welche Würkung! Herz und nicht Kopf genährt! mit Neigungen und Trieben alles gebunden, nicht mit kränkelnden Gedanken! Andacht und Ritterehre, Liebeskühnheit und Bürgerstärke — Staatsverfassung und Gesetzgebung, Religion. — Ich will nichts weniger, als die ewigen Völkerzüge und Verwüstungen, Vasallenkriege und Befehdungen, Mönchsheere, Wallfahrten, Kreuzzüge verteidigen, nur erklären möchte ich sie, wie in allem doch Geist hauchet, Gärung menschlicher Kräfte. Große Kur der ganzen Gattung durch gewaltsame Bewegung, und wenn ich so kühn reden darf, das Schicksal zog (allerdings mit großem Getöse, und ohne daß die Gewichte da ruhig hangen konnten) die große abgelaufne Uhr auf; da rasselten also die Räder!

Wie anders sehe ich die Zeiten in dem Lichte! wie viel ihnen zu vergeben, da ich sie selbst ja immer im Kampfe gegen Mängel, im Ringen zur Verbesserung, und sie wahrhaftig mehr als eine andere, sehe; wie viel Lästerungen geradezu falsch und übertrieben, da ihr Mißbräuche entweder angedichtet werden aus fremden Hirn, oder die damals weit milder und unvermeidlicher waren, sich mit einem gegenseitigen Guten kompensierten, oder die wir schon jetzt offenbar als Werkzeuge zu großem Guten in der Zukunft, woran sie selbst nicht dachten, wahrnehmen. Wer liest diese Geschichte und ruft nicht oft: Neigungen und Tugenden der Ehre und Freiheit, der Liebe und Tapferkeit, der Höflichkeit und des Worts, wo seid ihr geblieben? eure Tiefe verschlämmet, eure Feste weicher Sandboden voll Silberkörner, wo nichts wächst! Wie es auch sei, gebt uns in manchem Betracht eure Andacht und Aberglauben, Finsternis und Unwissenheit, Unordnung und Rohigkeit der Sitten, und nehmt unser Licht und Unglauben, unsre entnervte Kälte und Feinheit, unsre philosophische Abgespanntheit und menschliches Elend! — Übrigens aber freilich muß Berg und Tal grenzen, und das dunkle feste Gewölbe konnte nichts anders sein als dunkles festes Gewölbe — gotisch!

Riesenschritt im Gange des menschlichen Schicksals! Nähmen wir's bloß, daß Verderbnisse vorhergehen, um Verbesserung, Ordnung hervorzubringen — ein großer Schritt! Um das Licht zu geben, war so großer Schatte nötig, der Knote mußte so fest zugezogen werden, damit nachher die Entwicklung erfolge. Mußte es nicht gären, um den hefenlosen, reinen göttlichen Trank zu geben? — mich dünkt, das folgte unmittelbar aus „der Lieblingsphilosophie“ des Jahrhunderts. Da könnt ihr ja herrlich beweisen, wie so viel Ecken erst haben müssen gewaltsam abgerieben werden, ehe das runde, glatte, artige Ding erscheinen konnte, was wir sind! wie in der Kirche so viel Greuel, Irrtümer, Abgeschmacktheiten und Lästerungen vorhergehen, alle die Jahrhunderte nach Verbesserung ringen, schreien und streben mußten, ehe eure Reformation oder lichte, hellglänzende Deismus entstehen konnte. Die üble Staatskunst mußte das Rad all ihrer Übel und Abscheulichkeiten durchlaufen, eh unsre „Staatskunst“ im ganzen Umfange des Worts erscheinen durfte, wie die Morgensonne aus Nacht und Nebel. — Noch immer also schönes Gemälde, Ordnung und Fortgang der Natur, und du glänzender Philosoph ja allem auf den Schultern!

Aber kein Ding im ganzen Reiche Gottes, kann ich mich doch überreden, ist allein Mittel — alles Mittel und Zweck zugleich, und so gewiß auch diese Jahrhunderte. War die Blüte des Zeitgeistes, der Rittersinn, an sich schon ein Produkt der ganzen Vergangenheit, in der gediegenen Form des Nordlands; war die Mischung von Begriffen der Ehre und der Liebe und der Treue und Andacht und Tapferkeit und Keuschheit, die jetzt Ideal war, voraus unerhört gewesen, siehe damit, gegen die alte Welt gehalten, da die Stärke jedes einzelnen Nationalcharakters verloren gangen war, siehe eben in dieser Mischung Ersatz und Fortgang ins Große. Von Orient bis Rom war's Stamm; jetzt gingen aus dem Stamme Äste und Zweige, keiner an sich stammfest, aber ausgebreiteter, luftiger, höher! Bei aller Barbarei waren die Kenntnisse, die man scholastisch behandelte, feiner und höher,

die Empfindungen, die man barbarisch und pfaffenmäßig anwandte, abstrahierter und höher: aus beiden flossen die Sitten, das Bild jener. Von solcher Religion, so elend sie immer aussah, hatte doch kaum ein Zeitalter vorher gewußt: selbst das Feinere der türkischen Religion, was unsre Deisten ihr so hoch anrechnen, war nur durch die christliche Religion entstanden, und selbst die elendsten Spitzfündigkeiten der Möncherei, die romanhaftesten Phantastereien zeigen, daß Feinheit und Gewandtheit gnug in der Welt war, dergleichen auszudenken, zu fassen, daß man würklich scharf anfing in so feinem Elemente zu atmen. Papsttum hätte doch nie in Griechenland und dem alten Rom existieren können, nicht bloß aus den Ursachen, die man gewöhnlich ansieht, sondern würklich auch der uralten Simplizität wegen, weil zu dergleichen raffinierten System noch kein Sinn, kein Raum war, und Papsttum des alten Ägyptens war wenigstens gewiß eine weit gröbere und plumpere Maschine. Solche Regierungsformen, bei allem gotischen Geschmacke, hatten sie doch kaum vorher noch existiert; mit der Idee von barbarischer Ordnung vom Element herauf bis zum Gipfel, mit den immer veränderten Versuchen alles zu binden, daß es doch nicht gebunden wäre. — Der Zufall oder vielmehr roh und freiwürkende Kraft erschöpfte sich in kleinen Formen der großen Form, wie sie ein Politiker kaum hätte ausdenken können: Chaos, wo alles nach neuer höherer Schöpfung strebte, ohne zu wissen, wie und welcher Gestalt. — Die Werke des Geistes und des Genies aus diesen Zeiten sind gleicher Art, ganz des zusammengesetzten Duftes aller Zeiten voll, zu voll von Schönheiten, von Feinheiten, von Erfindung, von Ordnung, als daß es Schönheit, Ordnung, Erfindung bleibe — sind, wie die gotischen Gebäude! Und wenn sich der Geist bis auf die kleinsten Einrichtungen und Gebräuche erstreckt — ist's unrecht, wenn in diesen Jahrhunderten noch immer Krone des alten Stamms erschiene (nicht Stamm mehr, das sollt's und konnt's nicht sein, aber Krone)! Eben das nicht-Eine, das Verwirrte, der reiche Überfluß von Ästen und Zweigen, das macht seine Natur, da hangen die Blüten

von *Rittergeist*, da werden, wenn der Sturm die Blätter abtreibt, einst die schönern *Früchte* hangen.

So viele *Brüdernationen* und keine *Monarchie* auf der Erde! — *Jedweder Ast* von hier gewissermaße ein *Ganzes* und trieb seine *Zweige*; alle trieben *neben einander, flochten, worren* sich, jedes mit seinem *Safte*. — Diese Vielheit von *Königreichen*, dies *Nebeneinandersein von Brudergemeinden*, alle von einem *deutschen Geschlechte*, alle nach einem *Ideal der Verfassung*, alle im *Glauben einer Religion*, jedes *mit sich selbst und seinen Gliedern kämpfend*, und von einem *heiligen Winde*, dem *päpstlichen Ansehen*, fast unsichtbar, aber sehr durchdringend *getrieben und beweget* — wie ist der Baum erschüttert! auf Kreuzzügen und Völkerbekehrungen, wohin hat er nicht Äste, Blüte und Zweige geworfen! — Wenn die Römer bei ihrer Unterjochung der Erde den Völkern, nicht auf dem besten Wege, zu einer Gattung von *Völkerrecht und allgemeiner Römererkennung* hatten helfen müssen: das Papsttum mit alle seiner Gewaltsamkeit ward in der Hand des Schicksals Maschine zu einer *noch höhern Verbindung, zur allgemeinen Erkennung sein sollender Christen, Brüder, Menschen!* Das Lied stieg durch Mißklänge und kreischende Stimmungen gewiß in *höhern Ton*; gewisse mehrere gesammlete, abstrahierte, gegärte Ideen, Neigungen und Zustände breiteten sich über die Welt hin — wie schoß der eine alte simple Stamm des Menschengeschlechts in Äste und Zweige! . . .

* * *

3. **Reformation.** . . . Wenn wir in die Umstände des Ursprungs aller sogenannten Welterleuchtungen näher eindringen: die nämliche Sache. Dort im Großen, hier im Kleinen *Zufall, Schicksal, Gottheit!* Was jede *Reformation* anfing, waren *Kleinigkeiten*, die nie sogleich den großen ungeheuren Plan hatten, den sie nachher gewannen; so oft es gegenteils vorher der große, würklich überlegte, menschliche Plan gewesen war, so oft mißlang er. Alle eure große *Kirchenversammlungen*, ihr Kaiser, Könige, Kardinäle und Herren der Welt,

werden nimmermehr nicht ändern, aber dieser unfeine, unwissende Mönch, Luther, soll's ausrichten! Und das von Kleinigkeiten, wo er selbst nichts weniger als so weit denkt, durch Mittel, wo nach der Weise unsrer Zeit, philosophisch gesprochen, nie so was auszurichten war! meistens er selbst das wenigste ausrichtend, nur daß er andre anstieß, Reformatoren in allen andern Ländern weckte, er aufstand und sagte: „ich bewege mich, darum gibt's Bewegung“! Dadurch ward, was geworden ist — Veränderung der Welt! Wie oft waren solche Luthers früher aufgestanden und — untergegangen: der Mund ihnen mit Rauch und Flammen gestopft, oder ihr Wort fand noch keine freie Luft, wo es tönte — aber nun ist Frühling: die Erde öffnet sich, die Sonne brütet und tausend neue Gewächse gehen hervor — Mensch, du warst nur immer, fast wider deinen Willen, ein kleines blindes Werkzeug.

„Warum ist nicht, ruft der sanfte Philosoph, jede solcher Reformationen lieber ohne Revolution geschehen? Man hätte den menschlichen Geist nur sollen seinen stillen Gang gehen lassen, statt daß jetzt die Leidenschaften im Sturme des Handelns neue Vorurteile gebaren und man Böses mit Bösem verwechselte. — — Antwort: weil so ein stiller Fortgang des menschlichen Geistes zur Verbesserung der Welt kaum etwas anders als Phantom unsrer Köpfe, nie Gang Gottes in der Natur ist. Dies Samenkorn fällt in die Erde, da liegt's und erstarrt; aber nun kommt Sonne es zu wecken, da bricht's auf: die Gefäße schwellen mit Gewalt auseinander, es durchbricht den Boden — so Blüte, so Frucht — kaum die garstige Erdpilze wächst, wie du's träumest. Der Grund jeder Reformation war allemal eben solch ein kleines Samenkorn, fiel still in die Erde, kaum der Rede wert: die Menschen hatten's schon lange, besahen's und achteten's nicht — aber nun sollen dadurch Neigungen, Sitten, eine Welt von Gewohnheiten geändert, neugeschaffen werden — ist das ohne Revolution, ohne Leidenschaft und Bewegung möglich? Was Luther sagte, hatte man lange gewußt; aber jetzt sagte es Luther! Roger Baco, Galiläi, Cartes, Leibniz, da sie erfanden, war's stille: es war Licht-

strahl — aber ihre Erfindungen sollten durchbrechen, Meinungen wegbringen, die Welt ändern — es ward Sturm und Flamme. Habe immer der Reformator auch Leidenschaften gehabt, die die Sache, die Wissenschaft selbst nicht foderte, die Einführung der Sache foderte sie, und eben daß er sie hatte, gnug hatte, um jetzt durch ein Nichts zu kommen, wozu ganze Jahrhunderte durch Anstalten, Maschinerien und Grübeleien nicht hatten kommen können — eben das ist Kreditiv seines Berufs! . . .

* * *

4. Allgemeines und Grundsätzliches. Und der allgemeine, philosophische, menschenfreundliche Ton unsres Jahrhunderts gönnet jeder entfernten Nation, jedem ältesten Zeitalter der Welt, an Tugend und Glückseligkeit so gern unser eigen Ideal, ist so alleiniger Richter, ihre Sitten nach sich allein zu beurteilen, zu verdammen, oder schön zu dichten. Ist nicht das Gute auf der Erde ausgestreut? Weil eine Gestalt der Menschheit und ein Erdstrich es nicht fassen konnte, ward's verteilt in tausend Gestalten, wandelt — ein ewiger Proteus! — durch alle Weltteile und Jahrhunderte hin — auch wie er wandelt und fortwandelt, ist's nicht größere Tugend oder Glückseligkeit des einzeln, worauf er strebet, die Menschheit bleibt immer nur Menschheit — und doch wird ein Plan des Fortstrebens sichtbar — mein großes Thema!

Wer's bisher unternommen, den Fortgang der Jahrhunderte zu entwickeln, hat meistens die Lieblingsidee auf der Fahrt: Fortgang zu mehrerer Tugend und Glückseligkeit einzelner Menschen. Dazu hat man alsdenn Fakta erhöhet oder erdichtet, Gegenfakta verkleinert oder verschwiegen, ganze Seiten bedeckt, Wörter für Wörter genommen, Aufklärung für Glückseligkeit, mehrere und feinere Ideen für Tugend — und so hat man von der allgemeinfortgehenden Verbesserung der Welt Romane gemacht — die keiner glaubte, wenigstens nicht der wahre Schüler der Geschichte und des menschlichen Herzens.

Andre, die das Leidige dieses Traums sahen

und nichts Bessers wußten, sahen Laster und Tugenden wie Klimaten wechseln, Vollkommenheiten wie einen Frühling von Blättern entstehen und untergehen, menschliche Sitten und Neigungen wie Blätter des Schicksals fliegen, sich umschlagen — kein Plan, kein Fortgang, ewige Revolution — Weben und Aufreißen, — penelopische Arbeit! — Sie fielen in einen Strudel, Skeptizismus an aller Tugend, Glückseligkeit und Bestimmung des Menschen, in den sie alle Geschichte, Religion und Sittenlehre flochten — — der neueste Modeton der neuesten, insonderheit französischen Philosophen, ist Zweifel! Zweifel in hundert Gestalten, alle aber mit dem blendenden Titel aus der Geschichte der Welt! Widersprüche und Meereswogen: man scheitert, oder was man von Moralität und Philosophie aus dem Schiffbruche rettet, ist kaum der Rede wert.

Sollte es nicht offenbaren Fortgang und Entwicklung aber in einem höhern Sinne geben, als man's gewähnet hat? Siehest du diesen Strom fortschwimmen: wie er aus einer kleinen Quelle entsprang, wächst, dort abreißt, hier ansetzt, sich immer schlängelt und weiter und tiefer bohret — bleibt aber immer Wasser! Strom! Tropfe! immer nur Tropfe, bis er ins Meer stürzt — wenn's so mit dem menschlichen Geschlechte wäre? Oder siehest du jenen wachsenden Baum, jenen emporstrebenden Menschen? er muß durch verschiedne Lebensalter hindurch, alle offenbar im Fortgange! ein Streben auf einander in Kontinuität! Zwischen jedem sind scheinbare Ruheplätze, Revolutionen, Veränderungen! und dennoch hat jedes den Mittelpunkt seiner Glückseligkeit in sich selbst! Der Jüngling ist nicht glücklicher als das unschuldige, zufriedne Kind, noch der ruhige Greis unglücklicher als der heftigstrebende Mann: der Pendul schlägt immer mit gleicher Kraft, wenn er am weitesten ausholt und desto schneller strebt, oder wenn er am langsamsten schwanket und sich der Ruhe nähert. Indes ist's doch ein ewiges Streben! Niemand ist in seinem Alter allein, er bauet auf das Vorige, dies wird nichts als Grundlage der Zukunft, will nichts als solche sein — so spricht die Analogie

in der Natur, das redende Vorbild Gottes in allen Werken! offenbar so im Menschengeschlechte! Der Ägypter konnte nicht ohne den Orientalier sein, der Grieche bauete auf jene, der Römer hob sich auf den Rücken der ganzen Welt — wahrhaftig Fortgang, fortgehende Entwicklung, wenn auch kein einzelnes dabei gewönne. Es geht ins Große! es wird, womit die Hülsengeschichte so sehr prahlet, und wovon sie so wenig zeigt, Schauplatz einer leitenden Absicht auf Erden! wenn wir gleich nicht die letzte Absicht sehen sollten, Schauplatz der Gottheit, wenn gleich nur durch Öffnungen und Trümmern einzelner Szenen.

Wenigstens ist der Blick weiter als jene Philosophie, die unter-über mischt, nur immer hie und da, bei einzelnen Verwirrungen sich aufhält, um alles zum Ameisenspiele, zum Gestrebe einzelner Neigungen und Kräfte ohne Zweck, zum Chaos zu machen, in dem man an Tugend, Zweck und Gottheit verzweifelt. Wenn's mir gelänge, die disparatsten Szenen zu binden, ohne sie zu verwirren — zu zeigen, wie sie sich auf einander beziehen, aus einander erwachsen, sich in einander verlieren, alle im einzelnen nur Momente, durch den Fortgang allein Mittel zu Zwecken — welch ein Anblick! welch edle Anwendung der menschlichen Geschichte! welche Aufmunterung zu hoffen, zu handeln, zu glauben, selbst wo man nichts oder nicht alles sieht! . . .

Gang Gottes über die Nationen! Geist der Gesetze, Zeiten, Sitten und Künste, wie sie sich einander gefolgt, zubereitet, entwickelt und vertrieben! hätten wir doch einen solchen Spiegel des Menschengeschlechts in aller Treue, Fülle und Gefühl der Offenbarung Gottes. Vorarbeiten gnug, aber alles in Schlaube und Unordnung! Wir haben unser jetziges Zeitalter fast aller Nationen, und so die Geschichte fast aller Vorzeiten durchkrochen und durchwühlt, ohne fast selbst zu wissen, wozu wir sie durchwühlt haben. Historische Fakta und Untersuchungen, Entdeckungen und Reisebeschreibungen liegen da: wer ist, der sie sondere und sichte?

Gang Gottes über die Nationen! Montes-

quieus edles Riesenwerk hat nicht durch eines Mannes Hand werden können, was es sein sollte. Ein gotisches Gebäude im philosophischen Geschmack seines Jahrhunderts, *esprit*, oft nichts weiter! aus Stelle und Ort gerissen und auf drei oder vier Marktplätze, unter das Panier drei elender Allgemeinörter — Worte! — dazu leerer, unnützer, unbestimmter, allverwirrender Espritworte hingetrümmert. Durchs Werk also ein Taumel aller Zeiten, Nationen und Sprachen, wie um den Turm der Verwirrung, daß jedweder seinen Bettel, Reichtum und Ranzen an drei schwache Nägel hange — Geschichte aller Völker und Zeiten, dies große lebendige Werk Gottes auch in seiner Folge ein Ruinenhaufen von drei Spitzen und Kapseln — aber freilich auch sehr edler, würdiger Materialien — Montesquieu!

Wer, der uns den Tempel Gottes herstelle, wie er in seinem Fortgebäude ist, durch alle Jahrhunderte hindurch! Die ältesten Zeiten der Menschenkindheit sind vorbei, aber Reste und Denkmäler gnug da — die herrlichsten Reste, Unterweisung des Vaters selbst an diese Kindheit — Offenbarung! Sagst du, Mensch, daß sie dir zu alt sei, in deinen zu klugen, altgreisen Jahren — siehe um dich! — der größte Teil von Nationen der Erde ist noch in Kindheit, reden alle noch die Sprache, haben die Sitten, geben die Vorbilder des Grads der Bildung — wohin du unter sogenannte Wilde reisest und horchest, tönen Laute zur Erläuterung der Schrift, wehen lebendige Kommentare der Offenbarung!

Die Abgötterei, die die Griechen und Römer so viel Jahrhunderte genossen; der oft fanatische Eifer, mit dem alles bei ihnen aufgesucht, ins Licht gesetzt, verteidigt, gelobt worden — welche große Vorarbeiten und Beiträge! Wenn der Geist der übertriebnen Verehrung wird gedämpft, die Parteilichkeit, mit der ein jeder sein Volk, als eine Pandora, liebkoset, gnug ins Gleichgewicht gebracht sein — ihr Griechen und Römer, denn werden wir euch kennen und ordnen!

Es hat sich ein Nebenweg zu den Arabern gezeigt, und eine Welt von Denkmälern liegt da, um sie zu

kennen. Es haben sich, obwohl zu ganz andern Zwecken, Denkmäler der mittlern Geschichte vorgefunden, teils wird sich, was noch im Staube liegt (wenn alles von unsrer aufgeklärten Zeit so gewiß zu hoffen wäre!), gewiß bald, vielleicht in einem halben Jahrhunderte finden. Unsre Reisebeschreibungen mehren und bessern sich: alles läuft, was in Europa nichts zu tun hat, mit einer Art philosophischer Wut über die Erde — wir sammlen Materialien aus aller Welt Ende und werden in ihnen einst finden, was wir am wenigsten suchten: Erörterungen der Geschichte der wichtigsten menschlichen Welt.

Unsre Zeit wird bald mehrere Augen öffnen, uns zeitig gnug wenigstens idealische Brunnquellen für den Durst einer Wüste zu suchen treiben — wir werden Zeiten schätzen lernen, die wir jetzt verachten — das Gefühl allgemeiner Menschheit und Glückseligkeit wird rege werden. Aussichten auf ein höheres, als menschlich Hiesein wird aus der trümmervollen Geschichte das Resultat werden, uns Plan zeigen, wo wir sonst Verwirrung fanden, alles findet sich an Stelle und Ort — Geschichte der Menschheit im edelsten Verstande — du wirst werden! So lange lasset also den großen Lehrer und Gesetzgeber der Könige führen und verführen. Er hat so schönes Vorbild gegeben, mit zwei, drei Worten alles zu messen, auf zwei, drei Regimentsformen, denen man's leicht ansieht, wannen und wie eingeschränktes Maßes und Zeitraums sie sind, auf sie alles hinzuführen. Wie angenehm, ihm im Geiste der Gesetze aller Zeiten und Völker, und nicht seines Volks zu folgen — auch das ist Schicksal. Man hat oft lange den Fadenknäuel in der Hand, freut sich, daran bloß einzeln rupfen zu können, um ihn nur mehr zu wirren! Eine glückliche Hand, die das Gewirre an einem Faden sanft und langsam zu entwickeln Lust hat — wie weit und eben läuft der Faden! Geschichte der Welt, dahin denn jetzt die kleinsten und größten Reiche und Vogelnester streben. . . .

b) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Vorrede.

. . . Die Schrift war bald vergriffen und ich ward zu einer neuen Ausgabe derselben ermuntert; unmöglich aber konnte diese neue Ausgabe sich jetzt in ihrer alten Gestalt vor's Auge des Publikums wagen. Ich hatte es bemerkt, daß einige Gedanken meines Werkchens, auch ohne mich zu nennen, in andre Bücher übergegangen und in einem Umfange angewandt waren, an den ich nicht gedacht hatte. Das bescheidne „Auch“ war vergessen; und doch war mir es nie eingefallen, mit den wenigen allegorischen Worten, Kindheit, Jugend, das männliche, das hohe Alter unseres Geschlechts, deren Verfolg nur auf wenige Völker der Erde angewandt und anwendbar war, eine Heerstraße auszuzeichnen, auf der man auch nur die Geschichte der Kultur, geschweige die Philosophie der ganzen Menschengeschichte mit sicherm Fuß ausmessen könnte. . . .

Also mußte viel tiefer angefangen und der Kreis der Ideen viel weiter gezogen werden, wenn die Schrift einigermaßen ihres Titels wert sein sollte. Was ist Glückseligkeit der Menschen? Und wiefern findet sie auf unsrer Erde statt? Wiefern findet sie, bei der großen Verschiedenheit aller Erdwesen und am meisten der Menschen allenthalben statt, unter jeder Verfassung, in jedem Klima, bei allen Revolutionen der Umstände, Lebensalter und Zeiten? Gibt es einen Maßstab dieser verschiednen Zustände und hat die Vorsehung aufs Wohlsein ihrer Geschöpfe in allen diesen Situationen als auf ihren letzten und Hauptendzweck gerechnet? Alle diese Fragen mußten untersucht, sie mußten durch den wilden Lauf der Zeiten und Verfassungen verfolgt und berechnet werden, ehe ein allge-

meines Resultat fürs Ganze der Menschheit herausgebracht werden konnte. Hier war also ein weites Feld zu durchlaufen und in einer großen Tiefe zu graben. Gelesen hatte ich so ziemlich alles, was darüber geschrieben war und von meiner Jugend an war jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien und worin ich Beiträge zu meiner großen Aufgabe hoffte, wie ein gefundener Schatz. Ich freuete mich, daß in den neuern Jahren diese Philosophie mehr emporkam und nutzte jede Beihülfe, die mir das Glück verschaffte. . . .

Bei einem Thema, wie das meinige: *Geschichte der Menschheit, Philosophie ihrer Geschichte* ist, wie ich glaube, eine solche *Humanität* des Lesers, eine angenehme und erste Pflicht. Der da schrieb war Mensch, und du bist Mensch, der du liesest. Er konnte irren und hat vielleicht geirret; du hast Kenntnisse, die jener nicht hat und haben konnte; gebrauche also was du kannst und siehe seinen guten Willen an; laß es aber nicht beim Tadel, sondern bessre und baue weiter. Mit schwacher Hand legte er einige Grundsteine zu einem Gebäude, das nur Jahrhunderte vollführen können, vollführen werden; glücklich, wenn alsdann diese Steine mit Erde bedeckt und wie der, der sie dahintrug, vergessen sein werden, wenn über ihnen oder gar auf einem andern Platz nur das schönere Gebäude selbst dastehet. . . .

. . . Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in all dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsres Lebens so viel entziehet, kam mir oft der Gedanke ein: *ob denn, da alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im ganzen und großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte?* Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinne-

gewebes nur eine Weisheit, Güte und Macht herrschet, er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele alles so wunderbar und göttlich überdacht hat, daß, wenn wir dem Alleinweisen nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einem Abgrunde seiner Gedanken verlieren: wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unsres Geschlechts im ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? Oder er sollte uns denselben verbergen wollen, da er uns in der niedrigern Schöpfung, die uns weniger angeht, so viel von den Gesetzen seines ewigen Entwurfs zeigte? Was ist das menschliche Geschlecht im ganzen als eine Herde ohne Hirten, oder wie jener klagende Weise sagt: Lässest du sie gehen wie Fische im Meer und wie Gewürm, das keinen Herren hat? — Oder hatten sie nicht nötig, den Plan zu wissen? Ich glaube es wohl; denn welcher Mensch übersiehet nur den kleinen Entwurf seines eignen Lebens? Und doch siehet er, so weit er sehen soll und weiß gnug, um seine Schritte zu leiten; indessen, wird nicht auch eben dieses Nichtwissen zum Vorwande großer Mißbräuche? Wie viele sind, die, weil sie keinen Plan sehen, es geradezu leugnen, daß irgend ein Plan sei, oder die wenigstens mit scheuem Zittern daran denken und zweifelnd glauben und glaubend zweifeln. . . .

. . . Wer bloß metaphysische Spekulationen will, hat sie auf kürzerm Wege; ich glaube aber, daß sie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt sind, die selten zum Ziel führet. Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke tätlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling aber wenigstens mit Treue und Eifer buchstabiert habe und buchstabieren werde. . . . Überall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, die ich nur mit Mühe unterdrücken mußte, weil ich sie mir selbst nicht zum voraus rauben, und Schritt vor Schritt nur dem Licht treu bleiben wollte, das mir von der verborgenen Gegenwart des Urhebers in seinen Werken allenthalben zustrahlet. Es wird ein um so größeres Vergnügen für meine Leser und für mich sein,

wenn wir, unsern Weg verfolgend, dies dunkelstrahlende Licht zuletzt als Flamme und Sonne werden aufgehen sehen.

Niemand irre sich daher auch daran, daß ich zuweilen den Namen der Natur personifiziert gebrauche. Die Natur ist kein selbständiges Wesen, sondern Gott ist alles in seinen Werken; indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen, den kein erkenntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer Heiligkeit gnug verschaffen konnte, wenigstens nicht mißbrauchen. Wem der Name „Natur“ durch manche Schriften unsres Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag.

Ein gleiches ist's, wenn ich von den organischen Kräften der Schöpfung rede; ich glaube nicht, daß man sie für qualitates occultas ansehen werde, da wir ihre offenbaren Wirkungen vor uns sehen und ich ihnen keinen bestimmtern, reinern Namen zu geben wußte. Ich behalte mir über sie und über manche andre Materien, die ich nur winkend anzeigen mußte, künftig eine weitere Erörterung vor. . . .

Und so lege ich, großes Wesen, du unsichtbarer hoher Genius unsers Geschlechts, das unvollkommenste Werk, das ein Sterblicher schrieb und in dem er dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, zu deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwehn und seine Charaktere zerstieben; auch die Formen und Formeln werden zerstieben, in denen ich deine Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber deine Gedanken werden bleiben und du wirst sie deinem Geschlecht von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichern Gestalten darlegen. Glücklich wenn alsdenn diese Blätter im Strom der Vergessenheit untergegangen sind und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben. . . .

Inhalt.

gegangen, bis sie das, was sie jetzt ist, worden. — IV. Unsre Erde ist eine Kugel, die sich um sich selbst und gegen die Sonne in schiefer Richtung beweget. — V. Unsre Erde ist mit einem Dunstkreise umhüllet und ist im Konflikt mehrerer himmlischen Sterne. — VI. Der Planet, den wir bewohnen, ist ein Erdgebürge, das über die Wasserfläche hervorragt. — VII. Durch die Strecken der Gebürge wurden unsre beiden Hemisphäre ein Schauplatz der sonderbarsten Verschiedenheit und Abwechslung.

Zweites Buch. — I. Unser Erdball ist eine große Werkstätte zur Organisation sehr verschiedenartiger Wesen. — II. Das Pflanzenreich unsrer Erde in Beziehung auf die Menschengeschichte. — III. Das Reich der Tiere in Beziehung auf die Menschengeschichte. — IV. Der Mensch ist ein Mittelgeschöpf unter den Tieren der Erde.

Drittes Buch. — I. Vergleichung des Baues der Pflanzen und Tiere in Rücksicht auf die Organisation des Menschen. — II. Vergleichung der mancherlei organischen Kräfte, die im Tier wirken. — III. Beispiele vom physiologischen Bau einiger Tiere. — IV. Von den Trieben der Tiere. — V. Fortbildung der Geschöpfe zu einer Verbindung mehrerer Begriffe und zu einem eignen freiern Gebrauch der Sinne und Glieder. — VI. Organischer Unterschied der Tiere und Menschen.

Viertes Buch. — I. Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisieret. — II. Zurücksicht von der Organisation des menschlichen Haupts auf die niedern Geschöpfe, die sich seiner Bildung nähern. — III. Der Mensch ist zu feinern Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisieret. — IV. Der Mensch ist zu feinern Trieben, mithin zur Freiheit organisieret. — V. Der Mensch ist zur zärtesten Gesundheit, zugleich aber zur stärksten Dauer, mithin zur Ausbreitung über die Erde organisieret. — VI. Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet.†) — VII. Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet.

Fünftes Buch. — I. In der Schöpfung unsrer Erde herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte.†)

---

†) Die so bezeichneten Stücke sind ganz oder teilweise in der Auswahl abgedruckt.

— II. Keine Kraft der Natur ist ohne Organ; das Organ ist aber nie die Kraft selbst, die mittelst jenem wirket.†) — III. Aller Zusammenhang der Kräfte und Formen ist weder Rückgang noch Stillstand, sondern Fortschreitung.†) — IV. Das Reich der Menschenorganisation ist ein System geistiger Kräfte. — V. Unsre Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume. — VI. Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweener Welten.†)

Sechstes Buch. — I. Organisation der Völker in der Nähe des Nordpols. — II. Organisation der Völker um den asiatischen Rücken der Erde. — III. Organisation des Erdstrichs schöngebildeter Völker. — IV. Organisation der afrikanischen Völker. — V. Organisation der Menschen in den Inseln des heißen Erdstrichs. — VI. Organisation der Amerikaner. — VII. Schluß.

Siebentes Buch. — I. In so verschiedenen Formen das Menschengeschlecht auf der Erde erscheint, so ist's doch überall ein und dieselbe Menschengattung. — II. Das eine Menschengeschlecht hat sich allenthalben auf der Erde klimatisiert. — III. Was ist Klima, und welche Wirkung hat's auf die Bildung des Menschen an Körper und Seele? — IV. Die genetische Kraft ist die Mutter aller Bildungen auf der Erde, der das Klima feindlich oder freundlich nur zuwirket. — V. Schlußanmerkungen über den Zwist der Genesis und des Klima.

Achtes Buch. — I. Die Sinnlichkeit unsres Geschlechts verändert sich mit Bildungen und Klimaten; überall aber ist ein menschlicher Gebrauch der Sinne das, was zur Humanität führet. — II. Die Einbildungskraft der Menschen ist allenthalben organisch und klimatisch; allenthalben aber wird sie von der Tradition geleitet. — III. Der praktische Verstand des Menschengeschlechts ist allenthalben unter Bedürfnissen der Lebensweise erwachsen; allenthalben aber ist er eine Blüte des Genius der Völker, ein Sohn der Tradition und Gewohnheit. — IV. Die Empfindungen und Triebe der Menschen sind allenthalben dem Zustande, worin sie leben und ihrer Organisation gemäß; allenthalben aber werden sie von Meinungen und von der Gewohnheit regieret. — V. Die Glückseligkeit der Menschen ist allenthalben ein individuelles Gut; folglich

allenthalben klimatisch und organisch, ein Kind der Übung, der Tradition und Gewohnheit.

Neuntes Buch. — I. So gern der Mensch alles aus sich selbst hervorzubringen wähnet, so sehr hanget er doch in der Entwicklung seiner Fähigkeiten von andern ab.†) — II. Das sonderbare Mittel zur Bildung der Menschen ist Sprache. — III. Durch Nachahmung, Vernunft und Sprache sind alle Wissenschaften und Künste des Menschengeschlechts erfunden worden. — IV. Die Regierungen sind festgestellte Ordnungen unter den Menschen, meistens aus ererbter Tradition. — V. Religion ist die älteste und heiligste Tradition der Erde.†)

Zehntes Buch. — I. Unsre Erde ist für ihre lebendige Schöpfung eine eigengebildete Erde. — II. Wo war die Bildungsstätte und der älteste Wohnsitz der Menschen? — III. Der Gang der Kultur und Geschichte gibt historische Beweise, daß das Menschengeschlecht in Asien entstanden sei. — IV. Asiatische Traditionen über die Schöpfung der Erde und den Ursprung des Menschengeschlechts. — V. Älteste Schrifttradition über den Ursprung der Menschengeschichte. — VI. Fortsetzung der ältesten Schrifttradition über den Anfang der Menschengeschichte. — VII. Schluß der ältesten Schrifttradition über den Anfang der Menschengeschichte.

Eilftes Buch. — I. Sina. — II. Koschinsina, Tunkin, Laos, Korea, die östliche Tatarei, Japan. — III. Tibet. — IV. Indostan. — V. Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte dieser Staaten.

Zwölftes Buch. — I. Babylon, Assyrien, Chaldäa. — II. Meder und Perser. — III. Hebräer. — IV. Phönizien und Karthago. — V. Ägypten. — VI. Weitere Ideen zur Philosophie der Menschengeschichte.†)

Dreizehntes Buch. — I. Griechenlands Lage und Bevölkerung. — II. Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst. — III. Künste der Griechen. — IV. Sitten- und Staatenweisheit der Griechen. — V. Wissenschaftliche Übungen der Griechen. — VI. Geschichte der Veränderungen Griechenlandes. — VII. Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlandes.†)

Vierzehntes Buch. — I. Etrusker und Lateiner. — II. Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats-

und Kriegsgebäude. — III. Eroberungen der Römer. — IV. Roms Verfall. — V. Charakter, Wissenschaften und Künste der Römer. — VI. Allgemeine Betrachtungen über das Schicksal Roms und seine Geschichte.

Fünfzehntes Buch. — I. Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eignes Schicksal in die Hände gegegeben. — II. Alle zerstörenden Kräfte in der Natur müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zu Ausbildung des Ganzen dienen.†) — III. Das Menschengeschlecht ist bestimmt, mancherlei Stufen der Kultur in mancherlei Veränderungen zu durchgehen; auf Vernunft und Billigkeit aber ist der daurende Zustand seiner Wohlfahrt wesentlich und allein gegründet. — IV. Nach Gesetzen ihrer innern Natur muß mit der Zeitenfolge auch die Vernunft und Billigkeit unter den Menschen mehr Platz gewinnen und einen daurenderen Zustand der Humanität befördern.†) — V. Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen; daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück gibt, als im Rat derselben zu wirken.

Sechzehntes Buch. — I. Vasken, Galen und Kymren. — II. Finnen, Letten und Preußen. — III. Deutsche Völker. — IV. Slavische Völker. — V. Fremde Völker in Europa. — VI. Allgemeine Betrachtungen und Folgen.

Siebenzehntes Buch. — I. Ursprung des Christentums, samt den Grundsätzen, die in ihm lagen.†). — II. Fortpflanzung des Christentums in den Morgenländern. — III. Fortpflanzung des Christentums in den griechischen Ländern. — IV. Fortpflanzung des Christentums in den lateinischen Provinzen.

Achtzehntes Buch. — I. Reiche der Westgoten, Sueven, Alanen und Vandalen. — II. Reiche der Ostgoten und Longobarden. — III. Reiche der Alemannen, Burgunder und Franken. — IV. Reiche der Sachsen, Normänner und Dänen. — V. Nordische Reiche und Deutschland. — VI. Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutschen Reiche in Europa.

Neunzehntes Buch. — I. Römische Hierarchie. — II. Wirkungen der Hierarchie in Europa. — III. Welt-

liche Schirmvogteien der Kirche. — IV. Reiche der Araber. — V. Wirkung der arabischen Reiche. — VI. Allgemeine Betrachtungen. †)

Zwanzigstes Buch. — I. Handelsgeist in Europa. — II. Rittergeist in Europa. — III. Kreuzzüge und ihre Folgen. — IV. Kultur der Vernunft in Europa. — V. Anstalten und Entdeckungen in Europa. — VI. Schlußanmerkung. †)

Entwurf für die folgenden Bücher.

Einundzwanzigstes Buch. — I. Italien. Von seinem Handel. Die Republiken, ihre Häupter, Verfassung, Folgen. Von den Künsten. Dante, Petrarca, Boccaz (überhaupt von Novellen), Ariost, Tasso. Das Trauerspiel, Komödie, Musik. Geschichte. Philosophie. Baukunst, Malerei (Schulen), Bildhauerei. — II. Frankreich und England. Wie die französischen Könige sich über ihre Vasallen erhoben. Von der pragmatischen Sanktion oder dem Papst. Von dem dritten Stand. Kriege mit England. Italienische. Stehende Truppen. Englisches common law. Magna charta. Irland. Revolution im Lehnwesen. Manufakturen. — III. Deutschland. Wie es war nach dem Interregnum. Österreichische Kaiser. Ludwig der Bayer. Kurfürstenverein. Goldne Bulle. Wenzel. Die Konzilien. Von der Gestalt, welche Schwaben, Bayern, Sachsen und Franken gewonnen. Was aus den Wendenländern wurde. Von Burgundien, Arelat, Schweizerland. Von den Hansestädten und dem schwäbischen Bunde. Friedrich und Maximilian. Wissenschaften und Künste. Pulver. Druckerei. — IV. Nord und Ost. Dänemark, Schweden, Polen, Ungarn. — V. Die Türken. Einfluß der Eroberung von Konstantinopel. — VI. Spanien und Portugal. Die Vereinigung Spaniens. Die Entdeckungen. — VII. Erwägung der Folgen des Freiheitsgeistes gegen Rom, des römischen Rechts, der Buchdruckerei, des Auflebens der Alten, beider Indien.

Zweiundzwanzigstes Buch. Reformation. Ihr Geist und Gang in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, England, Italien. Ihre Folgen: in Deutschland von Karl V. bis auf den Westfälischen Frieden; für Skandinavien, Preußen, Kurland, Polen und Ungarn; in England

von Heinrich VIII. bis zu der bill of rights; in Frankreich und Schweiz (Genf, Calvin); in Italien. Jesuiten, Sozinianer. Maximen von Venedig, das Konzilium zu Trident. Allgemeine Betrachtungen.

Dreiundzwanzigstes Buch. — I. Neuer Geist höherer Wissenschaften in Italien, Frankreich. Ausbildung der schönen Wissenschaften. — II. Völkerrecht und Gleichgewicht. Geist des Fleißes und Handels. Von Geld, Luxus, Auflagen. Von der Gesetzgebung. Allgemeine Betrachtungen.

Vierundzwanzigstes Buch. Rußland. Ost- und Westindien. Afrika. System Europas. Verhältnisse dieses Weltteils zu den übrigen.

Fünfundzwanzigstes Buch. Die Humanität in Ansehung einzelner, im Verhältnis zu der Religion, in Rücksicht der Staatsverfassungen, des Handels, der Künste, der Wissenschaften. Das Eigentum des menschlichen Geistes. Sein Wirken überall, auf alles. Aussichten.

Auswahl.

Viertes Buch.

VI. Ich wünschte, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feinern Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe, denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unsrer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebet. Um seine edelsten Pflichten zu entwickeln, dörfen wir nur seine Gestalt zeichnen.

Alle Triebe eines lebendigen Wesens lassen sich auf die Erhaltung sein selbst und auf eine Teilnehmung oder Mitteilung an andre zurückführen; das organische Gebäude des Menschen gibt, wenn eine höhere Leitung dazu kommt, diesen Neigungen die erlesenste Ordnung. Wie die gerade Linie die festeste ist, so hat auch der Mensch zur Beschützung seiner von außen den kleinsten Umfang, von innen die vielartigste Schnellkraft. Er stehet auf der kleinsten Basis und kann also am leichtesten seine

Glieder decken; der Punkt seiner Schwere fällt zwischen die lenksamsten und stärksten Hüften, die ein Erdengeschöpf hat und wo kein Tier die regsame Stärke des Menschen beweiset. Seine gedrücktere ehrene Brust und die Werkzeuge der Arme eben an dieser Stellung geben ihm von oben den weitesten Umkreis der Verteidigung, sein Herz zu bewahren und seine edelsten Lebensteile vom Haupt bis zu den Knien hinab zu schirmen. Es ist keine Fabel, daß Menschen mit Löwen gestritten und sie übermannt haben; der Afrikaner nimmt es mit mehr als einem auf, wenn er Behutsamkeit, List und Gewalt verbindet. Indessen ist's wahr, daß der Bau des Menschen vorzüglich auf die Verteidigung, nicht auf den Angriff gerichtet ist; in diesem muß ihm die Kunst zu Hilfe kommen, in jener aber ist er von Natur das kräftigste Geschöpf der Erde. Seine Gestalt selbst lehret ihn also Friedlichkeit, nicht räuberische Mordverwüstung: der Humanität erstes Merkmal.

2. Unter den Trieben, die sich auf andre beziehen, ist der Geschlechtstrieb der mächtigste; auch er ist beim Menschen dem Bau der Humanität zugeordnet. Was bei dem vierfüßigen Tier, selbst bei dem schamhaften Elefanten Begattung ist, ist bei ihm seinem Bau nach Kuß und Umarmung. Kein Tier hat die menschliche Lippe, deren feine Oberrinne bei der Frucht des Mutterleibes im Antlitz am spätesten gebildet wird; gleichsam die letzte Bezeichnung des Fingers der Liebe, daß diese Lippe sich schön und verstandreich schließen sollte. Von keinem Tiere also gilt der schamhafte Ausdruck der alten Sprache, daß es sein Weib erkenne. Die alte Fabel sagt, daß beide Geschlechter einst, wie Blumen, eine Androgyne gewesen aber geteilt worden; sie wollte mit dieser und andern sinnreichen Dichtungen als Fabel den Vorzug der menschlichen Liebe vor den Tieren verhüllet sagen. Auch daß der menschliche Trieb nicht wie bei diesen schlechthin einer Jahreszeit unterworfen ist (obwohl über die Revolutionen hiezu im menschlichen Körper noch keine tüchtige Betrachtungen angestellet worden), zeigt offenbar, daß er nicht von der Notwendigkeit sondern vom Liebreiz abhangen, der Vernunft unterworfen bleiben und einer freiwilligen Mäßigung so überlassen werden sollte, wie alles

was der Mensch um und an sich träget. Auch die Liebe sollte bei dem Menschen human sein, dazu bestimmte die Natur, außer seiner Gestalt, auch die spätere Entwicklung, die Dauer und das Verhältnis des Triebes in beiden Geschlechtern; ja sie brachte diesen unter das Gesetz eines gemeinschaftlichen freiwilligen Bundes und der freundschaftlichsten Mitteilung zweener Wesen, die sich durch's ganze Leben zu Einem vereint fühlen.

3. Da außer der mitteilenden Liebe alle andere zärtlichen Affekten sich mit der Teilnehmung begnügen, so hat die Natur den Menschen unter allen Lebendigen zum teilnehmendsten geschaffen, weil sie ihn gleichsam aus allem geformt und jedem Reich der Schöpfung in dem Verhältnis ähnlich organisiert hat, als er mit demselben mitfühlen sollte. Sein Fiberngebäude ist so elastisch fein und zart, und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Teile seines vibrierenden Wesens, daß er als ein Analogon der alles durchfühlenden Gottheit sich beinah in jedes Geschöpf setzen und gerade in dem Maß mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf und sein Ganzes es ohne eigene Zerrüttung, ja selbst mit Gefahr derselben, leidet. Auch an einem Baum nimmt unsre Maschine teil, sofern sie ein wachsender grünender Baum ist; und es gibt Menschen, die den Sturz oder die Verstümmelung desselben in seiner grünenden Jugendgestalt körperlich nicht ertragen. Seine verdorrete Krone tut uns leid; wir trauren um eine verwelkende liebe Blume. Auch das Krümmen des zerquetschten Wurms ist einem zarten Menschen nicht gleichgültig; und je vollkommener das Tier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahe kommt, desto mehr Symphatie erregt es in seinem Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öffnen und in seinen Zuckungen zu behorchen; nur der unersättliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmählich dies organische Mitgefühl betäuben. Zärtere Weiber können sogar die Zergliederung eines Toten nicht ertragen, sie empfinden Schmerz in jedem Gliede, das vor ihren Augen gewaltsam zerstört wird, besonders je zarter und edler die Teile selbst werden. Ein durchwühltes Eingeweide erregt Grauen und Abscheu; ein zerschnittenes Herz, eine zerspaltne Lunge, ein zerstörtes

Gehirn schneidet und sticht mit dem Messer in unsre eignen Glieder. Am Leichnam eines geliebten Toten nehmen wir noch in seinem Grabe teil: wir fühlen die kalte Höhle, die er nicht mehr fühlet und Schauder überläuft uns, wenn wir sein Gebein nur berühren. So sympathetisch webte die allgemeine Mutter, die alles aus sich nahm und mit allen in der innigsten Sympathie mitfühlet, den menschlichen Körper. Sein vibrierendes Fibernsystem, sein teilnehmendes Nervengebäude hat des Aufrufs der Vernunft nicht nötig; es kommt ihr zuvor, ja es setzet sich ihr oft mächtig und widersinnig entgegen. Der Umgang mit Wahnsinnigen, an denen wir teilnehmen, erregt selbst Wahnsinn und desto eher, je mehr sich der Mensch davor fürchtet.

Sonderbar ist's, daß das Gehör so viel mehr als das Gesicht beiträgt, dies Mitgefühl zu erwecken und zu verstärken. Der Seufzer eines Tiers, das ausgestoßne Geschrei seines leidenden Körpers zieht alle ihm ähnlichen herbei, die, wie oft bemerkt ist, traurig um den Winselnden stehn und ihm gern helfen möchten. Auch bei den Menschen erregt das Gemälde des Schmerzes eher Schrecken und Grausen als zärtliche Mitempfindung; sobald uns aber nur ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm; es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist's, weil der Ton das Gemälde des Auges zum lebendigen Wesen macht, also alle Erinnerungen eigner und fremder Gefühle zurückbringt und auf einen Punkt vereinet? Oder gibt es, wie ich glaube, noch eine tiefere organische Ursache? Gnug, die Erfahrung ist wahr und sie zeigt beim Menschen den Grund seines größern Mitgefühls durch Stimme und Sprache. An dem was nicht seufzen kann, nehmen wir weniger teil, weil es ein lungenloses, ein unvollkommeneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisieret. Einige Taub- und Stummgeborne haben entsetzliche Beispiele vom Mangel des Mitgefühls und der Teilnehmung an Menschen und Tieren gegeben; und wir werden bei wilden Völkerschaften noch Proben gnug davon bemerken. Indessen auch bei ihnen noch ist das Gesetz der Natur nicht unverkennbar. Die Väter, die von Not und Hunger gezwungen, ihre Kinder dem Tode opfern, weihen sie in Mutterleibe dem-

selben, ehe sie ihr Auge gesehn, ehe sie ihre Stimme gehört haben, und manche Kindermörderin bekannte, daß ihr nichts so schwer geworden und so lang im Gedächtnis geblieben sei als der erste weinende Laut, die flehende Stimme des Kindes.

4. Schön ist die Kette, an der die allfühlende Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und sie von Gliede zu Gliede hinaufbildet. Wo das Geschöpf noch stumpf und roh ist, kaum für sich zu sorgen, da ward ihm auch die Sorge für seine Kinder nicht anvertrauet. Die Vögel brüten und erziehn ihre Jungen mit Mutterliebe; der sinnlose Strauß dagegen gibt seine Eier dem Sande. „Er vergisset, sagt jenes alte Buch von ihm, daß eine Klaue sie zertrete oder ein wildes Tier sie verderbe; denn Gott hat ihm die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verstand mitgeteilet." Durch eine und dieselbe organische Ursache, dadurch das Geschöpf mehr Gehirn empfängt, empfängt es auch mehr Wärme, gebiert Lebendige oder brütet sie aus, säugt und bekommt mütterliche Liebe. Das lebendig geborne Geschöpf ist gleichsam ein Knäuel der Nerven des mütterlichen Wesens; das selbstgesäugte Kind ist eine Sprosse der Mutterpflanze, die sie als einen Teil von sich nähret. — Auf dies innigste Mitgefühl sind in der Haushaltung des Tiers alle die zärtern Triebe gebauet, dazu die Natur sein Geschlecht veredeln konnte.

Bei dem Menschen ist die Mutterliebe höherer Art; eine Sprosse der Humanität seiner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schoß und trinkt die zarteste und feinste Speise; eine tierische und selbst den Körper verunstaltende Art ist's, wenn Völker, von Not gezwungen, ihre Kinder auf dem Rücken säugen. Den größten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe: denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsres Geschlechts lange Jahre dauren; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Tiere, zerstreuen und

vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohns, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war; und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpfet. Hier lag nämlich der Grund zu einer notwendigen menschlichen Gesellschaft, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen sein könnte. Der Mensch ist also zur Gesellschaft geboren; das sagt ihm das Mitgefühl seiner Eltern, das sagen ihm die Jahre seiner langen Kindheit.

5. Da aber das bloße Mitgefühl des Menschen sich nicht über alles verbreiten und bei ihm als einem eingeschränkten, vielorganisierten Wesen in allem, was fern von ihm lag, nur ein dunkler, oft unkräftiger Führer sein konnte, so hatte die richtigleitende Mutter seine vielfachen und leise verwebten Äste unter eine untrüglichere Richtschnur zusammengeordnet; dies ist die Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen, und wie in seiner Gestalt alles dem Haupt dienet, wie seine zwei Augen nur eine Sache sehen, seine zwei Ohren nur einen Schall hören; wie die Natur im ganzen Äußern der Bekleidung überall Symmetrie mit Einheit verband und die Einheit in die Mitte setzte, daß das Zwiefache allenthalben nur auf sie weise, so wurde auch im Innern das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts des Menschen Richtschnur: was du willt, daß andre dir nicht tun sollen, tue ihnen auch nicht; was jene dir tun sollen, tue du auch ihnen. Diese unwidersprechliche Regel ist auch in die Brust des Unmenschen geschrieben, denn wenn er andre frißt, erwartet er nichts als von ihnen gefressen zu werden. Es ist die Regel des Wahren und Falschen, des *idem* und *idem*, auf den Bau aller seiner Sinne, ja ich möchte sagen, auf die aufrechte Gestalt des Menschen selbst gegründet. Sähen wir schief, oder fiele das Licht also, so hätten wir von keiner geraden Linie Begriff. Wäre unsre Organisation ohne Einheit, unsre Gedanken ohne Besonnenheit, so schweiften wir auch in unsern Handlungen in regellosen Krümmen einher und das menschliche Leben hätte weder Vernunft noch Zweck. Das Gesetz der Billigkeit und Wahrheit macht treue Gesellen und Brüder, ja wenn es Platz gewinnt, macht es aus Feinden selbst

Freunde. Den ich an meine Brust drücke, drückt auch mich an seine Brust, für den ich mein Leben aufopfere, der opfert es auch für mich auf. Gleichförmigkeit der Gesinnungen also, Einheit des Zwecks bei verschiedenen Menschen, gleichförmige Treue bei einem Bunde hat alles *Menschen-, Völker- und Tierrecht* gestiftet, denn auch Tiere, die in Gesellschaft leben, befolgen der Billigkeit Gesetz, und Menschen, die durch List oder Stärke davon weichen, sind die *inhumansten* Geschöpfe, wenn es auch Könige und Monarchen der Welt wären. Ohne strenge Billigkeit und Wahrheit ist keine Vernunft, keine Humanität denkbar.

6. Die aufrechte und schöne Gestalt des Menschen bildete denselben zur *Wohlanständigkeit*, denn diese ist der Wahrheit und Billigkeit schöne Dienerin und Freundin. Wohlanständigkeit des Körpers ist, daß er stehe wie er soll, wie ihn Gott gemacht hat; wahre Schönheit ist nichts, als die angenehme Form der innern Vollkommenheit und Gesundheit. Man denke sich das Gottesgebilde des Menschen durch Nachlässigkeit und falsche Kunst verunziert, das schöne Haar ausgerissen oder in Klumpen verwandelt, Nase und Ohr durchbohrt und herabgezwungen, den Hals und die übrigen Teile des Körpers an sich selbst oder durch Kleider verderbet; man denke sich dies, und wer wird, selbst wenn die eigensinnigste Mode Gebieterin wäre, hier noch Wohlanständigkeit des geraden und schönen menschlichen Körpers finden? Mit Sitten und Gebärden ist es nicht anders; nicht anders mit Gebräuchen, Künsten und der menschlichen Sprache. Durch alle diese Stücke gehet also ein und dieselbe *Humanität* durch, die wenige Völker auf der Erde getroffen und hundert durch Barbarei und falsche Künste verunziert haben. Dieser Humanität nachzuforschen ist die echte *menschliche Philosophie*, die jener Weise vom Himmel rief und die sich im Umgange wie in der Politik, in Wissenschaften wie in allen Künsten offenbaret.

Endlich ist die *Religion* die höchste Humanität des Menschen und man verwundre sich nicht, daß ich sie hieher rechne. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist, so ist's das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzu-

spähen und denselben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand tut dieses in allen Sachen, Hantierungen und Künsten; denn auch, wo er einer angenommenen Fertigkeit folget, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns selbst nicht, und wissen nicht, wie irgend etwas in uns wirket. Also ist auch bei allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermutung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerlei Wirkungen mit einerlei Ursachen verknüpft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie, und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt, denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freilich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten als an die Wesen der Natur, mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende als an die erfreuende und daurende Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter eine zu ordnen. Indessen war auch dieser erste Versuch Religion; und es heißt nichts gesagt, daß Furcht bei den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht als solche erfindet nichts, sie weckt bloß den Verstand, zu mutmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald der Mensch also seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders als ein Tier ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuten, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und so ward die Religion, wahr oder falsch, recht oder irregeführt, die Belehrerin der Menschen, die ratgebende Trösterin ihres so dunkeln, so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein! du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen

und Formen. Das gebückte Tier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es seiner Organisation nach Kräfte und Neigungen übt: ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er selbst, ohne daß er's weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errate und dich also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen. Das Innere deiner Natur erkennet er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht; ja wenn er dich gestalten wollte, hat er geirret und muß irren, denn du bist gestaltlos, obwohl die erste einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüte der menschlichen Seele.

Aber sie ist mehr als dies: eine Übung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt, so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebet. Tiere sind geborne Knechte im großen Hause der irdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal tierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe, denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsiehet, sind gut und wo er sie nicht einsiehet, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehest du nicht willig, sagten die Weisen, so mußt du gehen, die Regel der Natur ändert sich deinetwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennest, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum Nachbilde der Gottheit in deinem irdischen Leben bilden. Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so siehet man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschenähnlichkeit Gottes habe stattfinden müssen, entweder daß man den Menschen zu Gott erhob oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt als die unsre kennen wir nicht; und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden sein. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; andre, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in Symbole für's menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, menschlich. Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt als die Religion; bloß und allein weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte.

Daß mit der Religion also auch Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinah unzertrennlich. Wie? Wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollen, zu dessen Erkenntnis wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden, und wir erkennen ihn noch so dunkel, wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach; ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können. Und es sollte für uns keine andre möglich, für unsre gewisseste beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich sein? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt, sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Notdurft dienet. Und doch fühlen wir unsern edlern Teil beständig im Kampf mit dieser Notdurft; gerade das, was der Zweck der Organisation im Menschen scheinet, findet auf der Erde zwar seine Geburts- aber nichts weniger als seine Vollendungsstätte. Riß also die Gottheit den Faden ab und brachte mit allen Zubereitungen auf's Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zustande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig und ewig ein unvollkom-

menes Stückwerk, sowie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenherde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unsres Geschlechts zum Glauben zusammen und wand der Humanität eine unsterbliche Krone.

Fünftes Buch.

I. Vom Stein zum Kristall, vom Kristall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Tier, von diesen zum Menschen sahen wir die Form der Organisation steigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden und sich endlich alle, in der Gestalt des Menschen, sofern diese sie fassen konnte, vereinen. Bei dem Menschen stand die Reihe still; wir kennen kein Geschöpf über ihm, das vielartiger und künstlicher organisiert sei: er scheint das höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte.

2. Durch diese Reihen von Wesen bemerkten wir, soweit es die einzelne Bestimmung des Geschöpfs zuließ, eine herrschende Ähnlichkeit der Hauptform, die auf eine unzählbare Weise abwechselnd, sich immer mehr der Menschengestalt nahte. In der ungebildeten Tiefe, im Reich der Pflanzen und Pflanzentiere war sie noch unkenntlich; mit dem Organismus vollkommenerer Wesen ward sie deutlicher, die Anzahl der Gattungen ward geringer, sie verlor und vereinigte sich zuletzt im Menschen.

3. Wie die Gestalten, sahen wir auch die Kräfte und Triebe sich ihm nähern. Von der Nahrung und Fortpflanzung der Gewächse stieg der Trieb zum Kunstwerk der Insekten, zur Haus- und Muttersorge der Vögel und Landtiere, endlich gar zu menschenähnlichen Gedanken und zu eignen selbsterworbnen Fertigkeiten; bis sich zuletzt alles in der Vernunftfähigkeit, Freiheit und Humanität des Menschen vereinet.

4. Bei jedem Geschöpf war nach den Zwecken der Natur, die es zu befördern hatte, auch seine Lebensdauer eingerichtet. Die Pflanze verblühete bald; der Baum mußte sich langsam auswachsen. Das Insekt, das seine Kunstfertigkeit auf die Welt mitbrachte, und sich früh und zahlreich fortpflanzte, ging bald von dannen;

Tiere, die langsamer wuchsen, die auf einmal weniger gebaren, oder die gar ein Leben der vernunftähnlichen Haushaltung führen sollten, denen ward auch ein längeres und dem Menschen vergleichungsweise das längste Leben. Doch rechnete die Natur hiebei nicht nur auf's einzelne Geschöpf, sondern auch auf die Erhaltung des ganzen Geschlechtes und der Geschlechter, die über ihm standen. Die untern Reiche waren also nicht nur stark besetzt, sondern, wo es der Zweck des Geschöpfs zuließ, daurete auch ihr Leben länger. Das Meer, der unerschöpfliche Lebensquell, erhält seine Bewohner, die von zäher Lebenskraft sind, am längsten; und die Amphibien, halbe Wasserbewohner, nähern sich ihnen an Länge des Lebens. Die Bewohner der Luft, weniger beschwert von der Erdenahrung, die die Landtiere allmählich verhärtet, leben im ganzen länger als diese: Luft und Wasser scheinen also das große Vorratshaus der Lebendigen, die nachher in schnellern Übergängen die Erde aufreibt und verzehret.

5. Je organisierter ein Geschöpf ist, desto mehr ist sein Bau zusammengesetzt aus den niedrigen Reichen. Unter der Erde fängt diese Vielartigkeit an und sie wächst hinauf durch Pflanzen, Tiere, bis zum vielartigsten Geschöpf, dem Menschen. Sein Blut und seine vielnamigen Bestandteile sind ein Kompendium der Welt: Kalk und Erde, Salze und Säuren, Öl und Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind in ihm organisch vereint und ineinander verwebet.

Entweder müssen wir diese Dinge als Spiele der Natur ansehen (und sinnlos spielte die verstandreiche Natur nie) oder wir werden darauf gestoßen, auch ein Reich unsichtbarer Kräfte anzunehmen, das in eben demselben genauen Zusammenhange und dichten Übergange steht, als wir in den äußern Bildungen wahrnehmen. Jemehr wir die Natur kennen lernen, desto mehr bemerken wir diese inwohnenden Kräfte auch sogar in den niedrigsten Geschöpfen, Moosen, Schwämmen u. dergl. In einem Tier, das sich beinah unerschöpflich reproduziert, in der Muskel, die sich vielartig und lebhaft durch eignen Reiz beweget, sind sie unleugbar, und so ist alles voll organisch wirkender Allmacht. Wir wissen nicht,

wo diese anfängt, noch wo sie aufhöret, denn wo Wirkung in der Schöpfung ist, ist Kraft, wo Leben sich äußert, ist inneres Leben. Es herrscht also allerdings nicht nur ein Zusammenhang, sondern auch eine aufsteigende Reihe von Kräften im unsichtbaren Reich der Schöpfung, da wir diese in ihrem sichtbaren Reich, in organisierten Formen vor uns wirken sehen.

Ja unendlich inniger, steter und fortgehender muß dieser unsichtbare Zusammenhang sein, als in unserm stumpfen Sinne die Reihe äußerer Formen zeiget. Denn was ist eine Organisation, als eine Masse unendlich vieler zusammengedrängter Kräfte, deren größter Teil eben des Zusammenhanges wegen von andern Kräften eingeschränkt, unterdrückt oder wenigstens unsern Augen so versteckt wird, daß wir die einzelnen Wassertropfen nur in der dunklen Gestalt der Wolke, d. i. nicht die einzelnen Wesen selbst, sondern nur das Gebilde sehen, das sich zur Notdurft des Ganzen so und nicht anders organisieren mußte. Die wahre Stufenleiter der Geschöpfe, welch ein andres Reich muß sie im Auge des Allwissenden sein, als von dem die Menschen reden! Wir ordnen Formen, die wir nicht durchschauen und klassifizieren wie Kinder nach einzelnen Gliedmaßen oder nach andern Zeichen. Der oberste Haushalter siehet und hält die Kette aller aufeinander dringenden Kräfte.

Was dies für die Unsterblichkeit der Seele tue? Alles, und nicht für die Unsterblichkeit unsrer Seele allein, sondern für die Fortdauer aller wirkenden und lebendigen Kräfte der Weltschöpfung. Keine Kraft kann untergehn; denn was hieße es: eine Kraft gehe unter? Wir haben in der Natur davon kein Beispiel, ja in unsrer Seele nicht einmal einen Begriff. Ist es Widerspruch, daß Etwas Nichts sei oder werde, so ist es noch mehr Widerspruch, daß ein lebendiges, wirkendes Etwas, in dem der Schöpfer selbst gegenwärtig ist, in dem sich seine Gotteskraft einwohnend offenbaret, sich in ein Nichts verkehre. Das Werkzeug kann durch äußerliche Umstände zerrüttet werden; so wenig aber auch in diesem sich nur ein Atom vernichtet oder verlieret, um so weniger die unsichtbare Kraft, die auch in diesem Atom wirket. Da wir nun bei allen Organisationen wahrnehmen, daß ihre wir-

kenden Kräfte so weise gewählt, so künstlich geordnet, so genau auf ihre gemeinschaftliche Dauer und auf die Ausbildung der Hauptkraft berechnet sein, so wäre es Unsinn, von der Natur zu glauben, daß in dem Augenblick, da eine Kombination derselben, d. i. ein äußerlicher Zustand aufhört, sie nicht nur plötzlich von der Weisheit und Sorgfalt abließe, dadurch sie allein göttliche Natur ist, sondern dieselbe auch *gegen sich* kehrte, um mit ihrer ganzen Allmacht (denn minder gehörte dazu nicht) nur einen Teil ihres lebendigen Zusammenhanges, in dem sie selbst *ewig tätig* lebet, zu vernichten. Was der Allbelebende ins Leben rief, lebet, was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusammenhange ewig. . . .

II. . . . Wo wir eine Kraft wirken sehen, wirkt sie allerdings in einem Organ und diesem harmonisch; ohne dasselbe wird sie unsern Sinnen wenigstens nicht sichtbar, mit ihm aber ist sie zugleich da, und wenn wir der durchgehenden Analogie der Natur glauben dürfen, so hat sie sich dasselbe *zugebildet*. Präformierte Keime, die seit der Schöpfung bereit lagen, hat kein Auge gesehen; was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfs bemerken, sind wirkende *organische Kräfte*. Hat ein einzelnes Wesen diese in sich, so erzeugt es selbst; sind die Geschlechter geteilt, so muß jedes derselben zur Organisation des Abkömmlings beitragen, und zwar nach der Verschiedenheit des Baues auf eine verschiedene Weise. Geschöpfe von Pflanzennatur, deren Kräfte noch einartig aber desto inniger wirken, haben nur einen leisen Hauch der Berührung nötig, ihr Selbsterzeugtes zu beleben; auch in Tieren, wo der lebendige Reiz und ein zähes Leben durch alle Glieder herrschet, mithin fast alles Produktions- und Reproduktionskraft ist, bedarf die Frucht der Belebung oft nur außer Mutterleibe. Je vielartiger der Organisation nach die Geschöpfe werden, desto unkenntlicher wird das, was man bei jenen den Keim nannte; es ist *organische Materie*, zu der lebendige Kräfte kommen müssen, sie erst zur Gestalt des künftigen Geschöpfs zu bilden. Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnt und sich diese vollendet! Die organische Kraft muß zerrütten, indem sie ordnet: sie zieht Teile zusammen und treibt sie

auseinander; ja es scheint, als ob mehrere Kräfte im Wettstreit wären und zuerst eine Mißgeburt bilden wollten, bis sie in ihr Gleichgewicht treten und das Geschöpf das wird, was es seiner Gattung nach sein soll. Siehet man diese Wandlungen, diese lebendigen Wirkungen sowohl im Ei des Vogels als im Mutterleibe des Tieres das Lebendige gebäret, so, dünkt mich, spricht man uneigentlich, wenn man von Keimen, die nur entwickelt würden, oder von einer *Epigenesis* redet, nach der die Glieder von außen zuwüchsen. *Bildung* (genesis) ist's, eine Wirkung innerer Kräfte, denen die Natur eine Masse vorbereitet hatte, die sie sich zubilden, in der sie sich sichtbar machen sollten. Dies ist die Erfahrung der Natur, dies bestätigen die Perioden der Bildung in den verschiedenen Gattungen von mehr oder minder organischer Vielartigkeit und Fülle von Lebenskräften, nur hieraus lassen sich die Mißbildungen der Geschöpfe durch Krankheit, Zufall oder durch die Vermischung verschiedner Gattungen erklären und es ist dieser Weg der einzige, den uns in allen ihren Werken die kraft- und lebensreiche Natur durch eine fortgehende Analogie gleichsam aufdringt.

Man würde mich unrecht verstehen, wenn man mir die Meinung zuschriebe, als ob, wie einige sich ausgedrückt haben, unsre *vernünftige Seele* sich ihren Körper im Mutterleibe, und zwar durch Vernunft gebauet habe. Wir haben gesehen, wie spät die Gabe der Vernunft in uns angebauet werde, und daß wir zwar fähig zu ihr auf der Welt erscheinen, sie aber weder eigenmächtig besitzen noch erobern mögen. Und wie wäre ein solches Gebilde auch für die reifste Vernunft des Menschen möglich, da wir dasselbe in keinem Teil weder von innen noch außen begreifen, und selbst der größeste Teil der Lebensverrichtungen in uns ohne das Bewußtsein und den Willen der Seele fortgeht. Nicht unsre Vernunft war's, die den Leib bildete, sondern der Finger der Gottheit, organische Kräfte. Sie hatte der Ewige auf dem großen Gange der Natur so weit hinaufgeführt, daß sie jetzt von seiner Hand gebunden, in einer kleinen Welt organischer Materie, die er ausgesondert und zur Bildung des jungen Wesens sogar eigen umhüllt hatte, ihre Schöpfungsstätte fanden. Harmonisch vereinigten sie sich mit ihrem Ge-

bilde, in welchem sie auch, so lange es dauert, ihm harmonisch wirken, bis wenn dies abgebraucht ist, der Schöpfer sie von ihrem Dienst abruft und ihnen eine andre Wirkungsstätte bereitet.

Wollen wir also dem Gange der Natur folgen, so ist offenbar:

1. Daß Kraft und Organ zwar innigst verbunden, nicht aber eins und dasselbe sei. Die Materie unsres Körpers war da, aber gestalt- und leblos, ehe sie die organischen Kräfte bildeten und belebten.

2. Jede Kraft wirkt ihrem Organ harmonisch, denn sie hat sich dasselbe zur Offenbarung ihres Wesens nur zugebildet. Sie assimilierte die Teile, die der Allmächtige ihr zuführte, und in deren Hülle er sie gleichsam einwies.

3. Wenn die Hülle wegfällt, so bleibt die Kraft, die voraus, obwohl in einem niedrigern Zustande und ebenfalls organisch, dennoch vor dieser Hülle schon existierte. War's möglich, daß sie aus ihrem vorigen in diesen Zustand übergehen konnte, so ist ihr auch bei dieser Enthüllung ein neuer Übergang möglich. Für's Medium wird der sorgen, der sie, und zwar viel unvollkommener, hieher brachte.

Und sollte uns die sich immer gleiche Natur nicht schon einen Wink über das Medium gegeben haben, in dem alle Kräfte der Schöpfung wirken? In den tiefsten Abgründen des Werdens, wo wir keimendes Leben sehen, werden wir das unerforschte und so wirksame Element gewahr, das wir mit den unvollkommenen Namen Licht, Äther, Lebenswärme benennen und das vielleicht das Sensorium des Allerschaffenden ist, dadurch er alles belebet, alles erwärmet. In tausend und Millionen Organe ausgegossen, läutert sich dieser himmlische Feuerstrom immer feiner und feiner, durch sein Vehikulum wirken vielleicht alle Kräfte hienieden und das Wunder der irdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm unabtrennlich. Vielleicht ward unser Körpergebäude auch eben deswegen aufgerichtet, daß wir, selbst unsern gröbern Teilen nach, von diesem elektrischen Strom mehr an uns ziehen, mehr in uns verarbeiten könnten; und in den feinern Kräften ist zwar nicht die grobe elektrische Materie, aber

etwas von unserer Organisation selbst Verarbeitetes, unendlich Feineres und dennoch ihr Ähnliches das Werkzeug der körperlichen und Geistesempfindung. Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden, und sodenn ist's weder zu begreifen, wie sie auf den Körper wirke, noch wie andre Gegenstände auf sie zu wirken vermögen, oder es ist dieser unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menschlichen Organisation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte: vermittelst seiner wirkte die Seele in ihren Organen beinah allmächtig und strahlte in sich selbst zurück mit einem Bewußtsein, das ihr Innerstes reget. Vermittelst seiner füllete sich der Geist mit edler Wärme und wußte sich durch freie Selbstbestimmung gleichsam aus dem Körper, ja aus der Welt zu setzen und sie zu lenken. Er hat also Macht über dasselbe gewonnen, und wenn seine Stunde schlägt, wenn seine äußere Maschine aufgelöset wird, was ist natürlicher, als daß nach innigen, ewig fortwirkenden Gesetzen der Natur er das, was seiner Art geworden und mit ihm innig vereint ist, nach sich ziehe. Er tritt in sein Medium über, und dies ziehet ihn — oder vielmehr du ziehest und leitest uns, allverbreitete bildende Gotteskraft, du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen, du leitest und bildest uns zu unsrer neuen Bestimmung sanft hinüber. . . .

III. . . . Als die Tore der Schöpfung geschlossen wurden, standen die einmal erwählten Organisationen als bestimmte Wege und Pforten da, auf denen sich künftig in den Grenzen der Natur die niedern Kräfte aufschwingen und weiterbilden sollten. Neue Gestalten erzeugeten sich nicht mehr; es wandeln und verwandeln sich aber durch dieselbe untere Kräfte und was Organisation heißt, ist eigentlich nur *eine Leiterin derselben zu einer höhern Bildung.*

Das erste Geschöpf, das ans Licht tritt und unter dem Strahl der Sonne sich als eine Königin des unterirdischen Reichs zeigt, ist die Pflanze. Was sind ihre Bestandteile? Salz, Öl, Eisen, Schwefel, und was sonst an feinern Kräften das Unterirdische zu ihr hinaufzuläutern vermochte. Wie kam sie zu diesen Teilen? durch

innere organische Kraft, durch welche sie unter Beihülfe der Elemente jene sich eigen zu machen strebet. Und was tut sie mit ihnen? Sie ziehet sie an sich, verarbeitet sie in ihr Wesen und läutert sie weiter. Giftige und gesunde Pflanzen sind also nichts als Leiterinnen der gröbern zu feinern Teilen; das ganze Kunstwerk des Gewächses ist, Niedriges zu Höherem hinaufzubilden.

Über der Pflanze stehet das Tier und zehrt von ihren Säften. Der einzige Elefant ist ein Grab von Millionen Kräutern; aber er ist ein lebendiges, auswirkendes Grab, er animalisiert sie zu Teilen sein selbst: die niedern Kräfte gehn in feinere Formen des Lebens über. So ist's mit allen fleischfressenden Tieren; die Natur hat die Übergänge rasch gemacht, gleich als ob sie sich vor allem langsamen Tode fürchtete. Darum verkürzte sie und beschleunigte die Wege der Transformation in höhere Lebensformen. Unter allen Tieren ist das Geschöpf der feinsten Organe, der Mensch, der größeste Mörder. Er kann beinah alles, was an lebendiger Organisation nur nicht zu tief unter ihm steht, in seine Natur verwandeln. . . .

Aber nun weiter. Der Mensch hat hier das Bild der Gottheit getragen und der feinsten Organisation genossen, die ihm die Erde geben konnte; soll er rückwärts gehen und wieder Stein, Pflanze, Elefant werden, oder stehet bei ihm das Rad der Schöpfung still und hat kein andres Rad, worin es greife? Das letzte lässet sich nicht gedenken, da im Reich der obersten Güte und Weisheit alles verbunden ist und in ewigem Zusammenhange Kraft in Kraft wirket. Schauen wir nun zurück und sehen, wie hinter uns alles auf's Menschengebilde zu reifen scheint und sich im Menschen wiederum von dem, was er sein soll und worauf er absichtlich gebildet worden, nur die erste Knospe und Anlage findet, so müßte aller Zusammenhang, alle Absicht der Natur ein Traum sein oder auch er rückt (auf welchen Wegen und Gängen es nun auch sein möge), auch er rückt weiter. Lasset uns sehen, wie die ganze Anlage der Menschennatur uns darauf weise. . . .

VI. . . . Sie selbst wird nicht mehr sein, wenn du noch sein wirst und in andern Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu

der Organisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach. wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie, sie hat kein Anrecht an dich, mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume da stand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten Lebens zu freuen, so stehet über allen zur Erde gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabnem Blick und aufgehobnen Händen stehet er da als ein Sohn des Hauses den Ruf seines Vaters erwartend.

Neuntes Buch.

I. Nicht nur Philosophen haben die menschliche Vernunft als unabhängig von Sinnen und Organen, zu einer ihm ursprünglichen, reinen Potenz erhoben, sondern auch der sinnliche Mensch wähnet im Traum seines Lebens, er sei alles, was er ist, durch sich selbst worden. Erklärlich ist dieser Wahn, zumal bei dem sinnlichen Menschen. Das Gefühl der Selbsttätigkeit, das ihm der Schöpfer gegeben hat, regt ihn zu Handlungen auf und belohnt ihn mit dem süßesten Lohn einer selbstvollendeten Handlung. Die Jahre seiner Kindheit sind vergessen, die Keime, die er darin empfing, ja die er noch täglich empfängt, schlummern in seiner Seele: er siehet und genießt nur den entsproßten Stamm und freut sich seines lebendigen Wuchses, seiner Früchte tragenden Zweige. Der Philosoph indessen, der die Genesis und den Umfang eines Menschenlebens in der Erfahrung kennet und ja auch die ganze Kette der Bildung unsres Geschlechts in der Geschichte verfolgen könnte, er müßte, dünkt mich, da ihn alles an Abhängigkeit erinnert, sich aus seiner idealischen Welt, in der er sich allein und allgnugsam fühlet, gar bald in unsre wirkliche zurückfinden.

So wenig ein Mensch seiner natürlichen Geburt nach aus sich entspringt, so wenig ist er im Gebrauch seiner

geistigen Kräfte ein Selbstgeborner. Nicht nur der Keim unsrer innern Anlagen ist genetisch wie unser körperliches Gebilde, sondern auch jede Entwicklung dieses Keimes hängt vom Schicksal ab, das uns hie- oder dorthin pflanzte und nach Zeit und Jahren die Hülfsmittel der Bildung um uns legte. Schon das Auge mußte sehen, das Ohr hören lernen; und wie künstlich das vornehmste Mittel unsrer Gedanken, die Sprache, erlangt werde, darf keinem verborgen bleiben. Offenbar hat die Natur auch unsern ganzen Mechanismus samt der Beschaffenheit und Dauer unsrer Lebensalter zu dieser fremden Beihülfe eingerichtet. Das Hirn der Kinder ist weich und hangt noch an der Hirnschale: langsam bildet es seine Streifen aus und wird mit den Jahren erst fester, bis es allmählich sich härtet und keine neuen Eindrücke mehr annimmt. So sind die Glieder, so die Triebe des Kindes; jene sind zart und zur Nachahmung eingerichtet, diese nehmen, was sie sehen und hören, mit wunderbar reger Aufmerksamkeit und innerer Lebenskraft auf. Der Mensch ist also eine künstliche Maschine, zwar mit genetischer Disposition und einer Fülle von Leben begabt, aber die Maschine spielet sich nicht selbst und auch der fähigste Mensch muß lernen, wie er sie spiele. Die Vernunft ist ein Aggregat von Bemerkungen und Übungen unsrer Seele; ein Summe der Erziehung unsres Geschlechts, die, nach gegebnen fremden Vorbildern, der Erzogne zuletzt als ein fremder Künstler an sich vollendet.

Hier also liegt das Prinzipium zur Geschichte der Menschheit, ohne welches es keine solche Geschichte gäbe. Empfinge der Mensch alles aus sich und entwickelte es abgetrennt von äußern Gegenständen, so wäre zwar eine Geschichte des Menschen, aber nicht der Menschen, nicht ihres ganzen Geschlechts möglich. Da nun aber unser spezifische Charakter eben darin liegt, daß wir, beinah ohne Instinkt geboren, nur durch eine lebenslange Übung zur Menschheit gebildet werden, und sowohl die Perfektibilität als die Korruptibilität unsres Geschlechts hierauf beruhet, so wird eben damit auch die Geschichte der Menschheit notwendig ein Ganzes, d. i. eine Kette der Geselligkeit und bildenden Tradition vom ersten bis zum letzten Gliede.

Es gibt also eine Erziehung des Menschengeschlechts, eben weil jeder Mensch nur durch Erziehung ein Mensch wird und das ganze Geschlecht nicht anders als in dieser Kette von Individuen lebet. Freilich wenn jemand sagte, daß nicht der einzelne Mensch sondern das Geschlecht erzogen werde, so spräche er für mich unverständlich, da Geschlecht und Gattung nur allgemeine Begriffe sind, außer sofern sie in einzelnen Wesen existieren. Gäbe ich diesem allgemeinen Begriff nun auch alle Vollkommenheiten der Humanität, Kultur und höchsten Aufklärung, die ein idealischer Begriff gestattet, so hätte ich zur wahren Geschichte unsres Geschlechts ebensoviel gesagt, als wenn ich von der Tierheit, der Steinheit, der Metallheit im allgemeinen spräche und sie mit den herrlichsten, aber in einzelnen Individuen einander widersprechenden Attributen auszierte. Auf diesem Wege der Averroischen Philosophie, nach der das ganze Menschengeschlecht nur eine und zwar eine sehr niedrige Seele besitzet, die sich dem einzelnen Menschen nur teilweise mitteilet, auf ihm soll unsre Philosophie der Geschichte nicht wandern. Schränkte ich aber gegenseits beim Menschen alles auf Individuen ein und leugnete die Kette ihres Zusammenhanges sowohl untereinander als mit dem Ganzen, so wäre mir abermals die Natur des Menschen und seine helle Geschichte entgegen: denn kein einzelner von uns ist durch sich selbst Mensch worden. Das ganze Gebilde der Humanität in ihm hängt durch eine geistige Genesis, die Erziehung, mit seinen Eltern, Lehrern, Freunden, mit allen Umständen im Lauf seines Lebens, also mit seinem Volk und den Vätern desselben, ja endlich mit der ganzen Kette des Geschlechts zusammen, das irgend in einem Gliede eine seiner Seelenkräfte berührte. So werden Völker zuletzt Familien, Familien gehen zu Stammvätern hinauf, der Strom der Geschichte enget sich bis zu seinem Quell; und der ganze Wohnplatz unsrer Erde verwandelt sich endlich in ein Erziehungshaus unsrer Familie, zwar mit vielen Abteilungen, Klassen und Kammern, aber doch nach einem Typus der Lektionen, der sich mit mancherlei Zusätzen und Verändrungen durch alle Geschlechter vom Urvater heraberbte. Trauen wir's nun dem eingeschränkten Verstande eines Lehrers zu, daß er die Abteilungen seiner

Schüler nicht ohne Grund machte, und finden, daß das Menschengeschlecht auf der Erde allenthalben, und zwar den Befürfnissen seiner Zeit und Wohnung gemäß eine Art künstlicher Erziehung finde: welcher Verständige, der den Bau unsrer Erde und das Verhältnis der Menschen zu ihm betrachtet, wird nicht vermuten, daß der Vater unsres Geschlechts, der bestimmt hat, wie lange und weit Nationen wohnen sollen, diese Bestimmung auch als Lehrer unsres Geschlechts gemacht habe. Wird, wer ein Schiff betrachtet, eine Absicht des Werkmeisters in ihm leugnen? Und wer das künstliche Gebilde unsrer Natur mit jedem Klima der bewohnbaren Erde vergleicht, wird er dem Gedanken entfliehen können, daß nicht auch in Absicht der geistigen Erziehung die klimatische Diversität der vielartigen Menschen ein Zweck der Erdeschöpfung gewesen? Da aber der Wohnplatz allein noch nicht alles ausmacht, indem lebendige, uns ähnliche Wesen dazu gehören, uns zu unterrichten, zu gewöhnen, zu bilden; mich dünkt, so gibt es eine Erziehung des Menschengeschlechts und eine Philosophie seiner Geschichte so gewiß, so wahr es eine Menschheit, d. i. eine Zusammenwirkung der Individuen gibt, die uns allein zu Menschen machte.

Sofort werden uns auch die Prinzipien dieser Philosophie offenbar, einfach und unverkennbar, wie es die Naturgeschichte des Menschen selbst ist: sie heißen Tradition und organische Kräfte. Alle Erziehung kann nur durch Nachahmung und Übung, also durch Übergang des Vorbildes in's Nachbild werden; und wie könnten wir dies besser als Überlieferung nennen? Der Nachahmende aber muß Kräfte haben, das Mitgeteilte und Mitteilbare aufzunehmen und es, wie die Speise, durch die er lebt, in seine Natur zu verwandeln. Von wem er also, was und wieviel er aufnehme, wie er's sich zueigne, nutze und anwende, das kann nur durch seine, des Aufnehmenden, Kräfte bestimmt werden; mithin wird die Erziehung unsres Geschlechts in zwiefachem Sinn genetisch und organisch, genetisch durch die Mitteilung, organisch durch die Aufnahme und Anwendung des Mitgeteilten. Wollen wir diese zweite Genesis des Menschen, die sein ganzes Leben durchgeht, von der Bearbeitung des Ackers Kultur oder vom Bilde des Lichts Aufklärung nennen, so stehet uns

der Name frei; die Kette der Kultur und Aufklärung reicht aber sodann bis ans Ende der Erde. Auch der Kalifornier und Feuerländer lernte Bogen und Pfeile machen und sie gebrauchen, er hat Sprache und Begriffe, Übungen und Künste, die er lernte, wie wir sie lernen; sofern ward er also wirklich kultiviert und aufgekläret, wiewohl im niedrigsten Grade. Der Unterschied zwischen aufgeklärten und unaufgeklärten, zwischen kultivierten und unkultivierten Völkern ist also nicht spezifisch sondern nur gradweise. Das Gemälde der Nationen hat hier unendliche Schattierungen, die mit den Räumen und Zeiten wechseln; es kommt also auch bei ihm, wie bei jedem Gemälde, auf den Standpunkt an, in dem man die Gestalten wahrnimmt. Legen wir den Begriff der europäischen Kultur zum Grunde, so findet sich diese allerdings nur in Europa; setzen wir gar noch willkürliche Unterschiede zwischen Kultur und Aufklärung fest, deren keine doch, wenn sie rechter Art ist, ohne die andre sein kann, so entfernen wir uns noch weiter ins Land der Wolken. Bleiben wir aber auf der Erde und sehen im allgemeinsten Umfange das an, was uns die Natur, die den Zweck und Charakter ihres Geschöpfs am besten kennen mußte, als menschliche Bildung selbst vor Augen legt, so ist dies keine andre als die *Tradition einer Erziehung zu irgend einer Form menschlicher Glückseligkeit und Lebensweise.* Diese ist allgemein wie das Menschengeschlecht, ja unter den Wilden oft am tätigsten, wiewohl nur in einem engern Kreise. Bleibt der Mensch unter Menschen, so kann er dieser bildenden oder mißbildenden Kultur nicht entweichen; Tradition tritt zu ihm und formt seinen Kopf und bildet seine Glieder. Wie jene ist und wie diese sich bilden lassen, so *wird* der Mensch, so ist er gestaltet. Selbst Kinder, die unter die Tiere gerieten, nahmen, wenn sie einige Zeit bei Menschen gelebt hatten, schon menschliche Kultur unter dieselbe, wie die bekannten meisten Exempel beweisen; dagegen ein Kind, das vom ersten Augenblick der Geburt an der Wölfin übergeben würde, der einzige unkultivierte Mensch auf der Erde wäre.

Was folgt aus diesem festen und durch die ganze Geschichte unsres Geschlechts bewährten Gesichtspunkt?

Zuerst ein Grundsatz, der, wie unserm Leben so auch dieser Betrachtung Aufmunterung und Trost gibt, nämlich: ist das Menschengeschlecht nicht durch sich selbst entstanden, ja wird es Anlagen in seiner Natur gewahr, die keine Bewunderung gnugsam preiset, so muß auch die Bildung dieser Anlagen vom Schöpfer durch Mittel bestimmt sein, die seine weiseste Vatergüte verraten. Ward das leibliche Auge vergebens so schön gebildet und findet es nicht sogleich den goldnen Lichtstrahl vor sich, der für dasselbe, wie das Auge für den Lichtstrahl, erschaffen ist und die Weisheit seiner Anlage vollendet? So ist's mit allen Sinnen, mit allen Organen: sie finden ihre Mittel zur Ausbildung, das Medium, zu dem sie geschaffen wurden. Und mit den geistigen Sinnen und Organen, auf deren Gebrauch der Charakter des Menschengeschlechts sowie die Art und das Maß seiner Glückseligkeit beruhet, hier sollte es anders sein? Hier sollte der Schöpfer seine Absicht, mithin die Absicht der ganzen Natur, sofern sie vom Gebrauch menschlicher Kräfte abhangt, verfehlt haben? Unmöglich! Jeder Wahn hierüber muß an uns liegen, die wir dem Schöpfer entweder falsche Zwecke unterschieben oder, soviel an uns ist, sie vereiteln. Da aber auch diese Vereitlung ihre Grenzen haben muß und kein Entwurf des Allweisen von einem Geschöpf seiner Gedanken verrückt werden kann, so lasset uns sicher und gewiß sein, daß, was Absicht Gottes auf unsrer Erde mit dem Menschengeschlecht ist, auch in seiner verworrensten Geschichte unverkennbar bleibe. Alle Werke Gottes haben dieses eigen, daß, ob sie gleich alle zu einem unübersehbaren Ganzen gehören, jedes dennoch auch für sich ein Ganzes ist und den göttlichen Charakter seiner Bestimmung an sich träget. So ist's mit der Pflanze und mit dem Tier; wäre es mit dem Menschen und seiner Bestimmung anders, daß Tausende etwa nur für einen, daß alle vergangenen Geschlechter für's letzte, daß endlich alle Individuen nur für die Gattung, d. i. für das Bild eines abstrakten Namens hervorgebracht wären? So spielt der Allweise nicht, er dichtet keine abgezognen Schattenträume; in jedem seiner Kinder liebet und fühlt er sich mit dem Vatergefühl, als ob dies Geschöpf das einzige seiner Welt wäre. Alle seine Mittel sind Zwecke, alle

seine Zwecke Mittel zu größern Zwecken, in denen der Unendliche allerfüllend sich offenbaret. Was also jeder Mensch ist und sein kann, das muß Zweck des Menschengeschlechts sein; und was ist dies? Humanität und Glückseligkeit auf dieser Stelle, in diesem Grad, als dies und kein andres Glied der Kette von Bildung, die durch's ganze Geschlecht reichet. Wo und wer du geboren bist, o Mensch, da bist du, der du sein solltest, verlaß die Kette nicht, noch setze dich über sie hinaus, sondern schlinge dich an sie. Nur in ihrem Zusammenhange, in dem, was du empfängest und gibst und also in beidem Fall tätig wirst, nur da wohnt für dich Leben und Friede.

Zweitens. So sehr es dem Menschen schmeichelt, daß ihn die Gottheit zu ihrem Gehülfen angenommen und seine Bildung hienieden ihm selbst und seinesgleichen überlassen habe, so zeigt doch eben dies von der Gottheit erwählte Mittel die Unvollkommenheit unsres irdischen Daseins, indem wir eigentlich Menschen noch nicht sind, sondern täglich werden. Was ist's für ein armes Geschöpf, das nichts aus sich selbst hat, das alles durch Vorbild, Lehre, Übung bekommt und wie ein Wachs darnach Gestalten annimmt! Man sehe, wenn man auf seine Vernunft stolz ist, den Spielraum seiner Mitbrüder an auf der weiten Erde oder höre ihre vieltönige dissonante Geschichte. Welche Unmenschlichkeit gäbe es, zu der sich nicht ein Mensch, eine Nation, ja oft eine Reihe von Nationen gewöhnen konnte, sogar daß ihrer viele und vielleicht die meisten das Fleisch ihrer Mitbrüder fraßen. Welche törichte Einbildung wäre denkbar, die die erbliche Tradition nicht hie oder da wirklich geheiligt hätte? Niedriger also kann kein vernünftiges Geschöpf stehen, als der Mensch steht, denn er ist lebenslang nicht nur ein Kind an Vernunft sondern sogar ein Zögling der Vernunft andrer. In welche Hände er fällt, darnach wird er gestaltet, und ich glaube nicht, daß irgendeine Form der menschlichen Sitte möglich sei, in der nicht ein Volk oder ein Individuum desselben existiert oder existiert habe. Alle Laster und Greueltaten erschöpfen sich in der Geschichte, bis endlich hie und da eine edlere Form menschlicher Gedanken und Tugenden erscheinet.

Nach dem vom Schöpfer erwählten Mittel, daß unser Geschlecht nur durch unser Geschlecht gebildet würde, war's nicht anders möglich: Torheiten mußten sich vererben, wie die sparsamen Schätze der Weisheit, der Weg der Menschen ward einem Labyrinth gleich, mit Abwegen auf allen Seiten, wo nur wenige Fußtapfen zum innersten Ziel führen. Glücklich ist der Sterbliche, der dahin ging oder führte, dessen Gedanken, Neigungen und Wünsche oder auch nur die Strahlen seines stillen Beispiels auf die schönere Humanität seiner Mitbrüder fortgewirkt haben. Nicht anders wirkt Gott auf der Erde, als durch erwählte, größere Menschen; Religion und Sprache, Künste und Wissenschaften, ja die Regierungen selbst können sich mit keiner schönern Krone schmücken, als mit diesem Palmzweige der sittlichen Fortbildung in menschlichen Seelen. Unser Leib vermodert im Grabe und unsers Namens Bild ist bald ein Schatte auf Erden; nur in der Stimme Gottes, d. i. der bildenden Tradition einverleibt, können wir auch mit namenloser Wirkung in den Seelen der Unsern tätig fortleben.

Drittens. Die Philosophie der Geschichte also, die die Kette der Tradition verfolgt, ist eigentlich die wahre Menschengeschichte, ohne welche alle äußere Weltbegebenheiten nur Wolken sind oder erschreckende Mißgestalten werden. Grausenvoll ist der Anblick, in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmern zu sehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schicksals ohne dauernde Absicht! Die Kette der Bildung allein macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menschengeist unsterblich und fortwirkend lebet. Glorreiche Namen, die in der Geschichte der Kultur als Genien des Menschengeschlechts, als glänzende Sterne in der Nacht der Zeiten schimmern! Laß es sein, daß der Verfolg der Äonen manches von ihrem Gebäude zertrümmerte und vieles Gold in den Schlamm der Vergessenheit senkte; die Mühe ihres Menschenlebens war dennoch nicht vergeblich, denn was die Vorsehung von ihrem Werk retten wollte, rettete sie in andern Gestalten. Ganz und ewig kann ohnedies kein Menschendenkmal auf der Erde dauern, da es im Strom der Generationen nur von den Händen der Zeit für die

Zeit errichtet war und augenblicklich der Nachwelt verderblich wird, sobald es ihr neues Bestreben unnötig macht oder aufhält. Auch die wandelbare Gestalt und die Unvollkommenheit aller menschlichen Wirkung lag also im Plan des Schöpfers. Torheit mußte erscheinen, damit die Weisheit sie überwinde, zerfallende Brechlichkeit auch der schönsten Werke war von ihrer Materie unzertrennlich, damit auf den Trümmern derselben eine neue bessernde oder bauende Mühe der Menschen stattfände, denn alle sind wir hier nur in einer Werkstätte der Übung. Jeder einzelne muß davon, und da es ihm sodann gleich sein kann, was die Nachwelt mit seinen Werken vornehme, so wäre es einem guten Geist sogar widrig, wenn die folgenden Geschlechter solche mit toter Stupidität anbeten und nichts eigenes unternehmen wollten. Er gönnet ihnen diese neue Mühe, denn was er aus der Welt mitnahm, war seine gestärkte Kraft, die innere reiche Frucht seiner menschlichen Übung.

Goldene Kette der Bildung also, du, die die Erde umschlingt und durch alle Individuen bis zum Thron der Vorsehung reichet, seitdem ich dich ersah und in deinen schönsten Gliedern, den Vater- und Mutter-, den Freundes- und Lehrerempfindungen verfolgte, ist mir die Geschichte nicht mehr, was sie mir sonst schien, ein Greuel der Verwüstung auf einer heiligen Erde. Tausend Schandtaten stehen da mit häßlichem Lobe verschleiert, tausend andre stehn in ihrer ganzen Häßlichkeit daneben, um allenthalben doch das sparsame, wahre Verdienst wirkender Humanität auszuzeichnen, das auf unsrer Erde immer still und verborgen ging und selten die Folgen kannte, die die Vorsehung aus seinem Leben wie den Geist aus der Masse hervorzog. Nur unter Stürmen konnte die edle Pflanze erwachsen; nur durch Entgegenstreben gegen falsche Anmaßungen mußte die süße Mühe der Menschen Siegerin werden, ja oft schien sie unter ihrer reinen Absicht gar zu erliegen. Aber sie erlag nicht. Das Samenkorn aus der Asche des Guten ging in der Zukunft desto schöner hervor und mit Blut befeuchtet, stieg es meistens zur unverwelklichen Krone. Das Maschinenwerk der Revolutionen irret mich also nicht mehr, es ist unserm Geschlecht so nötig, wie dem Strom seine Wogen, damit er nicht

ein stehender Sumpf werde. Immer verjüngt in seinen Gestalten, blüht der Genius der Humanität auf und ziehet palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter.

V. Müde und matt von allen Veränderungen des Erdenrundes nach Gegenden, Zeiten und Völkern, finden wir denn nichts auf demselben, das der gemeinschaftliche Besitz und Vorzug unsres Brudergeschlechts sei? Nichts als die Anlage zur Vernunft, Humanität und Religion, der drei Grazien des menschlichen Lebens. Alle Staaten entstanden spät und noch später entstanden in ihnen Wissenschaften und Künste; aber Familien sind das ewige Werk der Natur, die fortgehende Haushaltung, in der sie den Samen der Humanität dem Menschengeschlecht einpflanzet und selbst erziehet. Sprachen wechseln mit jedem Volk in jedem Klima; in allen Sprachen aber ist ein und dieselbe merkmalsuchende Menschenvernunft kennbar. Religion endlich, so verschieden ihre Hülle sei, auch unter dem ärmsten, rohesten Volk am Rande der Erde finden sich ihre Spuren. . . .

Woher kam nun Religion diesen Völkern? Hat jeder Elende sich seinen Gottesdienst etwa wie eine natürliche Theologie erfunden? Diese Mühseligen erfinden nichts; sie folgen in allem der Tradition ihrer Väter. Auch gab ihnen von außen zu dieser Erfindung nichts Anlaß, denn wenn sie Pfeil und Bogen, Angel und Kleid den Tieren oder der Natur ablernten, welchem Tier, welchem Naturgegenstande sahen sie Religion ab, von welchem derselben hätten sie Gottesdienst gelernet? Tradition ist also auch hier die fortpflanzende Mutter, wie ihrer Sprache und wenigen Kultur, so auch ihrer Religion und heiligen Gebräuche.

Sogleich folget hieraus, daß sich die religiöse Tradition keines andern Mittels bedienen konnte, als dessen sich die Vernunft und Sprache selbst bediente, der Symbole. Muß der Gedanke ein Wort werden, wenn er fortgepflanzt sein will, muß jede Einrichtung ein sichtbares Zeichen haben, wenn sie für andre und für die Nachwelt sein soll: wie konnte das Unsichtbare sichtbar, oder eine verlebte Geschichte den Nachkommen aufbehalten werden, als durch Worte oder Zeichen.

Daher ist auch bei den rohesten Völkern die Sprache der Religion immer die älteste, dunkelste Sprache, oft ihren Geweiheten selbst, viel mehr den Fremdlingen unverständlich. Die bedeutenden heiligen Symbole jedes Volks, so klimatisch und national sie sein mochten, wurden nämlich oft in wenigen Geschlechtern ohne Bedeutung. Kein Wunder, denn jeder Sprache, jedem Institut mit willkürlichen Zeichen müßte es so ergehen, wenn sie nicht durch den lebendigen Gebrauch mit ihren Gegenständen oft zusammengehalten würden und also im bedeutenden Andenken blieben. Bei der Religion war solche lebendige Zusammenhaltung schwer oder unmöglich, denn das Zeichen betraf entweder eine unsichtbare Idee oder eine vergangene Geschichte.

Es konnte also auch nicht fehlen, daß *die Priester, die ursprünglich Weise der Nation waren, nicht immer ihre Weisen blieben.* Sobald sie nämlich den Sinn des Symbols verloren, waren sie stumme Diener der Abgötterei oder mußten redende Lügner des Aberglaubens werden. Und sie sind's fast allenthalben reichlich geworden, nicht aus vorzüglicher Betrugsucht, sondern weil es die Sache so mit sich führte. Sowohl in der Sprache, als in jeder Wissenschaft, Kunst und Einrichtung waltet dasselbe Schicksal: der Unwissende, der reden oder die Kunst fortsetzen soll, muß verbergen, muß erdichten, muß heucheln; ein falscher Schein tritt an die Stelle der verlornen Wahrheit. Dies ist die *Geschichte aller Geheimnisse* auf der Erde, die anfangs allerdings viel Wissenswürdiges verbargen, zuletzt aber, insonderheit seitdem menschliche Weisheit sich von ihnen getrennt hatte, in elenden Tand ausarteten; und so wurden die Priester derselben bei ihrem leergewordnen Heiligtum zuletzt arme Betrüger.

Wer sie am meisten als solche darstellete, waren die *Regenten und Weisen.* Jene nämlich, die ihr hoher Stand, mit aller Macht bekleidet, gar bald auf zwanglose Ungebundenheit führte, hielten es für Pflicht ihres Standes, auch die unsichtbaren höheren Mächte einzuschränken und also die Symbole derselben als Puppenwerk des Pöbels entweder zu dulden oder zu vernichten. Daher der unglückliche Streit zwischen dem Thron und Altar bei allen

halbkultivierten Nationen, bis man endlich beide gar zu verbinden suchte und damit das unförmliche Ding eines Altars auf dem Thron oder eines Throns auf dem Altar zur Welt brachte. Notwendig mußten die entarteten Priester bei diesem ungleichen Streit allemal verlieren, denn sichtbare Macht stritt mit dem unsichtbaren Glauben, der Schatte einer alten Tradition sollte mit dem Glanz des goldenen Szepters kämpfen, den ehedem der Priester selbst geheiligt und dem Monarchen in die Hand gegeben hatte. Die Zeiten der Priesterherrschaft gingen also mit der wachsenden Kultur vorüber; der Despot, der ursprünglich seine Krone im Namen Gottes geführt hatte, fand es leichter, sie in seinem eignen Namen zu tragen, und das Volk war jetzt durch Regenten und Weise zu diesem andern Szepter gewöhnet.

Nun ist es erstens unleugbar, daß nur Religion es gewesen sei, die den Völkern allenthalben die erste Kultur und Wissenschaft brachte, ja daß diese ursprünglich nichts als eine Art religiöser Tradition waren. Unter allen wilden Völkern ist noch jetzt ihre wenige Kultur und Wissenschaft mit der Religion verbunden. Die Sprache ihrer Religion ist eine erhabnere feierliche Sprache, die nicht nur die heiligen Gebräuche mit Gesang und Tanz begleitet, sondern auch meistens von den Sagen der Urwelt ausgeht, mithin das einzige ist, was diese Völker von alten Nachrichten dem Gedächtnis der Vorwelt oder einem Schimmer der Wissenschaft übrig haben. Die Zahl und das Bemerken der Tage, der Grund aller Zeitrechnung, war oder ist überall heilig; die Wissenschaft des Himmels und der Natur, wie sie auch sein möge, haben die Magier aller Weltteile sich zugeeignet. Auch die Arznei- und Wahrsagerkunst, die Wissenschaft des Verborgnen und Auslegung der Träume, die Kunst der Charaktere, die Aussöhnung mit den Göttern, die Befriedigung der Verstorbnen, Nachrichten von ihnen — kurz das ganze dunkle Reich der Fragen und Aufschlüsse, über die der Mensch so gern beruhigt sein möchte, ist in den Händen ihrer Priester, so daß bei vielen Völkerschaften der gemeinschaftliche Gottesdienst und seine Feste beinah das einzige ist, das die unabhängigen Familien zum Schatten eines Ganzen

verbindet. Die Geschichte der Kultur wird zeigen, daß dieses bei den gebildetsten Völkern nicht anders gewesen. Ägypter und alle Morgenländer bis zum Rande der östlichen Welt hinauf, in Europa alle gebildete Nationen des Altertums, Etrusker, Griechen und Römer empfingen die Wissenschaften aus dem Schoß und unter dem Schleier religiöser Traditionen: so ward ihnen Poesie und Kunst, Musik und Schrift, Geschichte und Arzneikunst, Naturlehre und Metaphysik, Astronomie und Zeitrechnung, selbst die Sitten- und Staatslehre gegeben. Die ältesten Weisen taten nichts als das, was ihnen als Same gegeben war, sondern und zu eignen Gewächsen erziehen; welche Entwicklung sodann mit den Jahrhunderten fortging. Auch wir Nordländer haben unsre Wissenschaften in keinem als dem Gewande der Religion erhalten und so kann man kühn mit der Geschichte aller Völker sagen: der religiösen Tradition in Schrift und Sprache ist die Erde ihre Samenkörner aller höhern Kultur schuldig.

Zweitens. Die Natur der Sache selbst bestätigt diese historische Behauptung; denn was war's, das den Menschen über die Tiere erhob und auch in der rohesten Ausartung ihn verhinderte, nicht ganz zu ihnen herabzusinken? Man sagt Vernunft und Sprache. So wie er aber zur Vernunft nicht ohne Sprache kommen konnte, so konnte er zu beiden nicht anders als durch die Bemerkung des Einen im Vielen, mithin durch die Vorstellung des Unsichtbaren im Sichtbaren, durch die Verknüpfung der Ursache mit der Wirkung gelangen. Eine Art religiösen Gefühls unsichtbarer, wirkender Kräfte im ganzen Chaos der Wesen, das ihn umgab, mußte also jeder ersten Bildung und Verknüpfung abgezogner Vernunftideen vorausgehn und zum Grunde liegen. . . . Mit der Fortdauer der Seele nach dem Tode war's ein Gleiches. . . . Keine wilde Nation kann sich die Unsterblichkeit einer Menschenseele philosophisch erweisen, so wenig es vielleicht ein Philosoph tun kann; denn auch dieser vermag nur den Glauben an sie, der im menschlichen Herzen liegt, durch Vernunftgründe zu bestärken; allgemein aber ist dieser Glaube auf der Erde. . . . Religiöse Tradition hierüber und das innige Gefühl eines Daseins, das eigentlich von keiner Vernichtung weiß, geht also vor der entwickelnden

Vernunft voraus; sonst würde diese auf den Begriff der Unsterblichkeit schwerlich gekommen sein oder ihn sehr kraftlos abstrahiert haben. Und so ist der allgemeine Menschenglaube an die Fortdauer unsres Daseins die Pyramide der Religion auf allen Gräbern der Völker.

Endlich die göttlichen Gesetze und Regeln der Humanität, die sich, wenn auch nur in Resten, bei dem wildesten Volk äußern, sollten sie, nach Jahrtausenden etwa von der Vernunft ersonnen sein und diesem wandelbaren Gebilde der menschlichen Abstraktion ihre Grundfeste zu danken haben? Ich kann's, selbst der Geschichte nach, nicht glauben. Wären die Menschen wie Tiere auf die Erde gestreuet, sich die innere Gestalt der Humanität erst selbst zu erfinden, so müßten wir noch Nationen ohne Sprache, ohne Vernunft, ohne Religion und Sitten kennen, denn wie der Mensch gewesen ist, ist er noch auf der Erde. Nun sagt uns aber keine Geschichte, keine Erfahrung, daß irgendwo menschliche Orang-Utans leben.... Nein, gütige Gottheit, dem mörderischen Ungefähr überließest du dein Geschöpf nicht. Den Tieren gabst du Instinkt, dem Menschen grubest du dein Bild, Religion und Humanität in die Seele: der Umriß der Bildsäule liegt im dunkeln tiefen Marmor da, nur er kann sich nicht selbst aushauen, ausbilden. Tradition und Lehre, Vernunft und Erfahrung sollten dieses tun, und du ließest es ihm an Mitteln dazu nicht fehlen. Die Regel der Gerechtigkeit, die Grundsätze des Rechts der Gesellschaft, selbst die Monogamie als die dem Menschen natürlichste Ehe und Liebe, die Zärtlichkeit gegen Kinder, die Pietät gegen Wohltäter und Freunde, selbst die Empfindung des mächtigsten, wohltätigsten Wesens sind Züge dieses Bildes, die hie und da bald unterdrückt, bald ausgebildet sind, allenthalben aber noch die Uranlage des Menschen selbst zeigen, der er sich, sobald er sie wahrnimmt, auch nicht entsagen darf. Das Reich dieser Anlagen und ihrer Ausbildung ist die eigentliche Stadt Gottes auf der Erde, in welcher alle Menschen Bürger sind, nur nach sehr verschiednen Klassen und Stufen. Glücklich ist, wer zur Ausbreitung dieses Reichs der wahren innern Menschenschöpfung beitragen kann, er beneidet keinem Erfinder seine Wissenschaft und keinem Könige seine Krone.

Wer aber ist's nun, der uns sage, wo und wie diese aufweckende Tradition der Humanität und Religion auf der Erde entstand und sich mit so manchen Verwandelungen bis an den Rand der Welt fortbreitete, wo sie sich in den dunkelsten Resten verlieret? Wer lehrte den Menschen Sprache, wie noch jetzt jedes Kind dieselbe von andern lernet und niemand sich seine Vernunft erfindet? Welches waren die ersten Symbole, die der Mensch faßte, so daß eben im Schleier der Kosmogonie und religiöser Sagen die ersten Keime der Kultur unter die Völker kamen? Wo hangt der erste Ring der Kette unsres Geschlechts und seiner geistig-moralischen Bildung? Lasset uns sehen, was uns darüber die Naturgeschichte der Erde samt der ältesten Tradition sage.

Zwölftes Buch.

VI. Was ist das Hauptgesetz, das wir bei *allen* großen Erscheinungen der Geschichte bemerkten? Mich dünkt, dieses: daß allenthalben auf unserer Erde werde, was auf ihr werden kann, teils nach Lage und Bedürfnis des Orts, teils nach Umständen und Gelegenheiten der Zeit, teils nach dem angebornen oder sich erzeugenden Charakter der Völker. Setzet lebendige Menschenkräfte in bestimmte Verhältnisse ihres Orts und Zeitmaßes auf der Erde, und es ereignen sich alle Veränderungen der Menschengeschichte. Hier kristallisieren sich Reiche und Staaten, dort lösen sie sich auf und gewinnen andre Gestalten; hier wird aus einer Nomadenhorde ein Babylon, dort aus einem bedrängten Ufervolk ein Tyrus; hier bildet in Afrika sich ein Ägypten, dort in der Wüste Arabiens ein Judenstaat, und das alles in einer Weltgegend, in nachbarlicher Nähe gegeneinander. Nur Zeiten, nur Örter und Nationalcharaktere, kurz das ganze Zusammenwirken lebendiger Kräfte in ihrer bestimmtesten Individualität entscheidet, wie über alle Erzeugungen der Natur, so über alle Ereignisse im Menschenreiche. Lasset uns dies herrschende Gesetz der Schöpfung in das Licht stellen, das ihm gebühret.

1. Lebendige Menschenkräfte sind die Triebfeder der Menschengeschichte; und da der Mensch

seinen Ursprung von und in einem Geschlecht nimmt, so wird hiemit schon seine Bildung, Erziehung und Denkart genetisch. Daher jene sonderbaren Nationalcharaktere, die, den ältesten Völkern so tief eingeprägt, sich in allen ihren Wirkungen auf der Erde unverkennbar zeichnen. Wie eine Quelle von dem Boden, auf dem sie sich sammlete, Bestandteile, Wirkungskräfte und Geschmack annimmt, so entsprang der alte Charakter der Völker aus Geschlechtszügen, der Himmelsgegend, der Lebensart und Erziehung, aus den frühen Geschäften und Taten, die diesem Volk eigen wurden. Tief drangen die Sitten der Väter ein und wurden des Geschlechts inniges Vorbild. Eine Probe davon möge die Denkart der Juden sein, die uns aus ihren Büchern und Beispielen am meisten bekannt ist: im Lande der Väter wie in der Mitte andrer Nationen blieben sie, was sie waren, und sind sogar in der Vermischung mit andern Völkern einige Geschlechter hinab kenntlich. Mit allen Völkern des Altertums, Ägyptern, Sinesen, Arabern, Hindus usw. war es und ist's ein Gleiches. Je eingeschlossener sie lebten, ja oft je mehr sie bedrängt wurden, desto fester ward ihr Charakter, so daß, wenn jede dieser Nationen auf ihrer Stelle geblieben wäre, man die Erde als einen Garten ansehen könnte, wo hier diese, dort jene menschliche Nationalpflanze in ihrer eignen Bildung und Natur blühet, wo hier diese, dort jene Tiergattung, jede nach ihrem Triebe und Charakter ihr Geschäft treibet.

Da aber die Menschen keine festgewurzelten Pflanzen sind, so konnten und mußten sie mit der Zeit, oft durch harte Zufälle des Hungers, Erdbebens, Krieges usw., ihren Ort verändern und baueten sich in einer andern Gegend mehr oder minder anders an. Denn wenn sie gleich mit einer Hartnäckigkeit, die fast dem Instinkt der Tiere gleichet, bei den Sitten ihrer Väter blieben und ihre neuen Berge, Flüsse, Städte und Einrichtungen auch sogar mit Namen ihres Urlandes benannten, so war doch bei einer großen Veränderung der Luft und des Bodens ein ewiges Einerlei in allem nicht möglich. Hier also kam das verpflanzte Volk darauf, sich selbst ein Wespennest oder einen Ameishaufen zu bauen nach seiner Weise. Der Bau ward aus Ideen des Urlandes und ihres neuen Landes zusammen-

gesetzt, und meistens heißt diese Einrichtung die jugendliche Blüte der Völker. So richteten sich die vom Roten Meere gewichenen Phönizier an der mittelländischen Küste ein; so wollte Moses die Israeliten einrichten; so ist's mit mehreren Völkern Asiens gewesen; denn fast jede Nation der Erde ist früher oder später, länger oder kürzer, wenigstens einmal gewandert. Leicht zu erachten ist's, daß es hiebei sehr auf die Zeit ankam, wenn diese Wanderung geschah, auf die Umstände, die solche bewirkten, auf die Länge des Weges, die Art von Kultur, mit der das Volk ausging, die Übereinstimmung oder Mißhelligkeit, die es in seinem neuen Lande antraf usw. Auch bei unvermischten Völkern wird daher die historische Rechnung bloß schon aus geographisch-politischen Gründen so verwickelt, daß es einen hypothesenfreien Geist erfodert, den Faden nicht zu verlieren. Am meisten verliert man ihn, wenn man irgend einen Stamm der Völker zum Liebling annimmt und, was nicht er ist, verachtet. Der Geschichtschreiber der Menschheit muß, wie der Schöpfer unsres Geschlechts oder wie der Genius der Erde, unparteiisch sehen und leidenschaftlos richten. Dem Naturforscher, der zur Kenntnis und Ordnung aller Klassen seiner Reiche gelangen will, ist Rose und Distel, das Stink- und Faultier mit dem Elefanten gleich lieb; er untersucht das am meisten, wobei er am meisten lernet. Nun hat die Natur die ganze Erde ihren Menschenkindern gegeben und auf solcher hervorkeimen lassen, was nach Ort, Zeit und Kraft irgend nur hervorkeimen konnte. Alles, was sein kann, ist; alles, was werden kann, wird, wo nicht heut, so morgen. Das Jahr der Natur ist lang; die Blüte ihrer Pflanzen ist so vielfach, als diese Gewächse selbst sind und die Elemente, die sie nähren. In Indien, Ägypten, Sina geschah, was sonst nie und nirgend auf der Erde geschehen wird, also in Kanaan, Griechenland, Rom, Karthago. Das Gesetz der Notwendigkeit und und Konvenienz, das aus Kräften, Ort und Zeit zusammengesetzt ist, bringt überall andre Früchte.

2. Wenn's also vorzüglich darauf ankommt, *in welche Zeit und Gegend die Entstehung eines Reichs fiel, aus welchen Teilen es bestand, und welche äußere Umstände es umgaben*, so sehen wir, liegt

in diesen Zügen auch ein großer Teil von dieses Reiches Schicksal. Eine Monarchie, von Nomaden gebildet, die ihre Lebensart auch politisch fortsetzt, wird schwerlich von einer langen Dauer sein; sie zerstört und unterjocht, bis sie selbst zerstört wird; die Einnahme der Hauptstadt und oft der Tod eines Königs allein endet ihre ganze Räuberszene. So war's mit Babel und Ninive, mit Persepolis und Ekbatana, so ist's in Persien noch. Das Reich der Moguls in Indien hat fast sein Ende gefunden, und das Reich der Türken wird es finden, solange sie Chaldäer, d. i. fremde Eroberer bleiben und keinen sittlichern Grund ihres Regiments legen. . . .

Ganz anders ist's mit Staaten, die, aus ihrer Wurzel erwachsen, auf sich selbst ruhen; sie können überwältigt werden, aber die Nation dauret. So ist's mit Sina; man weiß, was den Überwindern daselbst die Einführung einer bloßen Sitte, des mongolischen Haarscherens, für Mühe gekostet habe. So mit den Bramanen und Israeliten, die bloß ihr Zeremoniengeist von allen Völkern der Erde auf ewig sondert. So widerstand Ägypten lange der Vermischung mit andern Völkern; und wie schwer ward's, die Phönizier auszurotten, bloß weil sie an dieser Stelle ein gewurzeltes Volk waren! . . .

Hieraus ergibt sich, warum die alten Staatsverfassungen so sehr auf Bildung der Sitten durch die Erziehung sahen, da von dieser Triebfeder ihre ganze innere Stärke abhing. Neuere Reiche sind auf Geld oder mechanische Staatskünste, jene waren auf die ganze Denkart der Nation von Kindheit auf gebauet; und da es für die Kindheit keine wirksamere Triebfeder als Religion gibt, so waren die meisten alten, insonderheit asiatischen Staaten mehr oder minder theokratisch. Ich weiß, wie sehr man diesen Namen hasse, dem man größtenteils alles Übel zuschreibt, das je die Menschheit gedrückt hat; auch werde ich keinem seiner Mißbräuche das Wort reden; aber das ist zugleich wahr, daß diese Regierungsform der Kindheit unsres Geschlechts nicht nur angemessen, sondern auch notwendig gewesen, sonst hätte sie sich gewiß nicht so weit erstreckt und so lange erhalten. Von Ägypten bis Sina, ja beinah in allen Ländern der Erde hat sie geherrschet, so daß Griechenland das erste Land war, das seine Gesetzgebung

allmählich von der Religion trennte. Und da eine jede Religion politisch um so viel mehr wirket, je mehr die Gegenstände derselben, ihre Götter und Helden mit allen ihren Taten Einheimische waren, so sehen wir, daß jede alte, festgewurzelte Nation sogar ihre Kosmogonie und Mythologie dem Lande zugeeignet hatte, das sie bewohnte. Die einzigen Israeliten zeichnen sich auch darin von allen ihren Nachbarn aus, daß sie weder die Schöpfung der Welt noch des Menschen ihrem Lande zudichten. Ihr Gesetzgeber war ein aufgeklärter Fremdling, der das Land ihres künftigen Besitzes nicht erreichte; ihre Vorfahren hatten anderswo gelebt, ihr Gesetz war außerhalb Landes gegeben. Wahrscheinlich trug dies nachher mit dazu bei, daß die Juden, wie beinah keine der alten Nationen, sich auch außer ihrem Lande so wohl behalfen. . . .

3. Endlich sehen wir aus dem ganzen Erdstrich, den wir durchwandert haben, *wie hinfällig alles Menschenwerk, ja wie drückend auch die beste Einrichtung in wenigen Geschlechtern werde.* Die Pflanze blühet und blühet ab; eure Väter starben und verwesen; euer Tempel zerfällt; dein Orakelzelt, deine Gesetztafeln sind nicht mehr; das ewige Band der Menschen, die Sprache selbst, veraltet. Wie? und *eine* Menschenverfassung, *eine* politische oder Religionseinrichtung, die doch nur auf diese Stücke gebauet sein kann, sie sollte, sie wollte ewig dauern? So würden dem Flügel der Zeit Ketten angelegt, und der rollende Erdball zu einer trägen Eisscholle über dem Abgrunde. . . . Die Tradition ist eine an sich vortreffliche, unserm Geschlecht unentbehrliche Naturordnung; sobald sie aber sowohl in praktischen Staatsanstalten als im Unterricht alle Denkkraft fesselt, allen Fortgang der Menschenvernunft und Verbesserung nach neuen Umständen und Zeiten hindert, so ist sie das wahre Opium des Geistes sowohl für Staaten als Sekten und einzelne Menschen. Das große Asien, die Mutter aller Aufklärung unsrer bewohnten Erde, hat von diesem süßen Gift viel gekostet und andern zu kosten gegeben. Große Staaten und Sekten in ihm schlafen, wie nach der Fabel der heilige Johannes in seinem Grabe schläft; er atmet sanft, aber seit fast zweitausend Jahren ist er gestorben und harret schlummernd, bis sein Erwecker kommt.

Dreizehntes Buch.

VII. Wir haben die Geschichte dieses merkwürdigen Erdstrichs von mehreren Seiten betrachtet, weil sie zur Philosophie der Geschichte gewissermaßen ein einziges Datum ist unter allen Völkern der Erde. Nicht nur sind die Griechen von der Zumischung fremder Nationen befreit und in ihrer ganzen Bildung sich eigen geblieben, sondern sie haben auch ihre Perioden so ganz durchlebt und von den kleinsten Anfängen der Bildung die ganze Laufbahn derselben so vollständig durchschritten als sonst kein andres Volk der Geschichte. Entweder sind die Nationen des festen Landes bei den ersten Anfängen der Kultur stehen geblieben und haben solche in Gesetzen und Gebräuchen unnatürlich verewigt, oder sie wurden, ehe sie sich auslebten, eine Beute der Eroberung; die Blume ward abgemähet, ehe sie zum Flor kam. Dagegen genoß Griechenland ganz seiner Zeiten; es bildete an sich aus, was es ausbilden konnte, zu welcher Vollkommenheit ihm abermals das Glück seiner Umstände half. Auf dem festen Lande wäre es gewiß bald die Beute eines Eroberers worden wie seine asiatischen Brüder; hätten Darius und Xerxes ihre Absichten an ihm erreicht, so wäre keine Zeit des Perikles erschienen. Oder hätte ein Despot über die Griechen geherrschet, er wäre nach dem Geschmack aller Despoten bald selbst ein Eroberer worden und hätte, wie Alexander es tat, mit dem Blut seiner Griechen ferne Flüsse gefärbet; auswärtige Völker wären in ihr Land gemischt, sie in auswärtigen Ländern sieghaft umhergestreuet worden usw. Gegen das alles schützte sie nun ihre mäßige Macht, selbst ihr eingeschränkter Handel, der sich nie über die Säulen Herkules' und des Glückes hinausgewaget. Wie also der Naturlehrer seine Pflanze nur dann vollständig betrachten kann, wenn er sie von ihrem Samen und Keim aus bis zur Blüte und Abblüte kennet, so wäre uns die griechische Geschichte eine solche Pflanze. Schade nur, daß nach dem gewohnten Gange dieselbe bisher noch lange nicht wie die römische ist bearbeitet worden. Meines Orts ist's jetzo, aus dem, was gesagt worden, einige Gesichtspunkte auszuzeichnen, die aus diesem wichtigen Beitrage für die gesamte Menschengeschichte dem Auge

des Betrachters zunächst vorliegen. Und da wiederhole ich zuerst den großen Grundsatz:

Erstlich. Was im Reich der Menschheit nach dem Umfange gegebner National-, Zeit- und Ortumstände geschehen kann, geschiehet in ihm wirklich. Griechenland gibt hievon die reichsten und schönsten Erweise.

In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder; wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmäßig finden. Wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden? Setzet Sinesen nach Griechenland, und es wäre unser Griechenland nie entstanden; setzt unsre Griechen dahin, wohin Darius die gefangenen Eretrier führte, sie werden kein Sparta und Athen bilden. Betrachtet Griechenland jetzt: ihr findet die alten Griechen, ja oft ihr Land nicht mehr. Sprächen sie nicht noch einen Rest ihrer Sprache, sähet ihr nicht noch Trümmern ihrer Denkart, ihrer Kunst, ihrer Städte oder wenigstens ihre alten Flüsse und Berge, so müßtet ihr glauben, das alte Griechenland sei euch als eine Insel der Kalypso oder des Alcinous vorgedichtet worden. Wie nun diese neuern Griechen nur durch die Zeitfolge in einer gegebenen Reihe von Ursachen und Wirkungen das worden sind, was sie wurden, nicht minder jene alten, nicht minder jede Nation der Erde. Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.

So einfach dieser Grundsatz ist, so aufklärend und nützlich wird er in Behandlung der Geschichte der Völker. Jeder Geschichtforscher ist mit mir einig, daß ein nutzloses Anstaunen und Lernen derselben den Namen der Geschichte nicht verdiene; und ist dies, so muß bei jeder ihrer Erscheinungen, wie bei einer Naturbegebenheit, der überlegende Verstand mit seiner ganzen Schärfe wirken. Im Erzählen der Geschichte wird dieser also die größeste Wahrheit, im Fassen und Beurteilen den vollständigsten Zusammenhang suchen und nie eine Sache, die ist oder geschieht, durch eine andre, die nicht ist, zu erklären streben. Mit diesem strengen Grundsatz verschwinden alle Ideale, alle Phantome eines Zauberfeldes; überall sucht

man, rein zu sehen, was da ist, und sobald man dies sah, fällt meistens auch die Ursache in die Augen, warum es nicht anders als also sein konnte. Sobald das Gemüt an der Geschichte sich diese Gewohnheit eigen gemacht hat, hat es den Weg der gesunderen Philosophie gefunden, den es außer der Naturgeschichte und Mathematik schwerlich anderswo finden konnte.

Eben dieser Philosophie zufolge werden wir uns also zuerst und vorzüglich hüten, den Taterscheinungen der Geschichte verborgne einzelne Absichten eines uns unbekannten Entwurfs der Dinge oder gar die magische Einwirkung unsichtbarer Dämonen anzudichten, deren Namen man bei Naturerscheinungen auch nur zu nennen sich nicht getraute. Das Schicksal offenbart seine Absichten durch das, was geschieht, und wie es geschiehet; also entwickelt der Betrachter der Geschichte diese Absichten bloß aus dem, was da ist und sich in seinem ganzen Umfange zeiget. Warum waren die aufgeklärten Griechen in der Welt? Weil sie da waren und unter solchen Umständen nicht anders als aufgeklärte Griechen sein konnten. Warum zog Alexander nach Indien? Weil er Philipps Sohn Alexander war und nach den Anstalten seines Vaters, nach den Taten seiner Nation, nach seinem Alter und Charakter, nach seinem Lesen Homers usw. nichts Bessers zu tun wußte. Legten wir seinem raschen Entschluß verborgene Absichten einer höheren Macht und seinen kühnen Taten eine eigne Glücksgöttin unter, so liefen wir Gefahr, dort seine schwärzesten Unbesonnenheiten zu göttlichen Endzwecken zu machen, hier seinen persönlichen Mut und seine Kriegsklugheit zu schmälern, überall aber der ganzen Begebenheit ihre natürliche Gestalt zu rauben. Wer in der Naturgeschichte den Feenglauben hätte, daß unsichtbare Geister die Rose schminken oder den silbernen Tau in ihren Kelch tröpfeln; wer den Glauben hätte, daß kleine Lichtgeister den Leib des Nachtwurms zu ihrer Hülle nehmen oder auf dem Schweif des Pfauen spielen, der mag ein sinnreicher Dichter sein, nie wird er als Natur- oder als Geschichtforscher glänzen. Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa wohl sein könnte.

Zweitens. Was von einem Volk gilt, gilt auch

von der Verbindung mehrerer Völker untereinander; sie stehen zusammen wie Zeit und Ort sie band; sie wirken aufeinander, wie der Zusammenhang lebendiger Kräfte es bewirkte.

Auf die Griechen haben Asiaten und sie auf jene zurückgewirket. Römer, Goten, Türken, Christen übermanneten sie, und Römer, Goten, Christen haben von ihnen mancherlei Mittel der Aufklärung erhalten. Wie hangen diese Dinge zusammen? Durch Ort, Zeit und die natürliche Wirkung lebendiger Kräfte. Die Phönizier brachten ihnen Buchstaben; sie hatten aber diese Buchstaben nicht für sie erfunden; sie brachten ihnen solche, weil sie eine Kolonie zu ihnen schickten. So war's mit den Hellenen und Ägyptern, so mit den Griechen, da sie gen Baktra zogen; so ist's mit allen Geschenken der Muse, die wir von ihnen erhielten. Homer sang, aber nicht für uns; nur weil er zu uns kam, haben wir ihn und dürfen von ihm lernen. Hätte ihn uns ein Umstand der Zeitfolge geraubt, wie so viel andre vortreffliche Werke: wer wollte mit der Absicht eines geheimen Schicksals rechten, wenn er die natürlichen Ursachen seines Unterganges vor sich siehet? Man gehe die verlornen und erhaltenen Schriften, die verschwundenen und übrig gebliebenen Werke der Kunst samt den Nachrichten über ihre Erhaltung und Zerstörung durch und wage es, die Regel anzuzeigen, nach welcher in einzelnen Fällen das Schicksal erhielt oder zerstörte. Aristoteles ward in einem Exemplar unter der Erde, andre Schriften als verworfne Pergamente in Kellern und Kisten, der Spötter Aristophanes unter dem Kopfkissen des h. Chrysostomus erhalten, damit dieser aus ihm predigen lernte; und so sind die verworfensten, kleinsten Wege gerade diejenigen gewesen, von denen unsre ganze Aufklärung abhing. Nun ist unsre Aufklärung unstreitig ein großes Ding in der Weltgeschichte, sie hat fast alle Völker in Aufruhr gebracht und legt jetzt mit Herschel die Milchstraßen des Himmels wie Strata auseinander. Und dennoch, von welchen kleinen Umständen hing sie ab, die uns das Glas und einige Bücher brachten, so daß wir ohne diese Kleinigkeiten vielleicht noch wie unsere alten Brüder, die unsterblichen Scythen, mit Weibern und Kindern auf Wagenhäusern führen. Hätte die Reihe der Be-

gebenheiten es gewollt, daß wir statt griechischer mongolische Buchstaben erhalten sollten, so schrieben wir jetzt mongolisch, und die Erde ginge deshalb mit ihren Jahren und Jahrszeiten ihren großen Gang fort, eine Ernährerin alles dessen, was nach göttlichen Naturgesetzen auf ihr lebet und wirket.

Drittens. Die Kultur eines Volks ist die Blüte seines Daseins, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret.

Wie der Mensch, der auf die Welt kommt, nichts weiß — er muß, was er wissen will, lernen — so lernt ein rohes Volk durch Übung für sich oder durch Umgang von andern. Nun hat aber jede Art der menschlichen Kenntnisse ihren eignen Kreis, d. i. ihre Natur, Zeit, Stelle und Lebensperiode; die griechische Kultur z. B. erwuchs nach Zeiten, Orten und Gegenständen und sank mit denselben. Einige Künste und die Dichtkunst gingen der Philosophie zuvor; wo die Kunst oder die Rednerei blühte, durfte nicht eben auch die Kriegskunst oder die patriotische Tugend blühen; die Redner Athens bewiesen ihren größesten Enthusiasmus, da es mit dem Staat zu Ende ging, und seine Redlichkeit hin war.

Aber das haben alle Gattungen menschlicher Aufklärung gemein, daß jede zu einem Punkt der Vollkommenheit strebet, der, wenn er durch einen Zusammenhang glücklicher Umstände hier oder dort erreicht ist, sich weder ewig erhalten noch auf der Stelle wiederkommen kann, sondern eine abnehmende Reihe anfängt. Jedes vollkommenste Werk nämlich, sofern man von Menschen Vollkommenheit fodern kann, ist ein Höchstes in seiner Art; hinter ihm sind also bloß Nachahmungen oder unglückliche Bestrebungen, es übertreffen zu wollen, möglich. Als Homer gesungen hatte, war in seiner Gattung kein zweiter Homer denkbar; jener hatte die Blüte des epischen Kranzes gepflückt, und wer auf ihn folgte, mußte sich mit einzelnen Blättern begnügen. Die griechischen Trauerspieldichter wählten sich also eine andre Laufbahn; sie aßen, wie Äschylus sagt, vom Tisch Homers, bereiteten aber für ihr Zeitalter ein anderes Gastmahl. Auch ihre Periode ging vorüber; die Gegenstände des Trauerspiels erschöpften sich und konnten von den Nachfolgern der größesten Dichter

nur verändert, d. i. in einer schlechtern Form gegeben werden, weil die bessere, die höchstschöne Form des griechischen Drama mit jenen Mustern schon gegeben war. Trotz aller seiner Moral konnte Euripides nicht mehr an Sophokles reichen, geschweige, daß er ihn im Wesen seiner Kunst zu übertreffen vermocht hätte, und der kluge Aristophanes wählte daher eine andre Laufbahn. So war's mit allen Gattungen der griechischen Kunst, und wird unter allen Völkern also bleiben; ja, daß die Griechen in ihren schönern Zeiten dieses Naturgesetz einsahn und ein Höchstes durch ein noch Höheres nicht zu überstreben suchten, das eben machte ihren Geschmack so sicher und die Ausbildung desselben so mannigfaltig. Als Phidias seinen allmächtigen Jupiter erschaffen hatte, war kein höherer Jupiter möglich; wohl aber konnte das Ideal desselben auch auf andere Götter seines Geschlechts angewandt werden, und so erschuf man jedem Gott seinen Charakter: die ganze Provinz der Kunst ward bepflanzet.

Arm und klein wäre es also, wenn wir unsre Liebe zu irgend einem Gegenstande menschlicher Kultur der allwaltenden Vorsehung als Regel vorzeichnen wollten, um dem Augenblick, in welchem er allein Platz gewinnen konnte, eine unnatürliche Ewigkeit zu geben. Es hieße diese Bitte nichts anders, als das Wesen der Zeit zu vernichten und die ganze Natur der Endlichkeit zu zerstören. Unsere Jugend kommt nicht wieder; mithin auch nie die Wirkung unsrer Seelenkräfte, wie sie dann und dort war. Eben daß die Blume erschien, zeigt, daß sie verblühen werde; von der Wurzel aus hat sie die Kräfte der Pflanze in sich gezogen, und wenn sie stirbt, stirbt die Pflanze ihr nach. Unglücklich wäre es gewesen, wenn die Zeit, die einen Perikles und Sokrates hervorbrachte, nur ein Moment länger hätte dauren sollen, als ihr die Kette der Umstände Dauer bestimmte; es war für Athen ein gefährlicher, unerträglicher Zeitpunkt. Ebenso eingeschränkt wäre es, wenn die Mythologie Homers in den Gemütern der Menschen ewig dauern, die Götter der Griechen ewig herrschen, ihre Demosthene ewig donnern sollen u. f. Jede Pflanze der Natur muß verblühen; aber die verblühete Pflanze streut ihren Samen weiter, und dadurch erneuet sich die lebendige Schöpfung. Shakespeare war kein So-

phokles, Milton kein Homer, Bolingbroke kein Perikles; sie waren aber das in ihrer Art und auf ihrer Stelle, was jene in der ihrigen waren. Jeder strebe also auf seinem Platz zu sein, was er in der Folge der Dinge sein kann; dies soll er auch sein, und ein andres ist für ihn nicht möglich.

Viertens. Die Gesundheit und Dauer eines Staats beruhet nicht auf dem Punkt seiner höchsten Kultur, sondern auf einem weisen oder glücklichen Gleichgewicht seiner lebendig wirkenden Kräfte. Je tiefer bei diesem lebendigen Streben sein Schwerpunkt liegt, desto fester und daurender ist er.

Worauf rechneten jene alten Einrichter der Staaten? Weder auf träge Ruhe noch auf ein Äußerstes der Bewegung, wohl aber auf Ordnung und eine richtige Verteilung der nie schlafenden, immer erweckten Kräfte. Das Prinzipium dieser Weisen war eine der Natur abgelernte echte Menschenweisheit. Jedesmal, da ein Staat auf seine Spitze gestellt ward, gesetzt, daß es auch vom glänzendsten Mann unter dem blendendsten Vorwande geschehen wäre, geriet er in Gefahr des Unterganges und kam zu seiner vorigen Gestalt nur durch eine glückliche Gewalt wieder. So stand Griechenland gegen die Perser auf einer fürchterlichen Spitze; so strebten Athen, Lacedämon und Theben zuletzt mit äußerster Anstrengung gegeneinander, welches dem ganzen Griechenlande den Verlust der Freiheit zuzog. Gleichergestalt stellte Alexander mit seinen glänzenden Siegen das ganze Gebäude seines Staats auf eine Kegelspitze; er starb, der Kegel fiel und zerschellte. Wie gefährlich Alcibiades und Perikles für Athen gewesen, beweiset ihre Geschichte; ob es gleich ebenso wahr ist, daß Zeitpunkte dieser Art, zumal wenn sie bald und glücklich ausgehen, seltene Wirkungen zum Vorschein bringen und unglaubliche Kräfte regen. Alles Glänzende Griechenlandes ist durch die rege Wirksamkeit vieler Staaten und lebendiger Kräfte, alles Daurende und Gesunde seines Geschmacks und seiner Verfassung dagegen ist nur durch ein weises, glückliches Gleichgewicht seiner strebenden Kräfte bewirkt worden. Jedesmal war das Glück seiner Einrichtungen um so daurender und edler,

je mehr es sich auf Humanität, d. i. auf Vernunft und Billigkeit, stützte. . . .

Fünfzehntes Buch.

II. . . . Alle Irrtümer des Menschen sind ein Nebel der Wahrheit; alle Leidenschaften seiner Brust sind wildere Triebe einer Kraft, die sich selbst noch nicht kennet, die ihrer Natur nach aber nicht anders als auf's Bessere wirket. Auch die Stürme des Meers, oft zertrümmernd und verwüstend, sind Kinder einer harmonischen Weltordnung und müssen derselben wie die säuselnden Zephyrs dienen. Gelänge es mir, einige Bemerkungen ins Licht zu setzen, die diese erfreuliche Wahrheit uns vergewissern!

1. Wie die Stürme des Meers seltner sind als seine regelmäßigen Winde, so ist's auch im Menschengeschlecht eine gütige Naturordnung, daß *weit weniger Zerstörer als Erhalter in ihm geboren werden.*

Im Reich der Tiere ist es ein göttliches Gesetz, daß weniger Löwen und Tiger als Schafe und Tauben möglich und wirklich sind; in der Geschichte ist's eine ebenso gütige Ordnung, daß der Nebukadnezars und Cambyses', der Alexander und Sulla, der Attila und Dschengiskhane eine weit geringere Anzahl ist als der sanftern Feldherren oder der stillen, friedlichen Monarchen. Zu jenen gehören entweder sehr unregelmäßige Leidenschaften und Mißanlagen der Natur, durch welche sie der Erde statt freundlicher Sterne wie flammende Meteore erscheinen, oder es treten meistens sonderbare Umstände der Erziehung, seltne Gelegenheiten einer frühen Gewohnheit, endlich gar harte Bedürfnisse der feindseligen politischen Not hinzu, um die sogenannten Geißeln Gottes gegen das Menschengeschlecht in Schwung zu bringen und darin zu erhalten. Wenn also zwar die Natur unsertwegen freilich nicht von ihrem Gange ablassen wird, unter den zahllosen Formen und Komplexionen, die sie hervorbringt, auch dann und wann Menschen von wilden Leidenschaften, Geister zum Zerstören und nicht zum Erhalten ans Licht der Welt zu senden, so steht es eben ja auch in der Gewalt der Menschen, diesen Wölfen und Tigern ihre Herde nicht anzuvertraun, sondern sie vielmehr durch Gesetze der Humanität selbst zu zähmen. Es gibt keine Auerochsen

mehr in Europa, die sonst allenthalben ihr waldichtes Gebiet hatten; auch die Menge der afrikanischen Ungeheuer, die Rom zu seinen Kampfspielen brauchte, ward ihm zuletzt schwer zu erjagen. Je mehr die Kultur der Länder zunimmt, desto enger wird die Wüste, desto seltner ihre wilden Bewohner. Gleichergestalt hat auch in unserm Geschlecht die zunehmende Kultur der Menschen schon diese natürliche Wirkung, daß sie mit der tierischen Stärke des Körpers auch die Anlage zu wilden Leidenschaften schwächt und ein zärteres menschliches Gewächs bildet. Nun sind bei diesem allerdings auch Unregelmäßigkeiten möglich, die oft um so verderblicher wüten, weil sie sich auf eine kindische Schwäche gründen, wie die Beispiele so vieler morgenländischen und römischen Despoten zeigen; allein da ein verwöhntes Kind immer doch eher zu bändigen ist als ein blutdürstiger Tiger, so hat uns die Natur mit ihrer mildernden Ordnung zugleich den Weg gezeigt, wie auch wir durch wachsenden Fleiß das Regellose regeln, das unersättlich Wilde zähmen sollen und zähmen dürfen. Gibt es keine Gegenden voll Drachen mehr, gegen welche jene Riesen der Vorzeit ausziehen müßten: gegen Menschen selbst haben wir keine zerstörenden Herkuleskräfte nötig. Helden von dieser Sinnesart mögen auf dem Kaukasus oder in Afrika ihr blutiges Spiel treiben und den Minotaurus suchen, den sie erlegen; die Gesellschaft, in welcher sie leben, hat das ungezweifelte Recht, alle flammenspeiende Stiere Geryons selbst zu bekämpfen. Sie leidet, wenn sie sich ihnen gutwillig zum Raube hingibt, durch ihre eigne Schuld, wie es die eigne Schuld der Völker war, daß sie sich gegen das verwüstende Rom nicht mit aller Macht einer gemeinschaftlichen Verbindung zur Freiheit der Welt verknüpften.

2. *Der Verfolg der Geschichte zeigt, daß mit dem Wachstum wahrer Humanität auch der zerstörenden Dämonen des Menschengeschlechts wirklich weniger geworden sei, und zwar nach innern Naturgesetzen einer sich aufklärenden Vernunft und Staatskunst.*

Je mehr die Vernunft unter den Menschen zunimmt, desto mehr muß man's von Jugend auf einsehen lernen, daß es eine schönere Größe gibt als die menschenfeindliche

Tyrannengröße, daß es besser und selbst schwerer sei, ein Land zu bauen als es zu verwüsten, Städte einzurichten als solche zu zerstören. Die fleißigen Ägypter, die sinnreichen Griechen, die handelnden Phönizier haben in der Geschichte nicht nur eine schönere Gestalt, sondern sie genossen auch während ihres Daseins ein viel angenehmeres und nützlicheres Leben als die zerstörenden Perser, die erobernden Römer, die geizigen Karthaginenser. Das Andenken jener blühet noch in Ruhm, und ihre Wirkung auf Erden ist mit wachsender Kraft unsterblich; dagegen die Verwüster mit ihrer dämonischen Übermacht nichts anders erreichten, als daß sie auf dem Schutthaufen ihrer Beute ein üppiges, elendes Volk wurden und zuletzt selbst den Giftbecher einer ärgern Vergeltung tranken. Dies war der Fall der Assyrer, Babylonier, Perser, Römer; selbst den Griechen hat ihre innere Uneinigkeit, sowie in manchen Provinzen und Städten ihre Üppigkeit, mehr als das Schwert der Feinde geschadet. Da nun diese Grundsätze eine Naturordnung sind, die sich nicht etwa nur durch einige Fälle der Geschichte als durch zufällige Exempel beweiset, sondern die auf sich selbst, d. i. auf der Natur der Unterdrückung und einer überstrengten Macht oder auf den Folgen des Sieges, der Üppigkeit und dem Hochmut, wie auf Gesetzen eines gestörten Gleichgewichts, ruhet und mit dem Lauf der Dinge ihren gleich ewigen Gang hält: warum sollte man zweifeln müssen, daß diese Naturgesetze nicht auch wie jede andre erkannt und, je kräftiger sie eingesehen werden, mit der unfehlbaren Gewalt einer Naturwahrheit wirken sollten? Was sich zur mathematischen Gewißheit und auf einen politischen Kalkul bringen läßt, muß später oder früher als Wahrheit erkannt werden; denn an Euklides Sätzen oder am Einmaleins hat noch niemand gezweifelt.

Selbst unsre kurze Geschichte beweiset es daher schon klar, daß mit der wachsenden wahren Aufklärung der Völker die menschenfeindlichen, sinnlosen Zerstörungen derselben sich glücklich vermindert haben. Seit Roms Untergange ist in Europa kein kultiviertes Reich mehr entstanden, das seine ganze Einrichtung auf Kriege und Eroberungen gebauet hätte; denn die verheerenden Nationen der mittlern Zeiten waren rohe, wilde Völker. Je mehr

aber auch sie Kultur empfingen und ihr Eigentum lieb gewinnen lernten, desto mehr drang sich ihnen unvermerkt, ja oft wider ihren Willen, der schönere, ruhige Geist des Kunstfleißes, des Ackerbaues, des Handels und der Wissenschaft auf. Man lernte nutzen, ohne zu vernichten, weil das Vernichtete sich nicht mehr nutzen läßt, und so ward mit der Zeit, gleichsam durch die Natur der Sache selbst, ein friedliches Gleichgewicht zwischen den Völkern, weil nach Jahrhunderten wilder Befehdung es endlich alle einsehen lernten, daß der Zweck, den jeder wünschte, sich nicht erreichen ließe, als daß sie gemeinschaftlich dazu beitrügen. Selbst der Gegenstand des scheinbar größesten Eigennutzes, der Handel, hat keinen andern als diesen Weg nehmen mögen, weil er Ordnung der Natur ist, gegen welche alle Leidenschaften und Vorurteile am Ende nichts vermögen. Jede handelnde Nation Europas beklaget es jetzt und wird es künftig noch mehr beklagen, was sie einst des Aberglaubens oder des Neides wegen sinnlos zerstörte. Je mehr die Vernunft zunimmt, desto mehr muß die erobernde eine handelnde Schiffahrt werden, die auf gegenseitiger Gerechtigkeit und Schonung, auf einen fortgehenden Wetteifer in übertreffendem Kunstfleiße, kurz, auf Humanität und ihren ewigen Gesetzen ruhet.

Inniges Vergnügen fühlt unsre Seele, wenn sie den Balsam, der in den Naturgesetzen der Menschheit liegt, nicht nur empfindet, sondern ihn auch kraft seiner Natur sich unter den Menschen wider ihren Willen ausbreiten und Raum schaffen siehet. Das Vermögen zu fehlen konnte ihnen die Gottheit selbst nicht nehmen; sie legte es aber in die Natur des menschlichen Fehlers, daß er früher oder später sich als solchen zeigen und dem rechnenden Geschöpf offenbar werden mußte. Kein kluger Regent Europas verwaltet seine Provinzen mehr wie der Perserkönig, ja wie selbst die Römer solche verwalteten, wenn nicht aus Menschenliebe so aus besserer Einsicht der Sache, da mit den Jahrhunderten sich der politische Kalkul gewisser, leichter, klarer gemacht hat. Nur ein Unsinniger würde zu unserer Zeit ägyptische Pyramiden bauen, und jeder, der ähnliche Nutzlosigkeiten aufführt, wird von aller vernünftigen Welt für sinnlos gehalten, wenn nicht aus Völkerliebe so aus sparender Berechnung. Blutige

Fechterspiele, grausame Tierkämpfe dulden wir nicht mehr; alle diese wilden Jugendübungen ist das Menschengeschlecht durchgangen und hat endlich einsehen gelernt, daß ihre tolle Lust der Mühe nicht wert sei. Gleichergestalt bedürfen wir des Drucks armer Römersklaven oder spartanischer Heloten nicht mehr, da unsre Verfassung durch freie Geschöpfe das leichter zu erreichen weiß, was jene alte Verfassungen durch menschliche Tiere gefährlicher und selbst kostbarer erreichten; ja, es muß eine Zeit kommen, da wir auf unsern unmenschlichen Negerhandel ebenso bedaurend zurücksehen werden als auf die alten Römersklaven oder auf die spartanischen Heloten, wenn nicht aus Menschenliebe so aus Berechnung. Kurz, wir haben die Gottheit zu preisen, daß sie uns bei unsrer fehlbaren schwachen Natur Vernunft gab, einen ewigen Lichtstrahl aus ihrer Sonne, dessen Wesen es ist, die Nacht zu vertreiben und die Gestalten der Dinge, wie *sie* sind, zu zeigen.

3. *Der Fortgang der Künste und Erfindungen selbst gibt dem Menschengeschlecht wachsende Mittel in die Hand, das einzuschränken oder unschädlich zu machen, was die Natur selbst nicht auszutilgen vermochte.* . . .

Das verwüstende Element des Feuers konnte die Natur dem Menschen nicht nehmen, wenn sie ihm nicht zugleich die Menschheit selbst rauben wollte; was gab sie ihm also mittelst des Feuers? Tausendfache Künste, Künste, dies fressende Gift nicht nur unschädlich zu machen und einzuschränken, sondern es selbst zum mannigfaltigsten Vorteil zu gebrauchen.

Nicht anders ist's mit den wütenden Leidenschaften der Menschen, diesen Stürmen auf dem Meer, diesem verwüstenden Feuerelemente. Eben durch sie und an ihnen hat unser Geschlecht seine Vernunft geschärft und tausend Mittel, Regeln und Künste erfunden, sie nicht nur einzuschränken, sondern selbst zum Besten zu lenken, wie die ganze Geschichte zeiget. Ein leidenschaftloses Menschengeschlecht hätte auch seine Vernunft nie ausgebildet; es läge noch irgend in einer Troglodytenhöhle.

Der menschenfressende Krieg z. B. war jahrhundertelang ein rohes Räuberhandwerk. Lange übten sich die

Menschen darin voll wilder Leidenschaften; denn so lange es in ihm auf persönliche Stärke, List und Verschlagenheit ankam, konnten, bei sehr rühmlichen Eigenschaften, nicht anders als zugleich sehr gefährliche Mord- und Raubtugenden genährt werden, wie es die Kriege der alten, mittleren und selbst einiger neuen Zeiten reichlich erweisen. An diesem verderblichen Handwerk aber ward, gleichsam wider Willen der Menschen, die Kriegskunst erfunden; denn die Erfinder sahen nicht ein, daß damit der Grund des Krieges selbst untergraben würde. Je mehr der Streit eine durchdachte Kunst ward, je mehr insonderheit mancherlei mechanische Erfindungen zu ihm traten, desto mehr ward die Leidenschaft einzelner Personen und ihre wilde Stärke unnütz. Als ein totes Geschütz wurden sie jetzt alle dem Gedanken eines Feldherrn, der Anordnung weniger Befehlshaber unterworfen, und zuletzt blieb es nur den Landesherren erlaubt, dies gefährliche, kostbare Spiel zu spielen, da in alten Zeiten alle kriegerische Völker beinah stets in den Waffen waren. . . .

Was von der Kriegskunst galt, muß von der Staatskunst noch mehr gelten; nur ist sie eine schwerere Kunst, weil sich in ihr das Wohl des ganzen Volks vereinet. . . .

Noch augenscheinlicher wird der Nutze einer durchdachten Kunst, wenn von der innern Haushaltung eines Landes, von seinem Handel, seiner Rechtspflege, seinen Wissenschaften und Gewerben die Rede ist; in allen diesen Stücken ist offenbar, daß die höhere Kunst zugleich der höhere Vorteil sei. Ein wahrer Kaufmann betrügt nicht, weil Betrug nie bereichert; so wenig als ein wahrer Gelehrter mit falscher Wissenschaft groß tut, oder ein Rechtsgelehrter, der den Namen verdient, wissentlich je ungerecht sein wird, weil alle diese sich damit nicht zu Meistern, sondern zu Lehrlingen ihrer Kunst bekennten. Ebenso gewiß muß eine Zeit kommen, da auch der Staatsunvernünftige sich seiner Unvernunft schämet, und es nicht minder lächerlich und ungereimt wird, ein tyrannischer Despot zu sein, als es in allen Zeiten für abscheulich gehalten worden; sobald man nämlich klar wie der Tag einsieht, daß jede Staatsunvernunft mit einem falschen Einmaleins rechne, und daß, wenn sie sich damit auch die größesten Summen errechnete, sie hiemit durchaus keinen Vorteil gewinne.

Dazu ist nun die Geschichte geschrieben, und es werden sich im Verfolg derselben die Beweise dieses Satzes klar zeigen. Alle Fehler der Regierungen haben vorausgehen und sich gleichsam erschöpfen müssen, damit nach allen Unordnungen der Mensch endlich lerne, daß die Wohlfahrt seines Geschlechts nicht auf Willkür, sondern auf einem ihm wesentlichen Naturgesetz, der Vernunft und Billigkeit, ruhe. Wir gehen jetzt der Entwicklung desselben entgegen, und die innere Kraft der Wahrheit möge ihrem Vortrage selbst Licht und Überzeugung geben.

IV. Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenig merklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühren daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges siehet. Erweiterte er seinen Blick und vergliche nur die Zeitalter, die wir aus der Geschichte genauer kennen, unparteiisch miteinander, dränge er überdem in die Natur des Menschen und erwägte, was Vernunft und Wahrheit sei, so würde er am Fortgange derselben so wenig als an der gewissesten Naturwahrheit zweifeln. Jahrtausende durch hielt man unsre Sonne und alle Fixsterne für stillstehend; ein glückliches Fernrohr läßt uns jetzt an ihrem Fortrücken nicht mehr zweifeln. So wird einst eine genauere Zusammenhaltung der Perioden in der Geschichte unseres Geschlechts uns diese hoffnungsvolle Wahrheit nicht nur obenhin zeigen, sondern es werden sich auch, trotz aller scheinbaren Unordnung, die Gesetze berechnen lassen, nach welchen kraft der Natur des Menschen dieser Fortgang geschiehet. Am Rande der alten Geschichte, auf dem ich jetzt wie in der Mitte stehe, zeichne ich vorläufig nur einige allgemeine Grundsätze aus, die uns im Verfolg unsres Weges zu Leitsternen dienen werden.

Erstens. *Die Zeiten ketten sich kraft ihrer Natur aneinander, mithin auch das Kind der Zeiten, die Menschenreihe, mit allen ihren Wirkungen und Produktionen.*

Durch keinen Trugschluß können wir's leugnen, daß unsre Erde in Jahrtausenden älter geworden sei, und daß diese Wandrerin um die Sonne seit ihrem Ursprunge sich sehr verändert habe. In ihren Eingeweiden sehen wir, wie sie einst beschaffen gewesen, und dürfen nur um uns

blicken, wie wir sie jetzt beschaffen finden. Der Ozean brauset nicht mehr, ruhig ist er in sein Bette gesunken; die umherschweifenden Ströme haben ihre Ufer gefunden, und die Vegetation sowohl als die organischen Geschöpfe haben in ihren Geschlechtern eine fortwirkende Reihe von Jahren zurückgeleget. Wie nun seit der Erschaffung unsrer Erde kein Sonnenstrahl auf ihr verloren gegangen ist, so ist auch kein abgefallenes Blatt eines Baums, kein verflogener Same eines Gewächses, kein Leichnam eines modernden Tiers, noch weniger eine Handlung eines lebendigen Wesens ohne Wirkung geblieben. Die Vegetation z. B. hat zugenommen und sich, soweit sie konnte, verbreitet; jedes der lebendigen Geschlechter ist in den Schranken, die ihm die Natur durch andre Lebendige setzte, fortgewachsen, und sowohl der Fleiß des Menschen als selbst der Unsinn seiner Verwüstungen ist ein reg-sames Werkzeug in den Händen der Zeit worden. Auf dem Schutt seiner zerstörten Städte blühen neue Gefilde; die Elemente streueten den Staub der Vergessenheit darüber, und bald kamen neue Geschlechter, die von und über den alten Trümmern bauten. Die Allmacht selbst kann es nicht ändern, daß Folge nicht Folge sei; sie kann die Erde nicht herstellen zu dem, was sie vor Jahrtausenden war, so daß diese Jahrtausende mit allen ihren Wirkungen nicht dagewesen sein sollten.

Im Fortgange der Zeiten liegt also schon ein Fortgang des Menschengeschlechts, sofern dies auch in die Reihe der Erde- und Zeitkinder gehöret. Erschiene jetzt der Vater der Menschen und sähe sein Geschlecht, wie würde er staunen! Sein Körper war für eine junge Erde gebildet, und nach der damaligen Beschaffenheit der Elemente mußte sein Bau, seine Gedankenreihe und Lebensweise sein; mit sechs und mehr Jahrtausenden hat sich gar manches hierin verändert. Amerika ist in vielen Strichen jetzt schon nicht mehr, was es bei seiner Entdeckung war; in ein paar Jahrtausenden wird man seine alte Geschichte wie einen Roman lesen. So lesen wir die Geschichte der Eroberung Trojas und suchen ihre Stelle, geschweige das Grab des Achilles oder den gottgleichen Helden selbst, vergebens. Es wäre zur Menschengeschichte ein schöner Beitrag, wenn man mit unterscheidender Ge-

nauigkeit alle Nachrichten der Alten von ihrer Gestalt und Größe, von ihren Nahrungsmitteln und dem Maß ihrer Speisen, von ihren täglichen Beschäftigungen und Arten des Vergnügens, von ihrer Denkart über Liebe und Ehe, über Leidenschaften und Tugend, über den Gebrauch des Lebens und das Dasein nach diesem Leben ort- und zeitgemäß sammlete. Gewiß würde auch schon in diesen kurzen Zeiträumen ein Fortgang des Geschlechts bemerkbar, der ebensowohl die Bestandheit der ewig jungen Natur als die fortwirkenden Veränderungen unsrer alten Mutter Erde zeigte. Diese pflegt der Menschheit nicht allein, sie trägt alle ihre Kinder auf *einem* Schoß, *in* denselben Mutterarmen: wenn *eins* sich verändert, müssen sie sich alle verändern.

Daß dieser Zeitenfortgang auch auf die Denkart des Menschengeschlechts Einfluß gehabt habe, ist unleugbar. Man erfinde, man singe jetzt eine Iliade, man schreibe wie Äschylus, Sophokles und Plato: es ist unmöglich. Der einfache Kindersinn, die unbefangene Art, die Welt anzusehen, kurz, die griechische Jugendzeit ist vorüber. Ein Gleiches ist's mit Ebräern und Römern; dagegen wissen und kennen wir eine Reihe Dinge, die weder Ebräer noch Römer kannten. Ein Tag hat den andern, ein Jahrhundert das andre gelehrt; die Tradition ist reicher worden; die Muse der Zeiten, die Geschichte selbst spricht mit hundert Stimmen, singt aus hundert Flöten. Möge in dem ungeheuren Schneeball, den uns die Zeiten zugewälzt haben, so viel Unrat, so viel Verwirrung sein, als da will, selbst diese Verwirrung ist ein Kind der Jahrhunderte, die nur aus dem unermüdlichen Fortwälzen einer und derselben Sache entstehen konnte. Jede Wiederkehr also in die alten Zeiten, selbst das berühmte Platonische Jahr, ist Dichtung; es ist dem Begriff der Welt und Zeit nach unmöglich. Wir schwimmen weiter, nie aber kehrt der Strom zu seiner Quelle zurück, als ob er nie entronnen wäre.

Zweitens. *Noch augenscheinlicher macht die Wohnung der Menschen den Fortgang unsres Geschlechts kennbar.*

... Der Mensch, so lange er Mensch ist, wird nicht ablassen, seinen Planeten zu durchwandern, bis dieser ihm

ganz bekannt sei; weder die Stürme des Meers, noch Schiffbrüche, noch jene ungeheure Eisberge und Gefahren der Nord- und Südwelt werden ihn davon abhalten, da sie ihn bisher von den schwersten ersten Versuchen selbst in Zeiten einer sehr mangelhaften Schiffahrt nicht haben abhalten mögen. Der Funke zu allen diesen Unternehmungen liegt in seiner Brust, in der Menschennatur. Neugierde und die unersättliche Begierde nach Gewinn, nach Ruhm, nach Entdeckungen und größerer Stärke, selbst neue Bedürfnisse und Unzufriedenheiten, die im Lauf der Dinge, wie sie jetzt sind, unwidertreiblich liegen, werden ihn dazu aufmuntern, und die Gefahrenbesieger der vorigen Zeit, berühmte glückliche Vorbilder, werden ihn noch mehr beflügeln. Der Wille der Vorsehung wird also durch gute und böse Triebfedern befördert werden, bis der Mensch sein ganzes Geschlecht kenne und darauf wirke. Ihm ist die Erde gegeben und er wird nicht nachlassen, bis sie, wenigstens dem Verstande und dem Nutzen nach, ganz sein sei. Schämen wir uns nicht jetzt schon, daß uns der halbe Teil unsres Planeten, als ob er die abgekehrte Seite des Mondes wäre, so lange unbekannt geblieben?

Drittens. *Alle bisherige Tätigkeit des menschlichen Geistes ist kraft ihrer innern Natur auf nichts anders als auf Mittel hinausgegangen, die Humanität und Kultur unsres Geschlechts tiefer zu gründen und weiter zu verbreiten.*

... Aber, wird man sagen, wie sind alle diese Künste und Erfindungen angewandt worden? Hat sich dadurch die praktische Vernunft und Billigkeit, mithin die wahre Kultur und Glückseligkeit des Menschengeschlechts, erhöhet? Ich berufe mich auf das, was ich kurz vorher über den Gang der Unordnungen im ganzen Reich der Schöpfung gesagt habe, daß es nach einem innern Naturgesetz ohne Ordnung keine Dauer erhalten könne, nach welcher doch alle Dinge wesentlich streben. Das scharfe Messer in der Hand des Kindes verletzt dasselbe; deshalb ist aber die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste. Nicht alle, die ein solches Werkzeug brauchen, sind Kinder, und auch das Kind wird durch seinen Schmerz den bessern Gebrauch lernen. Künst-

liche Übermacht in der Hand des Despoten, fremder Luxus unter einem Volk ohne ordnende Gesetze sind dergleichen tötende Werkzeuge; der Schade selbst aber macht die Menschen klüger, und früh oder spät muß die Kunst, die sowohl den Luxus als den Despotismus schuf, beide selbst zuerst in ihre Schranken zwingen und sodann in ein wirkliches Gute verwandeln. Jede ungeschickte Pflugschar reibet sich durch den langen Gebrauch selbst ab; unbehülfliche neue Räder und Triebwerke gewinnen bloß durch den Umlauf die bequemere künstliche Epizykloide. So arbeitet sich auch in den Kräften des Menschen der übertreibende Mißbrauch mit der Zeit zum guten Gebrauch um; durch Extreme und Schwankungen zu beiden Seiten wird notwendig zuletzt die schöne Mitte eines dauernden Wohlstandes in einer regelmäßigen Bewegung. Nur was im Menschenreiche geschehen soll, muß durch Menschen bewirkt werden; wir leiden so lange unter unsrer eignen Schuld, bis wir, ohne Wunder der Gottheit, den bessern Gebrauch unsrer Kräfte selbst lernen.

Also haben wir auch nicht zu zweifeln, daß jede gute Tätigkeit des menschlichen Verstandes notwendig einmal die Humanität befördern müsse und befördern werde. Seitdem der Ackerbau in Gang kam, hörte das Menschen- und Eichelnfressen auf; der Mensch fand, daß er von den süßen Gaben der Ceres humaner, besser, anständiger leben könne als vom Fleisch seiner Brüder oder von Eicheln, und ward durch die Gesetze weiserer Menschen gezwungen, also zu leben. Seitdem man Häuser und Städte bauen lernte, wohnte man nicht mehr in Höhlen; unter Gesetzen eines Gemeinwesens schlug man den armen Fremdling nicht mehr tot. So brachte der Handel die Völker näher aneinander; und je mehr er in seinem Vorteil allgemein verstanden wird, desto mehr müssen sich notwendig jene Mordtaten, Unterdrückungen und Betrugsarten vermindern, die immer nur Zeichen des Unverstandes im Handel waren. Durch jeden Zuwachs nützlicher Künste ist das Eigentum der Menschen gesichert, ihre Mühe erleichtert, ihre Wirksamkeit verbreitet, mithin notwendig der Grund zu einer weitern Kultur und Humanität gelegt worden. Welche Mühe z. B. ward durch die einzige Erfindung der Buchdruckerkunst abgetan! Welch ein größerer Umlauf der

menschlichen Gedanken, Künste und Wissenschaften durch sie befördert! Wage es jetzt ein europäischer Kang-Ti und wolle die Literatur dieses Weltteils ausrotten: es ist ihm schlechterdings nicht möglich. Hätten Phönizier und Karthaginenser, Griechen und Römer diese Kunst gehabt, der Untergang ihrer Literatur wäre ihren Verwüstern nicht so leicht, ja beinahe unmöglich worden. Lasset wilde Völker auf Europa stürmen, sie werden unsrer Kriegskunst nicht bestehen, und kein Attila wird mehr vom Schwarzen und Kaspischen Meer her bis an die katalaunischen Felder reichen. Lasset Pfaffen, Weichlinge, Schwärmer und Tyrannen aufstehn, so viel da wollen, die Nacht der mittleren Jahrhunderte bringen sie nie mehr wieder. Wie nun kein größerer Nutze einer menschlichen und göttlichen Kunst denkbar ist, als wenn sie uns Licht und Ordnung nicht nur gibt, sondern es ihrer Natur nach auch verbreitet und sichert, so lasset uns dem Schöpfer danken, daß er unserm Geschlecht den Verstand und diesem die Kunst wesentlich gemacht hat. In ihnen besitzen wir das Geheimnis und Mittel einer sichernden Weltordnung.

Auch darüber dürfen wir nicht sorgen, daß manche trefflich ersonnene Theorie, die Moral selbst nicht ausgenommen, in unserm Geschlecht so lange Zeit nur Theorie bleibe. Das Kind lernt viel, was nur der Mann anwenden kann; deswegen aber hat es solches nicht umsonst gelernet. Unbedachtsam vergaß der Jüngling, woran er sich einst mühsam erinnern wird, oder er muß es gar zum zweitenmal lernen. Bei dem immer erneueten Menschengeschlecht ist also keine aufbewahrte, ja sogar keine erfundene Wahrheit ganz vergeblich; spätere Zeitumstände machen nötig, was man jetzt versäumt, und in der Unendlichkeit der Dinge muß jeder Fall zum Vorschein kommen, der auf irgend eine Weise das Menschengeschlecht übet. Wie wir uns nun bei der Schöpfung die Macht, die das Chaos schuf, zuerst, und sodann in ihm ordnende Weisheit und harmonische Güte gedenken, so entwickelt die Naturordnung des Menschengeschlechts zuerst rohe Kräfte; die Unordnung selbst muß sie der Bahn des Verstandes zuführen, und je mehr dieser sein Werk ausarbeitet, desto mehr siehet er, daß Güte allein dem Werk Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre.

Siebenzehntes Buch.

Einleitung. Siebenzig Jahre vor dem Untergange des jüdischen Staats ward in ihm ein Mann geboren, der sowohl in dem Gedankenreich der Menschen als in ihren Sitten und Verfassungen eine unerwartete Revolution bewirkt hat, Jesus. Arm geboren, ob er wohl vom alten Königshause seines Volks abstammte, und im rohesten Teil seines Landes, fern von der gelehrten Weisheit seiner äußerst verfallenen Nation erzogen, lebte er die größeste Zeit seines kurzen Lebens unbemerkt, bis er, durch eine himmlische Erscheinung am Jordan eingeweihet, zwölf Menschen seines Standes als Schüler zu sich zog, mit ihnen einen Teil Judäas durchreisete und sie bald darauf selbst als Boten eines herannahenden neuen Reichs umhersandte. Das Reich, das er ankündigte, nannte er das Reich Gottes, ein himmlisches Reich, zu welchem nur auserwählte Menschen gelangen könnten, zu welchem er also auch nicht mit Auflegung äußerlicher Pflichten und Gebräuche, desto mehr aber mit einer Aufforderung zu reinen Geistes- und Gemütstugenden einlud. Die echteste Humanität ist in den wenigen Reden enthalten, die wir von ihm haben; Humanität ist's, was er im Leben bewies und durch seinen Tod bekräftigte, wie er sich denn selbst mit einem Lieblingsnamen den Menschensohn nannte. Daß er in seiner Nation, insonderheit unter den Armen und Gedrückten, viele Anhänger fand, aber auch von denen, die das Volk scheinheilig drückten, bald aus dem Wege geräumt ward, so daß wir die Zeit, in welcher er sich öffentlich zeigte, kaum bestimmt angeben können — beides war die natürliche Folge der Situation, in welcher er lebte.

Was war nun dies Reich der Himmel, dessen Ankunft Jesus verkündigte, zu wünschen empfahl und selbst zu bewirken strebte? Daß es keine weltliche Hoheit gewesen, zeigt jede seiner Reden und Taten, bis zu dem letzten klaren Bekenntnis, das er vor seinem Richter ablegte. Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts wollte er Menschen Gottes bilden, die, unter welchen Gesetzen es auch wäre, aus reinen Grundsätzen andrer Wohl beförderten und, selbst duldend, im Reich der Wahrheit und Güte als Könige herrschten. Daß eine Absicht dieser Art der einzige Zweck der Vorsehung mit unserm Geschlecht

sein könne, zu welchem auch, je reiner sie denken und streben, alle Weisen und Guten der Erde mitwirken müssen und mitwirken werden — dieses ist durch sich selbst klar; denn was hätte der Mensch für ein andres Ideal seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit auf Erden, wenn es nicht diese allgemein wirkende reine Humanität wäre?

Verehrend beuge ich mich vor deiner edlen Gestalt, du Haupt und Stifter eines Reichs von so großen Zwecken, von so daurendem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdelebens selbst zu enge schien. Nirgend finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art, zu einer noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt und in Gutem und Bösem bebauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht *deiner Religion*, d. i. deines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen, sondern größtenteils einer *Religion an dich*, d. i. einer gedankenlosen Anbetung deiner Person und deines Kreuzes, den Völkern mitgeteilt hat. Dein heller Geist sahe dies selbst voraus; und es wäre Entweihung deines Namens, wenn man ihn bei jedem trüben Abfluß deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, soweit es sein kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von dir abstammt, stehe deine stille Gestalt allein!

Neunzehntes Buch.

VI. Sehen wir zurück auf die Gestalt, die unser Weltteil durch die Wanderungen und Bekehrungen der Völker, durch Kriege und Hierarchie erlangt hatte, so werden wir eines kraftvollen, aber unbehülflichen Körpers, eines Riesen gewahr, dem nur sein Auge fehlte. Volkes gnug war in diesem westlichen Ende der alten Welt; die von Üppigkeit entkräfteten Länder der Römer waren mit starken Körpern von einem gesunden Mute besetzt und hatten sich reich bevölkert. Denn in den ersten Zeiten des neuen Besitzes dieser Gegenden, ehe noch der Unterschied der Stände zu einem erblich-unterdrückenden Ansehn gelangte, war der rohen Gnügsamkeit dieser ungebildeten Völker mitten unter andern Nationen, die zu ihrer Be-

quemlichkeit lange gebauet und vorgearbeitet hatten, die eroberte römische Welt ein wahres Paradies. Sie achteten der Zerstörungen nicht, die ihre Züge veranlaßt und damit das Menschengeschlecht mehr als ein Jahrtausend zurückgesetzt hatten; denn man fühlt nicht den Verlust eines unbekannten Gutes, und für den sinnlichen Menschen war der westliche Teil dieser Nordwelt auch mit dem schwächsten Rest seines Anbaues doch in jedem Betracht mehr als sein altes Sarmatien, Scythien oder die fernere östliche Hunnenwelt. In den Verheerungen, die seit der christlichen Epoche entstanden, in den Kriegen, die diese Völker unter sich erregten, in den neuen Seuchen und Krankheiten, die Europa trafen, litt freilich das Menschengeschlecht in diesem Erdstrich; doch aber erlag es endlich durch nichts so sehr als durch die despotische Lehnherrschaft. Europa ward voller Menschen, aber voll leibeigner Knechte; die Sklaverei, die diese drückte, war um so härter, da sie eine christliche, durch politische Gesetze und das blinde Herkommen in Regeln gebrachte, durch Schrift bestätigte, an die Erdscholle gebundene Sklaverei war. Die Luft machte eigen; wer nicht durch Verträge entbunden oder durch seine Geburt ein Despot war, trat in den angeblich natürlichen Zustand der Zugehörigkeit oder der Knechtschaft.

Von Rom aus war dagegen keine Hülfe zu erwarten; seine Diener selbst hatten sich mit andern in die Herrschaft Europas geteilet, und Rom selbst gründete sich auf eine Menge geistlicher Sklaven. Was Kaiser und Könige frei machten, mußte, wie in den Ritterbüchern den Riesen und Lindwürmern, durch Freiheitbriefe entrissen werden; dieser Weg war also auch lang und beschwerlich. Die Kenntnisse, die das abendländische Christentum hatte, waren ausgespendet und in Nutz verwandelt. Seine Popularität war eine elende Wortliturgie, die böse patristische Rhetorik war in Klöstern, Kirchen und Gemeinen ein zauberischer Seelendespotismus geworden, den der gemeine Haufe mit Geißel und Strick, ja, büßend mit dem Heu im Munde auf Knien verehrte. Wissenschaften und Künste waren dahin; denn unter den Gebeinen der Märtyrer, dem Geläut der Glocken und Orgeln, dem Dampf des Weihrauchs und der Fegefeuergebete wohnen keine Musen. Die

Hierarchie hatte mit ihren Blitzen das freie Denken erstickt, mit ihrem Joch jede edlere Betriebsamkeit gelähmet. Den Duldenden wurde Belohnung in einer andern Welt gepredigt; die Unterdrücker waren gegen Vermächtnisse ihrer Lossprechung in der Todesstunde sicher; das Reich Gottes auf Erden war verpachtet.

Außerhalb der römischen Kirche war in Europa kein Heil; denn an die verdrängten Völker, die an den Ecken der Welt in kläglichem Zustande saßen, nicht zu gedenken, konnte man weder vom griechischen Kaisertum, noch weniger von dem einzigen Reich, das sich östlich in Europa außerhalb dem Gebiet des römischen Papstes und Kaisers zu bilden angefangen hatte, etwas erwarten. Also blieb dem westlichen Teile nichts übrig als er selbst oder die einzige südliche Nation, bei welcher eine neue Sprosse der Aufklärung blühte, die Mohammedaner. Mit ihnen kam Europa bald und lange, und an seinen empfindlichsten Teilen, ins Gedränge; in Spanien dauerte der Konflikt sogar bis auf die Zeit der völligen Aufhellung Europas. Was war der Kampfpreis? Und wem ist der Sieg geworden? Die neuerregte Tätigkeit der Menschen war ohne Zweifel der beste Preis des Sieges.

Zwanzigstes Buch.

VI. Wie kam also Europa zu seiner Kultur und zu dem Range, der ihm damit vor andern Völkern gebühret? Ort, Zeit, Bedürfnis, die Lage der Umstände, der Strom der Begebenheiten drängte es dahin; vor allem aber verschaffte ihm diesen Rang ein Resultat vieler gemeinschaftlichen Bemühungen, sein eigner Kunstfleiß.

1. Wäre Europa reich wie Indien, undurchschnitten wie die Tatarei, heiß wie Afrika, abgetrennt wie Amerika gewesen, es wäre, was in ihm geworden ist, nicht entstanden. Jetzt half ihm auch in der tiefsten Barbarei seine Weltlage wieder zum Licht, am meisten aber nutzten ihm seine Ströme und Meere. Nehmet den Dniepr, den Don und die Düna, das Schwarze, Mittelländische, Adriatische und Atlantische Meer, die Nord- und Ostsee mit ihren Küsten, Inseln und Strömen hinweg — und der große Handelsverein, durch welchen Europa in seine bessere Tätigkeit gesetzt ward, wäre nicht erfolget. Jetzt umfasseten

die beiden großen und reichen Weltteile Asien und Afrika diese ihre ärmere, kleinere Schwester; sie sandten ihr Waren und Erfindungen von den äußersten Grenzen der Welt, aus Gegenden der frühesten, längsten Kultur zu und schärften damit ihren Kunstfleiß, ihre eigne Erfindung. Das Klima in Europa, die Reste der alten Griechen- und Römerwelt kamen dem allem zu Hülfe; mithin ist auf *Tätigkeit und Erfindung, auf Wissenschaften und ein gemeinschaftliches, wetteiferndes Bestreben* die Herrlichkeit Europas gegründet.

2. Der *Druck der römischen Hierarchie* war vielleicht ein notwendiges Joch, eine unentbehrliche Fessel für die rohen Völker des Mittelalters; ohne sie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht oder gar eine mongolische Wüste worden. Als Gegengewicht verdienet sie also ihr Lob, als erste und fortdaurende Triebfeder hätte sie Europa in einen tibetanischen Kirchenstaat verwandelt. Jetzt brachten Druck und Gegendruck eine Wirkung hervor, an welche keine der beiden Parteien dachte: Bedürfnis, Not und Gefahr trieben zwischen beiden einen dritten Stand hervor, der gleichsam das warme Blut dieses großen wirkenden Körpers sein muß, oder der Körper geht in Verwesung. Dies ist der *Stand der Wissenschaft, der nützlichen Tätigkeit, des wetteifernden Kunstfleißes*; durch ihn ging dem Ritter- und Pfaffentum die Epoche ihrer Unentbehrlichkeit notwendig, aber nur allmählich zu Ende.

3. Welcher Art die neue Kultur Europas sein konnte, ist aus dem Vorhergehenden auch sichtbar. Nur eine Kultur der Menschen, wie sie waren und sein wollten, eine Kultur durch Betriebsamkeit, Wissenschaften und Künste. Wer dieser nicht bedorfte, wer sie verachtete oder mißbrauchte, blieb, wer er war; an eine durch Erziehung, Gesetze und Konstitution der Länder allgemein durchgreifende Bildung aller Stände und Völker war damals noch nicht zu gedenken. Und wenn wird daran zu gedenken sein? Indessen geht die Vernunft und die verstärkte gemeinschaftliche Tätigkeit der Menschen ihren unaufhaltbaren Gang fort und siehet's eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beste nicht zu früh reifet.

III. Zur Religionsphilosophie.

a) Gott.

Einige Gespräche.

Motto: *Αν γνῷς τί ἐστι Θεὸς, ἡδίων ἔσῃ.*

Vorrede. Zehn oder zwölf Jahre sind's, seit ich eine kleine Schrift mit mir umhertrug, die den Namen: Spinoza, Shaftesbury, Leibniz führen sollte. Sie war fertig in meinen Gedanken, und ich ging mehrmals an die Ausführung derselben; allemal aber ward ich unterbrochen und mußte ihr eine andre Stunde wünschen.

Neue Zeitumstände führten mich unvermerkt zu folgenden Gesprächen. Man würde ihren Zweck sehr verkennen, wenn man sie bloß für eine Ehrenrettung des Spinoza hielte; Spinoza hat diese Ehrenrettung nicht nötig und er sollte, meinem Zweck gemäß, jetzt bloß die Handhabe eines Opfergefäßes werden, aus welchem ich einige Tropfen dem Altar meiner Jugend darbringen wollte. Warum ich von ihm ausging, lag teils in der Reihe meiner Gedanken, teils in Veranlassungen, die meine Zeit mir selbst darbot.

Niemand indes nehme meine Schrift so auf, als ob ich irgend einer gangbaren Philosophie vor- oder zwischentreten, sie verdrängen, Parteien herausfodern oder zwischen Parteien ein unberufener Schiedsrichter werden wollte. Es sind Gespräche einiger Personen, die ihre Meinungen mit eben dem Recht äußern, mit welchem jeder andre seine Lehrsätze darstellt. Gespräche sind keine Entscheidungen, noch minder wollen sie Zank erregen: denn über Gott werde ich nie streiten.

Sehnlicher wünschte ich, daß was hier im Gespräch bloß angedeutet werden konnte, eine unserer Philosophie

angemessenere Form erlebte. Nur einen ruhigen, heitern Sommer wünschte ich mir für meine Adrastea oder von den Gesetzen der Natur, sofern sie auf Weisheit, Macht und Güte als auf einer innern Notwendigkeit ruhen. Da ich aber bestimmt bin, in meinem Leben selbst der Notwendigkeit, nicht der Willkür zu folgen, so wird die ewige Wahrheit, wenn ihr mein Werk angenehm ist, mir auch Muße dazu verleihen. Zufrieden wäre ich, wenn diese kleine Vorarbeit einige unbefangene Liebhaber der Philosophie ergötzte, Kennern gefiele und hie und da einem Irrenden den Weg zeigte.

Erstes Gespräch.

Philolaus. Sehen Sie, mein Freund, die erquickende Stunde, die nach dem schrecklichen Ungewitter folget. Schwefelwolken türmten sich auf, die uns den Anblick der Sonne benahmen und alles Irdische in schweren Odem setzten; sie sind zertrümmert und alles haucht wieder leicht und fröhlich. So stelle ich mir den Zustand der Weisheit vor, da Spinoza und seinesgleichen der Welt den Anblick Gottes mit ihren schweren Dünsten rauben wollten: sie türmten sich auch zum Himmel empor und umzogen das Firmament; aber eine gesundere Philosophie hat sie wie die Riesen hinuntergestürzt und der nachdenkende Geist erblickt die strahlende Sonne wieder.

Theophron. Haben Sie den Spinoza gelesen, lieber Freund?

Phil. Gelesen habe ich ihn nicht; wer wollte auch jedes dunkle Buch eines Unsinnigen lesen? Aber das habe ich aus dem Munde vieler, die ihn gelesen haben, daß er ein Atheist und Pantheist, ein Lehrer der blinden Notwendigkeit, ein Feind der Offenbarung, ein Spötter der Religion, mithin ein Verwüster der Staaten und aller bürgerlichen Gesellschaft, kurz ein Feind des menschlichen Geschlechts gewesen und als ein solcher gestorben sei. Er verdient also den Haß und Abscheu aller Menschenfreunde und wahren Philosophen.

Th. Die Gewitterwolke indessen verdiente ihn nicht, mit der Sie ihn eben verglichen haben: denn auch sie gehört zur Naturordnung und ist heilbringend und nütz-

lich. Aber, ohne Gleichnis zu reden, haben Sie, mein Freund, auch nichts Näheres und Bestimmtes über Spinoza gelesen, woran wir uns im Gespräch halten könnten?

Phil. Vieles, z. B. den Artikel über ihn in Bayle.

Th. An Bayle haben Sie diesmal nicht eben den besten Gewährsmann. . . . Er nahm eifrige Partei gegen denselben, wozu ihn ohne Zweifel Umstände der Zeit und des Orts veranlaßten. Vielleicht lebte er dem Verstorbnen zu nahe: die Lehre, ja selbst der Name des Spinoza war damals ein Schimpfwort, wie sie es großenteils noch jetzt sind: alles Ungereimte und Gottlose nannte und nennet man zum Teil noch Spinozistisch. Nun war es des feinen Dialektikers Bayle Sache wohl nicht, ein System als System zu ergründen, und mit dem tiefsten Gefühl der Wahrheit ganz zu beherzigen. . . . Er war der philosophisch-historische Voltaire seiner Zeit, dessen Liebhaberei sich vom erhabensten Gegenstande bis zur kleinsten Kleinigkeit eines historischen Umstandes, einer Anekdote, eines Büchertitels oder gar einer Zote erstreckte. Für einen Geist dieser Art war nun Spinoza's System gar nicht. Dieser eingeschlossene, schwere Denker hatte von allem, was Meinung war, einen sehr verächtlichen Begriff und ging mit mathematischer Genauigkeit der reinen, trocknen Wahrheit nach, wo er solche zu finden vermeinte. Alles übrige vergaß er, und von Bayle's Gelehrsamkeit, von seinem Witz und Scharfsinn hatte er vielleicht nicht eins gegen tausend. Zwei Köpfe solcher Art werden einander schwerlich Gerechtigkeit widerfahren lassen, und doch bin ich überzeugt, hätte es Spinoza gegen den Verfasser des Wörterbuchs eher getan, als der muntre, vielgeschäftige Bayle es gegen Spinoza tun mochte. . . .

Phil. Übel also für Spinoza, denn für den größesten Haufen hat eben doch Bayle den Begriff festgesetzt, den man von ihm heget. Wie wenige lesen Spinoza's dunkle Schriften, und alle Welt lieset den tausendfach-nützlichen, abwechselnden, angenehmen Bayle.

Th. Gerade so ist's, mein Freund. Für das leichte Heer von Lesern hat Bayle den Begriff von Spinoza fixiert; für den schweren Phalanx haben es meistens streitende Philosophen und Theologen getan, und da ist ihm noch übler begegnet. Es ging ihm nach dem Evan-

gelio: seine nächsten Hausgenossen wurden zuerst seine ärgsten Feinde, die Cartesianer. Sie wollten und mußten ihre Philosophie, von der er ausgegangen war und mit deren Worten er sprach, von der seinigen absondern, damit nicht auch sie in den Verdacht des Spinozismus kämen; natürlich hat sich diese philosophische Behutsamkeit von des Cartesius Schule auf jede nachfolgende verbreitet. Sodann gingen die Theologen fast aller Konfessionen noch bitterer gegen ihn los; denn er hatte nicht nur über das Judentum und die Bücher des alten Testaments sehr freie Meinungen geäußert, sondern welches ihnen viel ärger dünken mußte, er hatte zuerst vorzüglich gegen sie die Feder ergriffen. Ihrer Streitsucht, ihren Zänkereien schrieb er einen großen Teil vom Verfall des Christentums, von der Unwirksamkeit der schönsten Lehrsätze desselben zu, und ob er dies gleich ohne alle Bitterkeit tat, so können Sie sich doch leicht die Aufnahme seines Buchs vorstellen.

Phil. Die ist mir ganz vor Augen. Hitzigen Parteien darf nur ein Friedensstifter ohne Vollmacht zwischentreten, und er hat beide gegen sich.

Th. Spinoza hatte keine andre Vollmacht, als die er glaubte aus der Hand der Billigkeit und Wahrheit empfangen zu haben; freilich aber bediente er sich derselben nicht eben auf weltkluge Weise. Er machte seine religiöse Politik in einem Werk bekannt, dessen Theologie Juden und Christen aufbringen mußte; ja seine politischen Grundsätze waren so hart und schnurgerade, daß sie der damaligen Zeit gewiß nicht eingehen konnten. Dem Staat räumte er das völlige Recht über die Anordnung des äußern Gottesdienstes ein; der Vernunft behielt er die uneingeschränkte Freiheit des Gebrauchs ihrer Kräfte vor; beides dünkte den meisten so übertrieben, als ob er Feuer und Wasser mischen wollte. Seine Theorie also mußte notwendig scheitern, denn in manchem ist sie uns auch noch jetzt zu hart und gleichsam zu hobbesisch, ob wir gleich in der Toleranz und Staatskunst weit fortgerückt sind. Locke, Bayle, Shaftesbury u. a. gingen leiser.

Phil. . . . Bayle machte gewiß auf sein Zeitalter mehr Wirkung als Spinoza und Leibniz; Voltaire mehr als Rousseau und hundert noch strengere Philosophen.

Th. Wie man's nimmt, Philolaus; es gibt eine äußere und innere Wirkung. Jene breitet sich weit umher; diese wurzelt um so fester. Ich wollte, daß ein philosophisch-kritischer Mann, kein Jüngling, zu unsrer Zeit den theologisch-politischen Versuch des Spinoza mit Anmerkungen herausgäbe. Es wäre ein nützlicher Versuch, zu sehen, was die Zeit in ihm bekräftigt oder widerlegt habe. In der Kritik über die Schriften des alten Testaments haben seitdem manche manches als eine neue Entdeckung, dazu weit unvollkommener gesagt, das in Spinoza bereits gründlicher stand. Im Punkt der Toleranz hat die Natur unsrer Staaten beinah keinen andern Weg nehmen mögen, als den ihr Spinoza damals zu allgemeinem Haß vorzeichnete. Freilich ist in diesem Werk, wie in allen seinen andern Schriften, alles hart gesagt und vieles übertrieben. . . .

Phil. Mich wundert's, Theophron, daß Sie es nur darauf setzen; denn ein Mensch ohne gesunde Grundsätze, ein Atheist, ein Pantheist u. f. über welche Materie könnte der schreiben, daß es bei Vernünftigen Eingang fände? Er soll sogar den Pantheismus und Atheismus haben demonstrieren wollen; was geht über den Unsinn?

Th. Also den Atheismus und Pantheismus? Aber wie sind beide in einem und demselben System möglich? Der Pantheist hat doch immer einen Gott, ob er sich gleich in der Natur Gottes irret; der Atheist hingegen, der Gott schlechterdings leugnet, kann weder ein Pantheist, noch ein Polytheist sein, wenn man nicht mit dem Namen spielet. Überdem, m. Fr., wie kann man den Atheismus, d. i. eine Negation, erweisen?

Phil. Warum nicht? wenn man einen innern Widerspruch in der Natur Gottes entdeckte oder zu entdecken glaubte.

Th. Einen innern Widerspruch in einem einfachen, im höchsten Begriff, dessen die Menschheit fähig ist? ich bekenne, daß ich davon nichts begreife.

Phil. Deshalb war er auch ein Unsinniger, der demonstrieren wollte, was nicht zu demonstrieren war; denn unsre neue Philosophie sagt laut: weder daß ein Gott sei, noch daß er nicht sei, ist zu demonstrieren. Das erste muß man glauben.

Th. So sollte ich wenigstens denken, daß man etwa

eins von beiden glauben müsse; daß es uns also freistehe, Atheisten, Deisten oder Theisten zu sein, nachdem wir Glauben haben. Doch lassen Sie uns diesen Punkt noch nicht berühren: Spinoza sei Atheist, Pantheist oder ein Ungeheuer von beiden gewesen, so schmerzen mich die Beinamen, die Sie einem Unbekannten geben. . . . Ich bin kein Spinozist, und werde nie einer werden; die Art aber, mit der man über diesen verlebten stillen *Weisen* die Urteile des vorigen Jahrhunderts, des jämmerlichsten Streitjahrhunderts noch zu unsrer Zeit wiederholen will, ich gestehe es, mein Freund Philolaus, ist mir unerträglich. Hier haben Sie ein Büchelchen von acht Bogen, in denen noch dazu das meiste ein Gemisch von Anmerkungen ist, die Sie ganz überschlagen dürfen; es ist nichts als *das Leben Spinoza's*, sehr trocken, aber mit historischer Genauigkeit erzählt. . . . Meine Geschäfte rufen mich jetzt weg und bald sehen wir uns wieder. Wenn *Sie* hineinblicken wollen, so lege ich Ihnen auch des Atheisten Werke selbst hin; leider sind es nur zwei kleine Bände.

Phil. Ich begreife den Theophron nicht. Für einen Demonstrator solcher Art sich zu verwenden! und was soll mir hierüber sein Leben von einem evangelischen Pastor, also geschrieben, und also gedruckt sagen?

* *
*

Ein sonderbarer Mann, dieser Spinoza. Woher er seine Gedanken auch habe und welches dieselben sein mögen, es ist etwas Beständiges in seinem ganzen Leben. Er legt sich auf die jüdische Theologie und verläßt sie, um die Naturlehre gründlich zu erlernen: die Werke des Descartes kommen ihm in die Hände, und da er sie mit sonderbarer Begierde gelesen hat und nachher bekennet, daß was er an philosophischer Erkenntnis besitze, er aus ihnen geschöpft habe, so wendet er sich still vom Judentum weg, weil er sich überzeugt glaubt, daß er den Lehrsätzen desselben nicht weiter folgen könne. Man bietet ihm ein Jahrgeld von tausend Gulden an, damit er nur fernerhin die Synagoge besuchen wolle; er schlägt es aus und ziehet sich ohne Geräusch in die Stille. Man tut ihn in den Bann: er antwortet dagegen und lernt in der Stille eine Hantierung, sich selbst zu nähren. Welch ein

andres Betragen, als in ähnlichen Umständen des unglücklichen Acosta, der nicht zur Ruhe kommen konnte, bis er sich selbst erschoß. Ich wollte, daß man seine Antwort auf den Bann aus den Händen der portugiesischen Synagoge in Amsterdam erhalten könnte; sie würde uns die Ursachen seines Entschlusses, wie mich dünkt, sanftmütig und stille sagen: denn es herrscht ein sanftmütiger, stiller Geist in dieses Mannes Leben. Jetzt verfertigt er optische Gläser und lernt von selbst zeichnen. Der Verfasser hat eine Sammlung seiner Zeichnungen in Händen gehabt, darunter auch viele Personen gewesen, die bei ihm nur einen Besuch abstatteten, die er also wahrscheinlich aus dem Gedächtnis gezeichnet. Unter diesen Zeichnungen ist auch Masaniello gewesen in seiner bekannten Fischerkleidung, und der Wirt des Spinoza versichert, daß dies Bild ihm selbst sehr ähnlich gesehen habe. Ein sonderbarer Einfall, sich als Masaniello zu zeichnen: ich wünschte, daß das Bild bekannt würde. — Nun schleift er Gläser, seine Freunde verkaufen sie, und er lebt sparsam; in zwei bis drei Tagen siehet er oft niemand. Viele bieten ihm ihren Beutel und ihre Hülfe an; alles aber schlägt er bescheiden aus, lebet von geringen Speisen und schließt seine Rechnungen alle Vierteiljahre, nur damit er nicht mehr aufwende, als er aufzuwenden habe. Er ist, wie er seinen Hausleuten sagt, eine Schlange, die mit dem Schwanz im Munde einen Zirkel macht, anzuzeigen, daß ihm von seinen Jahrseinkünften nichts übrig bleibe. Ich habe das Symbol unter seinem Bilde gesehen und es töricht auf seinen Pantheismus gedeutet. — Welch ein wahrerer Philosoph in diesem allen als selbst Rousseau! Er will nicht mehr sammlen, als was nötig sei, um mit Wohlstand begraben zu werden; er will aber auch niemanden zur Last fallen und nur durch sich selbst leben. Sein Betragen ist still und friedlich, er ist Herr über seine Leidenschaften, und man siehet ihn nie weder sehr traurig noch sehr fröhlich. Gesprächig tröstet er die Leidenden seines Hauses und ermahnet sie, ihre Unglücksfälle als ein von Gott ihnen zugeschicktes Los geduldig zu ertragen; er redet den Kindern zu, daß sie den Gottesdienst fleißig besuchen möchten, und unterrichtet sie, wie sie gehorsam ihren Eltern sein sollten, fragt seine Hausgenossen, welchen

Nutzen sie aus der angehörten Predigt geschöpft, und hält hoch von dem erbaulichen, guten Geistlichen, der hier genannt wird. „Eure Religion ist gut“, spricht der stille Weise, „ihr habt nicht nötig, eine andere zu suchen, noch daran zu zweifeln, daß ihr dabei die Seligkeit erlangen werdet, sofern ihr nur der Gottseligkeit euch ergebet und zugleich ein friedliches und ruhiges Leben führet.“ Sein aufrichtigster Freund bietet ihm ein Geschenk von zweitausend Gulden an, um mit einiger mehreren Bequemlichkeit zu leben; er verbittet es freundlich. Jener will ihn zu seinem Erben einsetzen; er nimmt die Wohltat nicht an und setzt das Jahrgeld, das dieser ihm in seinen letzten Lebensjahren freundschaftlich aufdringt, fast noch um die Hälfte herunter. So lebt er und stirbt in seinem fünf und vierzigsten Jahr eben so sanft und ruhig, als er gelebt hatte. Wenige Stunden vorher hatte er mit seinen Hausleuten noch ein langes Gespräch über die gehörte Predigt, und ehe sie nachmittags die Kirche verlassen, erblaßt er in Gegenwart seines Arztes. Sein ganzer Nachlaß beträgt nach dem Verkauf 390 Gulden und 14 Stüber, um welche Summe sich noch seine Anverwandten zankten. Es ist ein sanfter Schimmer der Menschenfreundschaft, der durch sein Leben strahlet: denn man siehet, wie seine Freunde ihn lieben, wie alle, die ihn kennen, ihn schätzen und wie er sich dessen nie überhebt, keinen aber störrig abweiset. Als ihm der Kurfürst von der Pfalz eine Lehrstelle auf seiner Universität antragen ließ, mit der Freiheit nach seinen Grundsätzen fortzuschließen, wie er es seinem Vorhaben am dienlichsten finden würde, antwortete er vorsichtig und bescheiden, er wisse nicht, in welche Schranken die Freiheit, seine Meinungen zu erklären, eingeschlossen sein solle, damit es nicht schiene, daß er die Landesreligion stören wolle, und nahm den Ruf nicht an.

Von seinen Schriften und Meinungen weiß ich noch nicht, was ich zu halten habe; selbst aber die hier angeführten, irrigen und wahrscheinlich ärgsten Stellen tragen bei aller Paradoxie das Siegel der Überzeugung dessen an sich, der diese Meinungen hatte. Er will sie keinem aufdringen, er will keine Sekte stiften, und das nicht aus Menschenfurcht, sondern aus Scheu, die Meinungen andrer Menschen auch nach seinem Tode zu stören. Während

seines Lebens hat er nichts herausgegeben, als einen kleinen Traktat, mit welchem er Ruhe zu stiften gedachte; als diese Bemühung fehlschlug, wohnt er mit seiner Philosophie allein und verbrennt wenige Tage vor seinem Tode noch eine angefangene Übersetzung des alten Testaments: damit sie auch nach seinem Tode keinen Unfrieden stiften möchte. Ich wollte, daß er sie nicht verbrannt hätte; denn hatte sie keinen Wert in sich, so hätte sie die Zeit doch vertilget.

* *
*

Ich will seine Schriften selbst ansehn. Sie sind nach seinem Tode erschienen, und er hatte sie, wie der Augenschein zeigt, für sich selbst geschrieben: denn es sind meistens Fragmente.

Von der Besserung des Verstandes und von dem Wege, auf welchem man am besten zur wahren Kenntnis der Dinge gelanget.

Belehrt von der Erfahrung, daß alles, was uns im gemeinen Leben so häufig begegnet, ein leerer Tand sei, weil ich sah, daß alles, wovor ich mich fürchtete, in sich selbst weder Böses noch Gutes habe, als sofern das Gemüt dadurch bewegt ward, entschloß ich mich endlich zu forschen, ob es etwas gäbe, das wahrhaft gut sei und sich mitteile, so daß mit Verwerfung alles andern die Seele von ihm allein Einwirkung erhalte; ja, ob es etwas gebe, das, wenn ich's fände und hätte, mir einen unverrückten, höchsten und ewigen Freude-Genuß gewähren könnte. Ich sage, daß ich mich endlich entschlossen: denn dem ersten Anblick nach schien es unratsam zu sein, um eine mir damals ungewisse Sache eine gewisse verlieren zu wollen; ich sah nämlich die Vorteile, die aus Ehre und Reichtum entspringen und die ich nicht weiter suchen müßte, sobald ich mich ernstlich nach meinem neuen Zweck wenden wollte. Läge also das höchste Glück in ihnen, so sahe ich wohl, daß ich desselben entbehren müßte; fände es sich aber in ihnen nicht und ich jagte ihnen doch nach, so müßte ich seiner auch entbehren. Ich überlegte also bei mir selbst, ob es nicht möglich sei, zu meinem neuen Zweck oder wenigstens zur Gewißheit zu kommen, daß es einen solchen gebe, wenn ich auch meine gewöhnliche Lebensweise nicht veränderte; welches ich oft vergebens versucht habe. Denn was uns gemeiniglich im Leben begegnet und von den Menschen (nach ihren Handlungen zu urteilen) für das höchste Gut angesehen wird, läßt sich auf drei Stücke bringen: auf Reichtümer, Ehre und Lust. Durch alle drei aber wird das Gemüt so zerstreuet, daß es an kein anderes Gut irgend gedenken kann. Denn was die Wohllust betrifft, so täuscht sie das Gemüt eine Zeitlang, als ob es in einem Gut ruhe, und hindert es damit an kein anderes zu denken; bald aber folget auf ihren Genuß die tiefste Traurigkeit, die den

Geist, wenn nicht fesselt, so doch störet und stumpf macht. Auch wenn wir Ehre und Reichtum verfolgen, zerstreuet sich die Seele, insonderheit wenn wir sie um ihr selbst willen begehren, weil sie uns alsdann ein höchstes Gut dünken. Die Ehre aber zerstreuet das Gemüt noch mehr als der Reichtum, weil sie *fortwährend* als ein wahres Gut und als der letzte Zweck geschätzt wird, nach welchem man alles einrichten müsse. Ferner findet bei Ehre und Reichtümern auch nicht, wie bei der Wohllust, die Reue statt, sondern je mehr man von beiden besitzt, desto mehr freuet man sich und wird mehr und mehr angeregt, beide zu vermehren. Schlägt aber bei irgend einem Zufalle die Hoffnung fehl, so bringen beide die größeste Traurigkeit. Endlich ist auch die Ehre deswegen ein großes Hindernis, weil, um sie zu erlangen, man sein Leben notwendig nach der Denkart andrer Menschen einrichten muß, daß man nämlich fliehe, was sie fliehen, und suche, was sie suchen.

Da ich also sahe, daß dies alles mir Hindernis sei, mich auf mein neues Werk zu legen, ja mit demselben in solchem Widerspruch stehe, daß ich von einem oder dem andern notwendig ablassen müsse, so ward ich gezwungen zu forschen, welches von beiden mir nützlicher wäre. Denn ich kam, wie gesagt, in den Fall, ein gewisses Gut für ein ungewisses aufgeben zu wollen. Als ich aber diese Überlegung etwas fortgesetzt hatte, so fand ich zuerst, daß wenn ich meine alte Lebensweise gegen die neue vertauschte, ich immer doch nur ein seiner Natur nach ungewisses Gut gegen ein andres Ungewisse aufgebe, das seiner Natur nach nicht ungewiß sein könnte, weil ich ein festes Gut suchte, sondern das nur sofern zweifelhaft bliebe, ob ich's erreichte. Durch fortgesetztes Nachdenken kam ich aber gar so weit, einzusehn, daß wenn ich meine Überlegung nur zum Entschluß brächte, ich gewisse Übel gegen ein gewisses Gut vertauschte. Ich sah nämlich, daß ich in der größesten Gefahr schwebte und in der Not wäre, ein auch ungewisses Rettungsmittel mit allen Kräften zu suchen: wie der Kranke, der, wenn er kein Mittel braucht, den gewissen Tod vor sich siehet, auch ein ungewisses Mittel mit allen Kräften suchen muß, da seine ganze Hoffnung darauf beruhet. Alle die Dinge aber, denen der große Haufe nachstrebt, gewähren nicht nur kein Mittel zu unsrer Erhaltung, sondern sie verhindern dasselbe auch und sind oft die Ursache des Untergangs derer, die sie besitzen, immer aber die Ursache des Untergangs derer, die von ihnen besessen werden.

Es gibt viele Beispiele von Menschen, die ihres Reichtums wegen sich bis auf den Tod verfolgen ließen, auch Beispiele von Menschen, die, um Güter zu erlangen, sich so vielen Gefahren aussetzten, daß sie endlich ihre Torheit mit dem Leben büßten. Nicht wenigere gibt es, die, um Ehre zu erlangen oder zu erhalten, aufs elendeste litten. Unzählige Beispiele endlich sind von solchen vorhanden, die durch übermäßige Wohllust ihren Tod beschleunigt haben. Alle diese Übel scheinen mir daher zu kommen, daß das ganze Glück oder Unglück in der *Beschaffenheit des Gegenstandes* liegt, dem wir mit Liebe zugetan sind. Denn um etwas, was man nicht liebt, entstehet kein Streit; man grämet sich nicht darüber, wenn es verschwindet, man fühlt keinen Neid, wenn es

ein anderer besitzt, keine Furcht, keinen Haß, kurz keine Gemütsbewegung, welches alles zutrifft, wenn man so vergängliche Dinge liebt, wie alle die sind, von denen wir bisher geredet haben. Liebe aber zu einem ewigen und unendlichen Gegenstande kann nur Freude der Seele gewähren, eine Freude, die von keiner Traurigkeit weiß; wahrlich ein sehr wünschenswürdiger Zweck, nach welchem man mit allen Kräften streben müßte! Ohn' Ursach aber bediente ich mich nicht des Ausdrucks: *wenn ich mich nur ernstlich entschließen könnte*; denn ob ich gleich dies alles in meiner Seele so klar einsah, so konnte ich deswegen doch allen Geiz, alle Lust- und Ehrsucht nicht ablegen.

Das eine sah ich, daß, solange mein Gemüt mit diesen Gedanken beschäftigt war, so lange verabscheuete es jene Neigungen und dachte ernstlich an eine andre Lebensweise; welches mir denn zum großen Trost gereichte. Denn ich sah, mein Übel sei wenigstens doch noch nicht so groß, daß kein Mittel dagegen wäre. Und obgleich anfangs diese hellen Zwischenräume selten waren und nur kurze Zeit daureten, so kamen sie doch, nachdem ich das wahre Gute mehr und mehr erkennen lernte, nicht nur öfter, sondern dauerten auch länger; zumal da ich einsah, daß der Erwerb des Geldes oder die Lust- und Ehrbegierde nur so lang' Hindernisse blieben, so lange man sie nicht als Mittel sondern als Zwecke suchte. Sucht man sie als Mittel, so haben sie Maß und hindern nicht sondern fördern vielmehr, zu dem Zweck zu gelangen, deshalb man sie suchet.

Hier will ich nur kurz sagen, was ich durchs *wahre Gute* verstehe, und zugleich, was das *höchste Gut* sei. Dies recht zu fassen, merke man, daß *Gut* und *Böse* nur beziehungsweise gesagt werden, so daß eine und dieselbe Sache gut und übel heißen kann in verschiedener Rücksicht, so auch *vollkommen* und *unvollkommen*. Denn seiner Natur nach kann nichts vollkommen oder unvollkommen genannt werden, vornämlich weil wir wissen, daß alles, was geschieht, nach einer ewigen Ordnung und nach gewissen Naturgesetzen geschehe. Da aber der schwache Mensch diese Ordnung mit seinen Gedanken nicht erreicht und sich dabei doch eine menschliche Natur denkt, die viel fester als die seinige sei, ja kein Hindernis siehet, warum er eine solche Natur nicht erlangen könnte, so wird er angereizt, Mittel zu suchen, die ihn zu dieser Vollkommenheit führen. Alles, was ein Mittel sein kann, dahin zu gelangen, heißt ihm ein *wahres Gut*; das *höchste Gut* aber ist, dahin zu gelangen, daß er mit andern Individuen wo möglich einer solchen Natur genieße. Was dies für eine Natur sei, werden wir an seinem Ort sehen: sie sei nämlich *Erkenntnis der Vereinigung, die das Gemüt mit der ganzen Natur hat.* Dies ist also der Zweck, nach welchem ich strebe, eine solche Natur zu erlangen, und daß viele sie mit mir erlangen mögen; d. i. zu meiner Glückseligkeit gehöret es auch, Fleiß anzuwenden, daß viele andre das einsehen, was ich einsehe, daß ihr Verstand und ihre Begierde völlig mit der meinigen übereinstimme. Und damit dies werde, so ist nötig, daß sie von der Natur so viel verstehen, als nötig ist, eine solche Natur zu erlangen; ferner, eine Gesellschaft zu stiften,

in welcher eine große Anzahl auf die leichteste Art mit Sicherheit dahin gelangen möge. Weiter muß man auf die Moralphilosophie und auf die Lehre von der Erziehung der Kinder Fleiß anwenden, und weil die Gesundheit kein kleines Mittel ist, diesen Zweck zu erreichen, muß die ganze Medizin in Ordnung gebracht werden. Weil auch durch die Kunst viel Schweres leicht gemacht, viele Zeit erspart und viele Bequemlichkeit fürs Leben erworben wird, so ist auch die Mechanik auf keine Weise zu verachten. Vor allen Dingen aber ist eine Art auszusinnen, wie der Verstand geheilt und (wiefern es von Anfange an sein kann) gereinigt werde, damit er die Sache ohne Irrtum und aufs beste einsehen lerne. Jedermann siehet hieraus, daß ich alle Dinge auf einen Zweck, auf ein Ziel richten wolle, nämlich daß man zur ebengenannten höchsten Vollkommenheit des Menschen gelange; was also in den Wissenschaften nichts zu unserm Zweck beiträgt, muß als unnütz verworfen, kurz alle unsre Gedanken und Handlungen zu diesem Zweck gerichtet werden. Weil aber, wenn wir den Verstand auf den rechten Weg zu lenken suchen, wir auch leben müssen, so müssen wir auch einige Lebensregeln als gut annehmen. Diese nämlich:

1. Nach der Denkart des gemeinen Mannes zu reden und alles zu bewirken, was uns kein Hindernis in den Weg legt, unser Ziel zu erreichen. Denn von ihm können wir großen Vorteil erwarten, wenn wir, so weit es sein kann, uns seiner Denkart bequemen. Er wird auch auf diese Weise der Wahrheit selbst ein geneigtes Ohr schenken.

2. Des Vergnügens nur sofern zu genießen, als es zur Gesundheit gehöret.

3. Geld und jedes andre nur soweit zu suchen, als es zum Leben, zur Gesundheit und zur Sitte des Landes gehöret, in wiefern diese unserm Zweck nicht widerstrebet.

* * *

Träume ich oder habe ich gelesen? Ich glaubte einen frechen Atheisten zu finden, und ich finde beinah einen metaphysisch-moralischen Schwärmer. Welch ein Ideal der menschlichen Natur, der Wissenschaft, der Naturkenntnis ist in seiner Seele! und er geht zu ihm mit so überdachtem, mühsam-schweren Schritt und Stil, als manche zur Umänderung ihres Lebens nicht ins Kloster wandern. Offenbar ist der Aufsatz aus den jüngern Jahren des Mannes, da er vom Judentum Abschied nahm und seine philosophische Lebensart wählte: er hat diese fortgesetzt bis ans Ende seines Lebens; was mag er in ihr erreicht haben? — Aber siehe, da kommt Theophron.

Th. Noch so fleißig? Philolaus, Sie haben die Witterung nicht ganz wahr gelobet; die abgeregneten Spinozi-

stischen Gewitterwolken haben uns eine Kälte verursacht, die man nach Ihrem Gleichnis nicht vermuten sollte.

Phil. Lassen Sie mein Gleichnis und geben mir diesen Band mit; ich sehe, ich habe mich an Spinoza geirret. Was, meinen Sie, soll ich zuerst lesen?

Th. Zuerst und fast einzig seine Ethik. Das übrige ist Fragment, und der theologisch-politische Traktat war nur eine frühere Zeitschrift. Nehmen Sie aber ja einige Regeln mit auf die Reise.

1. Ehe Sie den Spinoza lesen, müssen Sie notwendig den Descartes, wenn auch nur als Wörterbuch, lesen. Sie sehen in diesem den Ursprung der Worte und Gedanken, also auch der sonderbaren, harten Ausdrücke des Spinoza. Nehmen Sie hiezu Descartes' Hauptschriften oder irgend einen seiner Schüler, unter welchen Ihnen insonderheit Clauberg die Sätze des Cartesianismus sehr klar und ordentlich vorträgt; Sie werden solche hier in einem Bande beisammen finden. Sodann gehen Sie an des Descartes *principia philosophiae* von Spinoza selbst, die er für einen seiner Lehrlinge aufgesetzt hat; Sie treffen in ihnen den Übergang zu seinem eignen System an. Einen Baum muß man von seinem Ursprunge an, nicht nur in seinen Teilen, sondern auch in den Veranlassungen seines Entstehens und Wachstums kennen lernen; gesetzt, daß es auch ein Giftbaum wäre. Denn läsen Sie diesen Philosophen des vorigen Jahrhunderts nach der Sprache unsrer Philosophie, so müßte er Ihnen freilich ein Ungeheuer dünken.

2. Geben Sie sorgfältig auf seine geometrische Methode acht und lassen sich von ihr nicht nur nicht berücken, sondern bemerken auch, wo diese ihn berückte. Er hatte sie von Descartes; nur er wagte den kühneren Versuch, sie auch der Form nach auf alle, selbst die verflochtensten moralischen Materien anzuwenden, und eben dieser Versuch hätte seine geometrischen Nachfolger in der Metaphysik warnen mögen.

3. Bleiben Sie nie bei ihm stehen, sondern rufen bei jedem seiner paradoxen Sätze die neuere Philosophie zu Hülfe, so daß Sie sich fragen, wie diese solche oder eine ähnliche Behauptung weggeräumt oder leichter, besser, unanstößiger, glücklicher ausgedruckt habe. Sogleich wird

Ihnen dann ins Auge fallen, warum Ihr Autor solche noch nicht so glücklich habe ausdrucken können; mithin werden Sie den Ursprung seines Irrtums und den Fortgang der Wahrheit selbst gewahr werden. Nehmen Sie in dieser Absicht seine wenigen Briefe zu seiner Moral hinzu; sie sind in manchen Stücken sehr aufklärend, und an dem Rande meines Exemplars werden Sie von einer alten Hand geschriebene Nachweisungen auf die Ethik und in der Ethik auf sie finden. Dienten diese Briefe zu keinem andern Zweck, so zeigten sie, wie ganz es dem Spinoza mit seiner Philosophie ein Ernst gewesen, wie sehr er sich von ihr überzeugt hatte und wie glücklich er sich in derselben fühlte. Wenn Sie dies Geschäft geendet haben und Ihnen daran liegt, wollen wir über Ihre Zweifel oder über seine Irrtümer ein Weiteres reden. . . .

Zweites Gespräch.

Phil. Ich komme mit meinem Spinoza; aber beinah ungewisser, als ich vorher war. Daß er kein Atheist sei, erscheint auf allen Blättern; die Idee von Gott ist ihm die erste und letzte, ja ich möchte sagen, die einzige aller Ideen, indem er an sie Welt- und Naturkenntnis, das Bewußtsein sein selbst und aller Dinge um ihn her, seine Ethik und Politik knüpfet. Ohne den Begriff Gottes vermag seine Seele nichts, auch nicht sich selbst zu denken, und es ist ihm beinah unbegreiflich, wie Menschen Gott gleichsam nur zu einer Folge andrer Wahrheiten und sogar sinnlicher Bemerkungen machen können, da alle Wahrheit wie alles Dasein nur aus der ewigen Wahrheit, aus dem unendlichen, ewigen Dasein Gottes folget. Dieser Begriff ist ihm so gegenwärtig, so unmittelbar und innig geworden, daß ich ihn gewiß eher für einen Schwärmer fürs Dasein Gottes, als für einen Zweifler oder Leugner desselben hielte. In die Erkenntnis und Liebe Gottes setzt er alle Vollkommenheit, Tugend und Glückseligkeit der Menschen. . . . Möge er sich in der Idee von Gott auf tausendfache Art geirret haben; wie aber Leser seiner Werke je sagen konnten, daß er die Idee von Gott verleugnet und den Atheismus demonstriert habe, ist mir unbegreiflich.

Th. . . . Lassen Sie uns indes bei dieser Befremdung

nicht stehen bleiben, die sich von selbst aufklären wird, wenn wir sein System durchgehen. Was haben Sie für Zweifel dagegen?

Phil. Wo soll ich anfangen, wo endigen? Das ganze System ist mir ein Paradoxon. Es gibt nur eine Substanz und diese ist Gott; alle Dinge sind in ihm nur Modifikationen.

Th. Am Wort Substanz irren Sie sich nicht; Spinoza nahm's nach seiner reinsten Bedeutung und mußte es also nehmen, wenn er geometrisch schreiben und einen ersten Begriff zum Grunde legen wollte. Was heißt Substanz, als ein Ding, das für sich besteht, das die Ursache seines Daseins in sich selbst hat? Ich wollte, daß diese reine Wortbedeutung in die Philosophie hätte eingeführt werden können. In schärfsten Verstande ist kein Ding der Welt eine Substanz, weil alles von einander und zuletzt alles von Gott abhängt, der auf diese Weise die höchste, einzige Substanz ist. Indessen hat dieser geometrische Begriff in der Philosophie, die immer noch popular bleiben muß, keinen allgemeinen Gebrauch erhalten können, weil wir uns bei aller unsrer Abhängigkeit dennoch für selbständig halten und auf gewisse Weise auch halten können, wie wir bald sehen werden —

Phil. Doch aber sind wir keine bloße Modifikationen?

Th. Das Wort ist für uns anstößig und wird daher nie in der Philosophie Raum gewinnen. Wagte es indes die Leibnizische Schule, die Materie eine Erscheinung von Substanzen zu nennen, warum sollte dem Spinoza nicht sein härterer Ausdruck erlaubt sein? Die Substanzen der Welt werden allesamt von göttlicher Kraft erhalten, wie sie nur durch göttliche Kraft ihr Dasein bekamen; sie bilden also, wenn man will, modifizierte Erscheinungen göttlicher Kräfte, jede nach der Stelle, nach der Zeit, nach den Organen, in und mit welchen sie erscheinen. Spinoza nahm also mit seiner einzigen Substanz eine kurze Formel, die seinem System allerdings viel Zusammenhang gibt, unserm Ohr aber fremde klinget. Immer war sie doch besser, als die Gelegenheitsursachen der Cartesianer, von denen er ausging und nach denen Gott gleichfalls alles selbst, nur aber gelegentlich wirken sollte. Ein weit unbequemerer Ausdruck, und wie lange

hat er gegolten! Selbst die Leibnizische Philosophie hat ihn nur durch eine andere Hypothese weggebracht, die freilich artiger klingt, aber auch ihre Schwierigkeiten findet. Es ist die *prästabilierte Harmonie aller Dinge*, von der wir bald reden werden. Sie sehen, m. Fr., daß in allen diesen Ausdrücken keine Ketzerei liegt; nur einer ist unbequemer als der andere, und im Grunde verstehen wir bei allen gleich wenig. Wir wissen nicht, was Kraft sei oder wie Kraft wirke; viel weniger wissen wir, wie die göttliche Kraft etwas hervorgebracht habe und sich jedem Dinge nach seiner Weise mitteile. Daß indessen alles von einem selbständigen Wesen sowohl in seinem Dasein als in seiner Verbindung, mithin auch in jeder Äußerung seiner Kräfte abhangen müsse, daran kann kein konsequenter Geist zweifeln. Worüber lächeln Sie, Philolaus?

Phil. Ich sehe so manche pathetische Deklamation gegen den Spinoza auf einmal in ihr Nichts zurückgehn, die mit nichts als dem Namen seiner einzigen Substanz und seiner Modifikationen kämpfte; sie fochten alle bloß mit einem Nebel unbequemer Worte. Ihnen ist bekannt, Theophron, welch ein Heer lächerlicher Widersprüche und Gotteslästerungen man ihm andichtete, z. B. daß seinem System zufolge Gott bei allem Guten alles Böse in der Welt tun, daß er alle Torheiten verüben, alle Irrtümer denken, gegen sich selbst streiten, sich in Spinoza selbst lästern und leugnen müßte u. f. Was von Spinoza's Modifikationen gilt, gilt von Descartes' gelegentlichen Ursachen, von Leibnizens prästabilierter Harmonie, ja selbst vom physischen Einfluß nicht minder. Geschehen diese Dinge einmal in Gottes Welt, so geschehen sie durch den Gebrauch und Mißbrauch seiner Kräfte, d. i. der Kräfte, die er abhängigen Wesen anschuf und erhält; man möge sich seine Vorhersehung oder Mitwirkung auf solche oder eine andre Weise denken. Überhaupt habe ich's gefunden, daß, wenn man die Meinung eines Menschen gar zu abgeschmackt und ungereimt vorstellt, man gemeiniglich selbst entweder eine Ungerechtigkeit begehe oder eine Ungereimtheit sage. Man macht sich mit solchen Formeln den Sieg über die schwersten Sachen zwar leicht; es ist aber auch nur das Blendwerk eines Sieges.

Th. Also werden Sie jetzt auch darin keine Gotteslästerung finden, wenn Spinoza das selbständige Wesen eine nichtvorübergehende, sondern die bleibende immanente Ursache aller Dinge nennet?

Phil. Wie könnte ich sie finden, da sich gegenteils bei Gott als einer vorübergehenden Ursache der Dinge nichts denken läßt. Wie und wenn und wem gehet er vorüber? Ein Geschöpf ohne seinen Beistand ist nichts, und wie kann der vorübergehen, der keinen Ort hat, keinen Ort räumet, in dem keine Abwechselung und Veränderung sein kann?

Th. Aber wie, wenn Gott außer der Welt wohnte?

Phil. Wo ist ein Ort außer der Welt? Sie selbst und Raum und Zeit in ihr, durch welche nur wir die Dinge messen und zählen, sind ja allein durch ihn, den Unendlichen, da.

Th. Vortrefflich, Philolaus. Sie geraten also auch nicht in das Labyrinth von Fragen:

> 'Wie Gott die Ewigkeit einst einsam durchgedacht?
> Warum jetzt und nicht eh er eine Welt gemacht?
> Oder: — Wie sich die weiten Kreise
> Der anfangslosen Daur gehemmt in ihrer Reise?
> Wie Ewig ward zur Zeit, und wie der Zeiten Fluß
> Ins Meer der Ewigkeit sich einst verlieren muß? u. f.

Phil. Ich setze nicht hinzu:

> Das soll ich nicht verstehn und kein Geschöpfe fragen;
> Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen.

Denn auch meinem Feinde wünschte ich dergleichen Phantome der Einbildungskraft als einen unergründlichen Gegenstand des Wissens nicht. Gott durchdachte keine Ewigkeit einsam: es war kein Jetzt und kein Ehe, eh eine Welt war: eine anfangslose Dauer ist keine Ewigkeit Gottes, und in dieser gibt's keine Reise. Das Ewig kann so wenig zur Zeit, als die Zeit zur Ewigkeit oder das Endliche zum Unendlichen werden.

Th. Das haben Sie doch nicht erst aus Spinoza gelernet?

Phil. Vielmehr freuete es mich, daß er die gewöhnlichen ganz unphilosophischen Verwirrungen hierüber gerade vorübergegangen war und Zeit und Ewigkeit, das Endlos-Unbestimmte und das durch sich Unendliche richtig

unterschieden hatte. Die Ewigkeit Gottes kann durch keine Dauer oder Zeit erklärt werden, gesetzt, daß man diese auch endlos (indefinite) annähme. Die Dauer ist eine unbestimmte Fortsetzung des Daseins, die aber schon in jedem Punkt ein Maß der Vergänglichkeit mit sich führet. Dem Unvergänglichen, völlig Unveränderlichen kann sie also auf keine Weise zugeschrieben werden.

Th. Die Welt ist also auch mit Gott nicht gleich ewig?

Phil. Sie kann dies nicht sein, weil sie Welt, d. i. ein System der Dauer zu- und nach einander geordneter Dinge ist, deren keinem das absolute Dasein oder die unwandelbare Ewigkeit ohne Maß und Zeitendauer zukommt.

Th. Also macht's Ihnen auch keine Verwirrung der Begriffe, daß die ewige Macht Gottes schuf und doch keinem der Geschöpfe, auch in ihrem ganzen System nicht, seine Ewigkeit zukommt?

Phil. Die ewige Macht Gottes schuf, weil sie sich nie besinnen durfte und nie müßig sein konnte; kein Geschöpf aber ist ewig wie Gott. Denn sein Dasein beruhet nur auf einer Folge und hat mit allen Seinesgleichen das Zeitenmaß der Veränderung in sich. Also auch eine immerhin fortgesetzte Weltschöpfung wird durch diese Fortsetzung nie ewig. Ihr Maß ist endlos, aber in unsern Gedanken dennoch ein Maß. Dies alles begreife ich leicht; ich habe aber einen andern Zweifel auf dem Herzen, den ich gelöset wünschte. Er betrifft die Eigenschaften dieses unendlichen, ewigen Gottes bei Spinoza. Wie kann er, der Zeit und Ewigkeit so richtig unterscheidet, auf der andern Seite so unzusammenhangend sein, daß er die Ausdehnung zur Eigenschaft Gottes macht und nicht oft und stark gnug sagen kann: Gott sei ein Extensum? Der Raum verhält sich ja völlig wie die Zeit; ist nun jene mit dem Begriff des Ewigen ganz unvergleichbar, so ist der Raum auch mit dem Begriff einer einfachen Substanz, die Spinoza doch mit felsenfester Stärke annimmt, gleichfalls unausmeßbar.

Th. Ihre Bemerkung ist sehr wahr; aber sehen Sie auch, wo Spinoza diesen Irrtum vorträgt, sofort wird Ihnen die Ursache desselben einleuchten.

Phil. Er trägt ihn vor, wenn er die Seele von der Materie, d. i. das Denkende vom Ausgedehnten, unterscheidet.

Th. Ist nun Ausdehnung und Materie einerlei? Sehen Sie da den Cartesischen Irrtum, von dem sich der Weltweise nicht losmachen konnte und der die Hälfte seines Systems verdunkelt. Descartes erklärte die Materie durch Ausdehnung, und man könnte sie eben sowohl durch Zeit erklären; denn jene wie diese sind äußere Bedingungen ihres Daseins mit andern und nach einander. Beide werden also auch zwar der notwendige Maßstab für jeden denkenden Geist, der selbst durch Ort und Zeit beschränkt ist; das Wesen der Materie aber werden sie nie. Spinoza sträubte sich lange gegen diese Cartesische Erklärung, wahrscheinlich weil er in ihr etwas Unklares merkte: er war mit seines Lehrers schroffer Abteilung zwischen Materie und Geist nicht zufrieden; was konnte er indessen tun, da ihm ein verbindender Mittelbegriff fehlte? Er nahm also leider auch noch in seiner Ethik die Materie für Ausdehnung, d. i. für Raum, setzte sie einem ganz ungleichartigen Dinge, dem Gedanken, gegenüber, und jetzt war er freilich auf dem Wege einer dunklen Verwirrung. Denn sagen Sie, m. Fr., was haben Gedanke und Ausdehnung mit einander zu schaffen? und wie können diese, gerade nur diese beiden Begriffe die zwo Eigenschaften werden, dadurch sich unter unendlichen andern Eigenschaften, die allesamt eine höchste Realität ausdrucken sollen, der Unendliche offenbart habe? Was ist in der Ausdehnung für Realität, wenn Sie solche auch endlos, d. i. so unbestimmt-fortgesetzt, wie eine immerhin fortwährende Dauer annehmen wollen? Ohne Wesen, ohne wirkende Kräfte ist nichts in ihr; sie ist nur die Bedingung einer Welt, eines Neben-einander-Seins mehrer Geschöpfe. Zum Absolut-Unendlichen, dem Schöpfer, gehört sie gar nicht, so wie sie auch keine innere wesentliche Vollkommenheit seines Daseins ausdruckt, das keinen, also auch nicht einen endlosen Raum erfüllet, das keine, also auch nicht eine endlose Zeit ausmißt. . . . Schon Leibniz, in dessen Geist sich aus allen Naturreichen und Wissenschaften fruchtbare Begriffe gesellten, drang darauf, daß man auch im Begriff der Körper notwendig zuletzt auf

einfache Substanzen kommen müsse, von denen er unter dem Namen der Monaden so manches erzählte. Da der lebhafte Verstand dieses Mannes alles so gern als Hypothese sah und halb als Dichtung vortrug, so wurden auch seine Monaden, die Wolf selbst nicht recht gefaßt zu haben scheint, bald nur als ein witziges Märchen betrachtet; da ich doch überzeugt bin, daß unter den drei sinnreichen Hypothesen, mit denen er die Metaphysik bereichert hat, diese die gründlichste sei und gewiß einmal Platz gewinnen werde. . . . Wissen Sie, wie der Mittelbegriff zwischen Geist und Materie heißt, den Spinoza, um dem Cartesischen Dualismus zu entweichen, vergebens suchte?

Phil. Substanzielle Kräfte. Nichts ist deutlicher als dieses und nichts gibt dem Spinozischen System selbst eine schönere Einheit. Wenn seine Gottheit unendliche Eigenschaften in sich faßt, deren jede ein ewiges und unendliches Wesen ausdruckt, so haben wir nicht mehr zwo Eigenschaften des Denkens und der Ausdehnung zu setzen, die nichts mit einander gemein hätten: wir lassen das anstößige, unpassende Wort Eigenschaft (Attribut) überhaupt gar weg und setzen dafür, daß sich die Gottheit in unendlichen Kräften auf unendliche Weisen offenbare. . . . In allen Welten offenbart sie sich durch Kräfte; mithin hat diese Wesen-ausdrückende Unendlichkeit der Kräfte Gottes durchaus keine Grenzen, obwohl sie allenthalben denselben Gott offenbaret. Kein andres Weltsystem also dürfen wir neidend befragen, wie sich denn in ihm die Gottheit dargestellt habe. Überall ist's wie hier; überall können nur organische Kräfte wirken, und jede derselben macht uns Eigenschaften einer unendlichen Gottheit kenntlich. Sie sehen, m. Fr., was hieraus auch für eine schöne Folge auf den innern Zusammenhang der Welt folge. Nicht durch Raum und Zeit allein, als durch bloß äußere Bedingungen, ist sie verbunden; viel inniger ist sie's durch ihr eigentliches Wesen, durch das Prinzipium ihrer Existenz, da allenthalben in ihr nur organische Kräfte wirken mögen. In der Welt, die wir kennen, steht die Denkkraft oben an; es folgen ihr aber Millionen andre Empfindungs- und Wirkungskräfte, und er, der Selbständige, er ist im höchsten, einzigen Verstande des Worts Kraft, d. i. die Urkraft aller Kräfte, die

Seele aller Seelen. Ohn' ihn entstand keine derselben, ohn' ihn wirkt keine derselben, und alle im innigsten Zusammenhange drucken in jeder Beschränkung, Form und Erscheinung sein selbständiges Wesen aus, durch welches auch sie bestehen und wirken.

Th. ... Sie führen das System unsres Philosophen beinahe schon damit zu einer tadellosen Einheit, die ihm voraus fehlte. Aber bemerken Sie aus dem gegebnen Mittelbegriff zwischen Seele und Körper, den substanziellen organischen Kräften nämlich, nicht noch andre Folgen?

Phil. Eine Reihe andrer. Alle anstößigen Ausdrücke z. B. fallen weg, wie Gott, nach diesem oder nach einem andern System, auf und durch die tote Materie wirke. Sie ist nicht tot, sondern sie lebet: denn in ihr wirken, ihren innern und äußern Organen gemäß, tausend lebendige mannigfaltige Kräfte. Je mehr wir die Materie kennen lernen, desto mehrere derselben entdecken wir in ihr, so daß der leere Begriff einer toten Ausdehnung bei ihr völlig verschwindet. In wenigen Zeiten, was hat man in der Luft für zahlreiche, verschiedene Kräfte entdeckt! was hat die neuere Chemie in allen Körpern bereits für mancherlei Energien der Anziehung, Bindung, Auflösung, Zurückstoßung gefunden! Ehe die magnetische, ehe die elektrische Kraft entdeckt war, wer hätte sie in den Körpern vermutet? und wie zahllose andre mögen in ihnen noch unentdeckt schlafen! ...

Th. ... Spinoza sagt, daß jede Eigenschaft oder, wie wir's nannten, jede in der Schöpfung offenbarte Kraft Gottes ein Unendliches ausdrücke; wie reimen Sie das: da jeder Teil der Welt seine Schranken hat, nicht bloß nach Ort und Zeit, sondern auch selbst zufolge der ihm einwohnenden Natur- oder göttlichen Energien?

Phil. Ist nicht der Raum, ist nicht die Zeit endlos? welche unzählbare Menge göttlicher Kräfte und Formen kann sich in ihnen also offenbaren! Und da nach Ort und Zeit keine zwei Erscheinungen dieselben sein können, welche Unendlichkeit entspringt aus diesem immer neuen, immer verjüngten Quell der göttlichen Schönheit! Sehen Sie hinaus gen Himmel nach jenen Milchstraßen der Sonnen und Welten. Mit seinem Spiegelglase entdeckt der Columbus unsrer Nation vielleicht eben jetzt

neue Heere derselben in einem kleinen, unsern Augen unsichtbaren Nebelwölkchen. In wie merkwürdigen Zeiten leben wir, da unerhörte, ungeglaubte Offenbarungen Gottes vom Himmel zu uns niedersteigen, jede derselben aufs neue ausdrückend die Herrlichkeit des Urwesens, das alle diese *Welten* schuf und träget. . . .

Th. Vortrefflich, mein werter Philolaus, und mit dem letzten Zuge haben Sie zugleich das Unendliche angedeutet, das *in jeder Naturkraft selbst*, auch ohne Rücksicht ihrer Verbindung in einem endlosen Raum, in einer endlosen Zeit lieget. Erwägen Sie die innere Fülle der Kraft, die sich in jedem lebendigen *Wesen* zeiget, wie es durch eine ihm eingepflanzte ungeheure Wirksamkeit entstehen und sich nicht anders als durch solche erhalten und fortpflanzen konnte. Betrachten Sie die Kräfte, die im Bau eines Tieres so verschwiegen wirken! Mit welcher Macht hangen seine Teile zusammen! welch ein Räder- und Triebwerk gehört dazu, daß es sich bewege, sich seinen Lebenssaft bereite, alle die Handlungen ausübe, dazu es bestimmt ist, endlich daß es aus seiner Natur gleichartige *Wesen*, Bilder seiner selbst, lebend und wirkend, aus eigner Kraft und nach gleicher Anlage hervorbringe und erzeuge. In der Generation allein liegt das *Wunder* einer eingepflanzten, einwohnenden Macht der Gottheit, die sich, wenn ich so kühn reden darf, in das Wesen jeder Organisation gleichsam selbst beschränkt hat und in diesem *Wesen* nach ewigen Gesetzen unverrückt und unwandelbar, wie die Gottheit allein wirken kann, wirket. In der Materie, die wir tot nennen, streben auf jedem Punkt nicht minder und nicht kleinere göttliche *Kräfte*: wir sind mit Allmacht umgeben, wir schwimmen in einem Ozean der *Allmacht*, so daß jenes alte Gleichnis immer wahr bleibet: die Gottheit sei ein Kreis, dessen Mittelpunkt allenthalben, dessen Umkreis nirgend ist, weil weder im Raum noch in der Zeit, als in bloßen Bildern unserer Einbildungskraft, die Einbildungskraft nirgend ein Ende findet. Mich dünkt also, der Ausdruck des Spinoza sei sehr glücklich, daß *die Zeit nur ein symbolisches Bild der Ewigkeit* sei; ich wollte mit Ihnen, daß er den Raum auch für nichts anders gegen die absolute Unendlichkeit des Unteilbaren gehalten hätte.

Nicht etwa nur für uns ist das Wesen des Ewigen unausmeßbar; es ist an sich selbst keines Maßes fähig; in jedem Punkt seiner Wirkung, der nur für uns ein Punkt ist, trägt es seine ganze Unendlichkeit in sich.

Phil. . . . Deutlich sehe ich jetzt, daß man unserm Philosophen den Pantheismus eben so unrecht Schuld gegeben habe, als den Atheismus. Alle Dinge, sagt er, sind Modifikationen oder, wie wir's unanstößiger sagen wollen, Ausdrücke der göttlichen Kraft, Hervorbringungen einer der Welt einwohnenden ewigen Wirkung Gottes; sie sind aber nicht zertrennliche Teile eines völlig unteilbaren einzigen Daseins.

Th. Leugnen wollen wir's indessen nicht, Philolaus, daß manche harte Ausdrücke Spinoza's seinen Gegnern... zu Mißverständnissen Anlaß geben konnten. Er hatte sein System zu hoch, dazu auf eine ungewöhnliche Bedeutung des Worts Substanz angelegt, und da er sich über den Cartesischen Nebel, daß Materie nur Ausdehnung sei, nicht heben konnte, so mußte er, fast dem halben Teil seines Systems nach, harte Ausdrücke wählen. Den Irrtum indessen, daß er das Wesen Gottes und der Welt verwirret habe, hätte man ihm nicht aufbürden sollen; viele seiner Theoreme werden eben deswegen so unbequem, weil er das Wesen Gottes und der Welt ja immer unterscheiden will und nicht gnug wiederholen kann: Gott unter solcher Modifikation, unter solchem Attribut betrachtet. Hätte er den Begriff der Kraft und Wirkung gewählt, so wäre ihm alles leichter und sein System viel anschaulicher und zusammenhangender geworden. Der leichtere Zusammenhang philosophischer Wahrheiten aber hat sich nur allgemach entwickelt, und Leibniz, dieser Proteus der Wissenschaft, ein vor Millionen andern leicht verbindender Kopf, er behält das Verdienst, eben nach so manchen unbequemen Vorstellungsarten eines Descartes, Spinoza, Hobbes u. a. viel zu diesem leichtern Zusammenhange beigetragen zu haben. Eine glückliche Leichtigkeit mannigfaltiger Verbindungen war, wie mich dünkt, Leibnizens glänzendstes Talent: in seinen unbedeutendsten Aufsätzen hat er oft Samenkörner hingeworfen, die von seinem, ihm sehr ungleichen Nachfolger Wolf lange noch nicht alle aufgenommen, geschweige denn zur ganzen Ernte ge-

bracht sind. Ihm selbst fehlte die Zeit, seinen eignen Reichtum ganz zu nutzen, weil er mit zu vielem zerstreuet war und ihn zuletzt der Tod übereilte.

Phil. Sie kommen mit dieser Anmerkung, lieber Theophron, einer ähnlichen zuvor, die ich schon damals machen wollte, als Sie mich auf den Mittelbegriff zwischen Geist und Materie, die substanzielle Kraft verwiesen. Sie schrieben unserm deutschen Philosophen das Verdienst zu, daß nach den harten Äußerungen eines Descartes, Spinoza, Hobbes u. a., die der Materie entweder alles oder nichts, d. i. bloß die Ausdehnung zuschrieben, er es zuerst gewesen, der den Grund ihrer Erscheinung, immaterielle Substanzen, in die Metaphysik eingeführt habe. Sollte nach Einführung derselben seine zwar sinnreiche, aber, wie mich dünkt, so erzwungene Hypothese der prästabilierten Harmonie zwischen Gedanken und der Materie, die, wie zwo Uhren zwar übereinstimmend, aber völlig unabhängig von einander spielen, nötig gewesen sein? Auch seine Materie ward ja von immateriellen Kräften belebt, in welche jede höhere Art immaterieller Kräfte wirken konnte; also bestätigte sich der sogenannte physische Einfluß, den uns allenthalben die Natur zeigt und gegen welche keine willkürliche Hypothese etwas vermag, ja eben aus seinem System. Die ganze Welt Gottes wird ein Reich immaterieller Kräfte, deren keine ohne Verbindung mit andern ist, weil eben nur aus dieser Verbindung und gegenseitigen Wirkung ihrer aller Erscheinungen und Veränderungen der Welt werden. Und mit wie weniger Aufopferung hätte Leibniz diesen Schritt tun mögen, da seine prästabilierte Harmonie eigentlich schon im Cartesianismus, als Fehler desselben lag und Spinoza, Geulinx u. a. ihre ganze Abschichtung der Geister und Körper auf sie gründen. . . .

Th. Und eben diese Nähe des Cartesianismus, m. Fr., hinderte ihn am Gebrauch seiner bessern Erklärung: denn das ist das Schicksal auch des fruchtbarsten menschlichen Geistes, daß er, mit Ort und Zeit umfangen, in gewissen Ideen gleichsam aufwächst und sich nachher nur mit Mühe von ihnen zu trennen vermag. Leibniz lebte die blühendste Zeit seines philosophischen Lebens den Gedanken nach mehr in Frankreich als in Deutschland. Dort stand er

in so vielen Verbindungen; dort glänzte sein scharfsinniger Verstand zuerst über Europa auf. Weil nun in Frankreich Descartes und Malebranche, sie mochten angenommen oder bestritten werden, im meisten Ruf standen, so ward seine Bemühung auch vorzüglich auf dieses Feld der Ehre gezogen. Er bildete also seine Hypothese der prästabilierten Harmonie mit einer Geschicklichkeit aus, daß sie als neu erscheinen und die Gelegenheitsursachen des Cartesius, so wie den unmittelbaren göttlichen Einfluß des Malebranche allerdings entbehrlich machen konnte, ob sie gleich auf die mangelhaften Grundsätze des ersten Philosophen selbst gebauet war. Leibniz sprach so gern nach der Fassungskraft andrer, und so erfand er auch seine sinnreichsten Hypothesen. Als er späterhin durch die Lehre der Monadologie der Metaphysik über Körper einen ganz andern Weg anwies, ließ er jene Hypothese, die einmal in Ruf gekommen war und zum Ruhm seines Namens viel beigetragen hatte, an ihrem Ort stehen, weil sie sich auch neben dieser neuen Hypothese gewissermaße noch immer verteidigen konnte. Blieb es gleich keine prästabilierte Harmonie mehr zwischen Geist und Körper, sondern eine Harmonie zwischen Kräften und Kräften, Harmonie blieb es doch immer: denn wer konnte, wer kann es erklären, wie Kraft auf Kraft wirket?

Phil. Sie retten Ihren Verehrten sehr fein; erlauben Sie mir aber zu sagen, daß ich im ganzen Spinoza, in dem doch Hartes gnug ist, nichts so Gezwungenes gefunden habe, als eben diese prästabilierte Harmonie, die auch er zum Grunde leget.

Th. Wissen Sie denn nicht, Philolaus, daß manche Kunst eben in einer leichten Überwindung des Schweren, d. i. in jener seltnen Gabe besteht, ein äußerst-Erzwungenes ungezwungen vorzustellen und damit angenehm zu täuschen? So stellte Columbus sein Ei auf, so bildete Leibniz diese Hypothese, so ist manche andere Hypothese gebildet.

Phil. Künste, dergleichen ich, auch vom sinnreichsten Kopf ersonnen, der Philosophie eben nicht wünschte. Einfältig muß man dem Gange der Natur folgen —

Th. Einfältig, aber auch schlau bemerkend: denn die Natur ist so reich als einfach. Was Leibniz nicht tun

konnte (denn er hat kein metaphysisches System geschrieben), das werden andre tun, und mancherlei Versuche sind schon geschehen. Mit nichten steht die Philosophie still, wie es einige wähnen; und gesetzt, daß sie auch eine Zeitlang ausruhete, so ist diese scheinbare Ruhe gewiß zu ihrem Vorteil. Die Physik und Naturgeschichte gehen indes mit mächtigen Schritten fort, und da die spekulative Philosophie nur Metaphysik, d. i. eine Nachphysik ist, so wird's dem menschlichen Geist immer ersprießlich, wenn sie sich nicht vordrängt, wie sie's Jahrhunderte durch getan hat und leider tun mußte —

Phil. Seit Descartes' Zeiten aber wollte sie doch der genauesten und reinsten Wissenschaft, der Mathematik, folgen.

Th. Sie ist ihr gefolgt und hat von ihrer Führerin alles gelernt, was diese sie lehren konnte: Bestimmtheit in den Begriffen, Genauigkeit in den Beweisen und Ordnung. Sind aber die Begriffe einmal willkürlich erfaßt oder unvollständig abstrahieret, so hilft alle mathematisch-reine Darstellung derselben, in der besten methodischen Ordnung nicht. Die Beweise werden Scheinbeweise, ja die strenge Form selbst kann ein Hindernis der Wahrheit werden. Wir sahen dies an Spinoza. Mit dem einen willkürlich angenommenen Begriff der Materie war eine Menge andrer willkürlicher Erklärungen von Attributen, Modifikationen, Raum, Körper u. f. veranlaßt, welche die mathematische Methode nicht gut machen konnte. . . .

Phil. . . . Gnug indessen, daß Spinoza weder ein Atheist noch Pantheist ist; ein dritter harter Knoten in ihm bleibt mir noch übrig.

Th. Ich merke leicht, wer er sei; und wie, wenn wir in dem harten Knoten eben das schönste Goldstück fänden?

Phil. Es soll mich sehr freuen, und jede Mühe der Auflösung wird mir willkommen sein; aber wer, m. Fr., ist der Verfasser der scholastischen Ode, die Sie mir neulich mitteilten?

Th. Ein Atheist, der verbrannt wurde, Vanini. Noch auf dem Richtplatz hob er einen Strohhalm auf und sagte, daß wenn er so unglücklich wäre, keine andern Beweise vom Dasein Gottes zu haben, als diesen Strohhalm, so würde dieser ihm gnug sein.

Phil. Und ward dennoch verbrannt? Vielleicht sonst als Ketzer?

Th. Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmsucht: er wollte ein Julius Cäsar in der Philosophie sein und ward ihr trauriges Opfer. Wie gefällt Ihnen seine Ode?

Phil. Für die Zeiten Vaninis gefällt sie mir sehr wohl. Der Ausdruck ist im Latein der damaligen Zeit und die Theorie über das höchste Wesen scholastisch; der zweite Teil des Gedichts aber ist sehr innig und herzlich. Der Dichter ist so durchdrungen von seinem Gegenstande, daß er allen Reichtum seiner Sprache aufbietet, um uns den Einzigen darzustellen, ohne den wir nichts, durch den wir aber alles sind, was wir sind, was wir können und wirken.

Th. So wird Ihnen vielleicht auch dies Blatt morgenländischer Sentenzen über das höchste Wesen nicht mißfallen. Sie sind im Geist der Sprachen des Orients gedacht, also auch vorgetragen und können nicht anders als in solchen gelesen werden. Morgen sprechen wir über unsern Spinoza weiter.

Gott.

Einige Aussprüche der Morgenländer.

In ihm leben, weben und sind wir. Wir sind seines Geschlechts.

Von ihm, in ihm und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Paulus.

Wenn wir gleich viel sagen, so werden wir's doch nicht erschöpfen; der Inbegriff aller Gedanken, das All ist er. Sirach.

Ihm allein kommt es zu, zu sagen: Ich! Er, dessen Reich ewig und dessen Wunsch sich selbst genug ist. Wer außer ihm sagt: ich! ist ein Teufel.

Der Geschöpfe Eigenschaften sind alle zwiefach: denn wie sie auf der einen Seite Macht haben, so haben sie

auf der andern Schwachheit. Wenn sich in einer Sache Überfluß befindet, so findet sich auch Mangel bei ihr. Kenntnis und Unwissenheit sind mit einander vereinigt, Kraft und Schwachheit, Leben und Tod. Nur des Schöpfers Macht ist ohne Grenzen, sein Reichtum ohne Mangel, seine Wissenschaft ohne Dunkelheit, sein Leben ohne Tod. Alle Dinge sind zwiefach geschaffen, Gott allein ist einzig und ewig.

Die Menschen, o Gott, messen dich nicht mit dem Maß, mit welchem du gemessen werden mußt; nur von deinem Wesen allein kann dein Wesen begriffen werden. Denn was für ein Verhältnis kann sein zwischen dem, der ewig ist, und zwischen dem, der in der Zeit geschaffen worden? zwischen ein wenig Wasser und Erde, und zwischen dem Herren aller Dinge?

Die droben im Tempel seiner Herrlichkeit anbeten, gestehen es und sagen: „Wir verehren dich nicht, o Gott, mit würdiger Verehrung“. Wenn sie den Glanz seiner Schönheit preisen, stehn sie erstaunt und klagen: „Wir erkennen dich nicht, o Gott, mit wahrer Erkenntnis“.

Und wenn nun jemand mich um sein Lob fragte, was sollte der Sinnlose vom Bildlosen sagen? Der Liebende wird ein Opfer des Geliebten, und das Opfer verstummt.

Ein Betrachter Gottes, ein redlicher Mann, senkte das Haupt zum Busen und schien wie untergegangen im Meer der Beschauung. Als er emporkam, redete ihn einer seiner Vertrauten an und sprach: Was hast du uns Schönes mitgebracht aus dem Garten, in dem du warest?

Ich wollte Rosen brechen, antwortete er; mein Kleid, meinen Busen wollte ich anfüllen mit ihnen, ein Geschenk für meine Freunde; schon nahte ich mich dem Busch voll schöner erquickender Rosen; allein der starke Duft derselben berauschte, überwältigte mich, meiner Hand entsank das Kleid und alle gesammleten Rosen.

Lautsingende Nachtigall, von der Mücke lerne, was Liebe sei. Sie fliegt hinein in die geliebte Flamme, ihr Flügel versenget; tot und stumm sinkt sie danieder.

Jene Prahler, jene Schwätzer von Gott wissen nichts von ihm; wer ihn kennet, schweigt.

O du, höher als alle Gedanken, als alles Urteil, als jede Meinung, als jede Einbildung. Alles, was die Väter sagten, las und hörete ich: Gespräch und Leben ist zu Ende, und ich bin eben am Anfange deiner Beschreibung.

Drittes Gespräch.

Phil. Was haben Sie da für eine schöne Göttin vor sich? Schön wie die Liebe und ernst wie die Weisheit: sie blickt zum verschleierten Busen hinunter und hält die Linke, als ob sie etwas an ihr messe; die gemessene Hand hält einen Zweig. Es ist etwas Stilles in ihrem Tritt und eine erhabene Anmut in ihrer ganzen Haltung.

Th. Es ist die Nemesis der Griechen, ein personifizierter Begriff, den ich sehr liebe. Sie ist ernst und schön: denn sie ist eine Tochter der Gerechtigkeit, die nicht anders als eine weise Güte sein kann. Darum misset sie mit der Rechten das Betragen und Glück der Sterblichen ab und blickt unparteiisch zum Busen hinunter; für den aber, der das Maß trifft, hält sie den Zweig der Belohnung. Sonst hat sie auch ein Rad unter ihren Füßen: eine Anzeige, daß sie das Glück des Übermütigen im schnellen Nu, durch die leichteste Berührung stürze und ihn verderbe. Bei der Bildsäule ließ der Künstler dies Symbol weg und gab ihr dafür nur den stillen Tritt, die sanfte feste Haltung, die Sie bemerkten; unsere Nemesis, m. Fr., soll des schreckenden stürzenden Rades auch nicht bedürfen. Das ernst-gütige Angesicht der Göttin selbst, ihr weises Maß und der Zweig des Glückes, den sie in der Hand hält, sind der Symbole gnug, uns an die feste Naturwahrheit zu erinnern: daß aller Bestand, alles Wohlsein, ja das Dasein der Dinge selbst nur auf Maß, Proportion und Ordnung gebauet sein und sich durch diese allein erhalten.

Phil. Da treffen Sie, Theophron, auf den Satz eines meiner geachtetsten Philosophen, den ich den Leibniz unsrer Zeit nennen möchte, Lamberts. Sowohl in seinem Organon als in seiner Architektonik kann er nicht oft gnug auf die Wahrheit zurückkommen, daß der Be-

harrungsstand, mithin das Wesen jedes eingeschränkten Dinges, allenthalben auf einem Maximum beruhe, bei welchem gegenseitige Regeln einander aufheben oder einschränken, mithin die Bestandheit der Dinge und ihre innere Wahrheit, nebst dem Ebenmaß, der Ordnung, Schönheit, Güte, die sie begleiten, auf eine Art innerer Notwendigkeit gegründet sei. . . .

Th. . . . Aber wo ist das Rad der Veränderung, das der Nemesis gehöret, in Ihrer mathematischen Formel?

Phil. Der Weltweise vergaß es nicht; er bemerkte, daß wenn Dinge oder Systeme von Dingen in ihrem Beharrungszustande gestört werden, sie sich demselben auf eine oder die andere Weise wieder zu nähern trachten und bestimmte diese Weisen.

Th. Vortrefflich. . . . Sein Tod ist zu beklagen; aber andre Geister werden anbauen, was er unvollendet gelassen hat. In der mathematischen Physik hat man viele dergleichen Gesetze und Kompensationen der höchsten Weisheit bereits gefunden, die alle Willkür ausschließen und dem denkenden Geist den hohen Begriff innerer Vollkommenheit, Güte und Schönheit in der Existenz und Fortdauer eines jeden Dinges zu seiner unbeschreiblichen Freude geben. Aus manchen dieser Bemerkungen hat man freilich anfangs zuviel schließen wollen: das schadet aber der Schönheit ihrer Erfindung nicht. Der Irrtum schleift sich ab, aber die Wahrheit bleibet. Je mehr die wahre Physik zunimmt, desto weiter kommen wir aus dem Reich blinder Macht und Willkür hinaus, ins Reich der weisesten Notwendigkeit, einer in sich selbst festen Güte und Schönheit. Alle sinnlose Furcht verschwindet, wenn die freudige klare Zuversicht allenthalben eine Schöpfung gewahr wird, in deren kleinstem Punkt der ganze Gott mit seiner Weisheit und Güte gegenwärtig ist, und dem Wesen dieses Geschöpfs nach mit seiner ungeteilten und unteilbaren Gotteskraft wirket. Wo bleibt z. B. das leere Schrecken, daß ein Komet unsre Erde überflügle, seitdem man den Gang dieser Weltkörper genauer kennet und nicht nur mehr als siebenzig derselben, sondern selbst die Fälle berechnet hat, in welchen eine solche Überstürzung nach Naturgesetzen zu befürchten wäre. Die Möglichkeit dieses Unfalls wird durch die Berechnung so

ungeheuer klein, daß sie, der innern Natur der Kräfte nach, durch welche sich das Weltall erhält, beinahe zum Nichts verschwindet. Was hat man nicht von den Unregelmäßigkeiten und ihren bösen Folgen gewähnt, in welche sich die Himmelskörper durch ihre gegenseitige Anziehungen mit der Zeit stürzen müßten! Der leere Schrecken ist bloß durch die klärere Ansicht der Sache selbst verschwunden, da man gefunden hat, daß nach unwandelbaren Gesetzen der Natur sich diese Unregelmäßigkeiten einander selbst kompensieren. Wohltätige, schöne Notwendigkeit, unter deren überall ausgebreitetem Zepter wir leben! Sie ist ein Kind der höchsten Weisheit, die Zwillingsschwester der ewigen Macht, die Mutter aller Güte, Glückseligkeit, Sicherheit und Ordnung. Wüßte ich ein schöneres Bild derselben aus dem Altertum, die Nemesis sollte dieser höheren Adrastea sogleich ihren Platz einräumen.

Phil. Das war also das Goldstück, das Sie mir in dem Knoten versprachen, den uns Spinoza mit seiner innern Notwendigkeit der Natur Gottes geknüpft hat; aber, Theophron, der Knote ist noch nicht gelöset. Wie hart redet er gegen alle Absichten Gottes in der Schöpfung! Wie bestimmt spricht er Gott den Verstand und Willen ab und leitet alles, was da ist, bloß und allein aus seiner unendlichen Macht ab, die er nicht nur über Verstand und Absichten setzt, sondern auch völlig von denselben trennet. Sie wissen, m. Fr., daß diese Sätze unserm Philosophen die härtesten Gegner zugezogen haben; selbst Leibniz, der den Spinoza sehr ehrte, hat sich in seiner Theodicee aufs bestimmtste gegen sie erkläret. . . .

Th. . . . ich kann klar beweisen, teils, daß Spinoza sich selbst in diesen Sätzen nicht völlig verstanden, weil sie Folgen der bösen Cartesischen Erklärungen sind, die er in sein System nahm und seiner Zeit gemäß nehmen mußte; teils, daß man ihn noch viel falscher verstanden hat, als er sich dunkel ausdruckte. Räumen wir aber jene Irrtümer des Cartesius weg und erklären des Spinoza Sätze bloß der Grundidee zufolge, auf welche er sein eignes System bauete, so hellen sie sich auf; die Nebel ziehen hinweg, und Spinoza gewinnt, wie mich dünkt, selbst einen Schritt vor Leibniz voraus, der vorsichtig, aber in

diesem Stück vielleicht zu vorsichtig auf ihn folgte. . . . Zuerst leugne ich's völlig, daß Spinoza Gott zu einem gedankenlosen Wesen dichte; schwerlich kann es einen Irrtum geben, der seinem System mehr zuwider liefe als dieser. Das Wesen Gottes ist bei ihm durchaus Wirklichkeit, und Spinoza war selbst zu sehr ein Denker, um nicht die Realität auch dieser Vollkommenheit, der höchsten, die wir kennen, innig zu schätzen und zu fühlen. Sein höchstes Wesen also, das *alle Vollkommenheit auf die vollkommenste Weise* besitzet, kann der vorzüglichsten derselben, des Denkens, nicht ermangeln: denn wie wären sonst Gedanken und Vorstellungsarten in eingeschränkten, denkenden Geschöpfen? die, nach Spinoza's System allesamt ja nur Darstellungen und reale *Folgen* jenes höchstrealen Daseins sind, das, nach seiner Erklärung, allein den Namen eines Selbstbestehenden verdienet. In Gott ist also, wie er deutlich sagt, unter unendlichen Eigenschaften auch die Vollkommenheit eines unendlichen Denkens, die Spinoza nur deswegen vom Verstande und den Vorstellungsweisen eingeschränkter Wesen unterscheidet, um jene als einzig in ihrer Art und ganz unvergleichbar mit diesen zu bezeichnen. Sie werden sein Gleichnis bemerkt haben, daß sich die Gedanken Gottes zu menschlichen Vorstellungsarten wohl kaum anders verhalten könnten, als das Gestirn am Himmel, das man den Hund nennt, zu einem irdischen Hunde. . . . Daß aber alle reine, wahre, vollständige Erkenntnis in unsrer Seele gleichsam nur eine *Formel des göttlichen Erkennens* sei, das, getraue ich mir zu sagen, hat niemand stärker behauptet, als Spinoza, er, der die Natur des Göttlichen im Menschen einzig nur in diese reine, lebendige Erkenntnis Gottes, seiner Eigenschaften und Wirkungen setzte. . . . Wohlan also, eine unendliche, ursprüngliche *Denkkraft*, der Urquell aller Gedanken ist nach Spinoza Gott wesentlich; über die unendliche *Wirkungskraft* in ihm haben wir, diesem System nach, nicht zu zweifeln.

Phil. Nein, denn nach Spinoza ist Verstand und Wille sogar eins. D. i. in unsrer lindern Sprache: ein Verstand, der das Beste einsieht, muß auch das Beste wollen, und wenn er die Kraft dazu hat, es wirken. An der unendlichen *Macht* seines Gottes aber ist nicht zu

zweifeln, da er eben dieser Macht alles unterwirft und von ihr alles herleitet.

Th. Was fehlt ihm also, daß er die unendliche Denk- und Wirkungskraft nicht verband und in dieser Verbindung das nicht deutlicher ausdruckte, was er in ihr notwendig finden mußte, nämlich: daß die höchste Macht notwendig auch die weiseste Macht, d. i. eine nach innern ewigen Gesetzen geordnete, unendliche Güte sei? Denn eine ungeordnete, regellose, blinde Macht ist ja nie die höchste: nie kann sie das Vorbild und der Inbegriff aller der Ordnung, Weisheit und Regelmäßigkeit sein, die wir, obgleich eingeschränkte Wesen, nach ewigen Gesetzen in der Schöpfung bemerken; wenn sie selbst diese Gesetze nicht kennet und solche nicht als ihre ewige, innere Natur ausübet. Von einer geordneten müßte die blinde Macht notwendig übertroffen werden und könnte also nicht Gott sein. — Woher daß Spinoza hier so in der Dunkelheit blieb und die zusammenhangende Stärke seines eignen Systems nicht erkannte?

Phil. Jetzt merke ich's, Theophron, und ich danke Ihnen, daß Sie mir auf den Weg geholfen haben; es ist immer noch jene falsche Cartesische Erklärung, die ihm auch hier sein eigenes Licht verbaute. Gedanke und Ausdehnung stehen ihm nämlich als zwei unberührbare Dinge entgegen; der Gedanke kann nicht durch die Ausdehnung, die Ausdehnung nicht durch den Gedanken begrenzt werden. Da er nun beide als Eigenschaften Gottes, eines unteilbaren Wesens, annahm und keine durch die andre zu erklären wagte, so mußte er ein Drittes annehmen, unter welches sich beide fügten, und das nannte er Macht. Hätte er den Begriff von Macht wie den Begriff der Materie entwickelt, so müßte er bei diesem notwendig und selbst seinem System zufolge auf den Begriff von Kräften gekommen sein, die eben sowohl in der Materie, als in Organen des Denkens wirken; mithin hätte er auch in jenem Macht und Gedanken als Kräfte, d. i. als Eins betrachtet. Auch der Gedanke ist Macht und zwar die vollkommenste, schlechterdings unendliche Macht, eben dadurch, daß er alles ist und hat, was zur unendlichen, in sich selbst gegründeten Macht gehöret. Der Knoten ist

also gelöset, und das Gold in demselben liegt vor mir. Die ewige Urkraft, die Kraft aller Kräfte ist nur Eine, und in jeder Eigenschaft derselben, wie solche unser schwache Verstand auch teilen möge, ist sie gleich unendlich. Nach ewigen Gesetzen seines Wesens denkt, wirkt und ist Gott das Vollkommenste auf jede von ihm allein denkbare, d. i. die vollkommenste Weise. Nicht weise sind seine Gedanken, sondern die Weisheit; nicht gut allein sind seine Wirkungen, sondern die Güte; und das alles nicht aus Zwang, nicht aus Willkür, als ob auch das Gegenteil statt haben könnte, sondern aus seiner innern, ewigen, ihm wesentlichen Natur, aus ursprünglicher, vollkommenster Güte und Wahrheit.

Jetzt sehe ich auch, m. Fr., warum Spinoza so sehr gegen die Absichten ist und dem Anschein nach hart gegen sie redet. Sie sind ihm Willkürlichkeiten und Velleitäten, die der Künstler gewollt, aber auch nicht gewollt haben könnte. Was Gott wirkte, darüber durfte er nicht erst beratschlagen und wählen; die Wirkung floß aus der Natur des vollkommensten Wesens: sie war einzig und außer ihr nichts anders möglich.

Jetzt erinnere ich mich auch der vielen Anthropopathien selbst in Leibniz' vortrefflicher Theodicee, die mir nie recht zu Herzen wollten, ob ich damals gleich an ihre Stelle nichts Bessers zu setzen wußte, weil ich vor der blinden Notwendigkeit zurückbebte. . . .

Th. Darüber wundern Sie sich nicht. Er gab ihnen in einem popularen Buch, seiner Theodicee, Raum, und Sie wissen, wozu die populare Vorstellungsart oft verleitet. Die vielen und scheinbaren Einwürfe Bayle's zwangen ihn, seine Gegengründe auch glänzend zu machen und sie auf alle Seiten zu wenden; daher denn die Anthropopathien, ja oft beinah ein fortgesetzter Anthropomorphismus, den ich für mich zwar aus diesem schönen Buch hinwegwünschte, der aber doch für Leibnizens Zeiten vielleicht nötig war. . . .

Phil. Gegen die Notwendigkeit des Spinoza aber hat er sich doch stark erkläret.

Th. In einer popularen Theodicee mußte er's tun, weil es hier nicht sein Zweck war, den Spinoza sanft zurechtzurücken, wie er's in einer andern vortrefflichen

Schrift mit Locke getan hat, sondern sein eigenes System von Spinoza's scharf zu unterscheiden.

Phil. Und dies eigne System war —

Th. Das System der moralischen Notwendigkeit in Gott, nach welchem er das Beste aus Konvenienz wählte.

Phil. Und wie ist die moralische Notwendigkeit von unsrer Notwendigkeit, die ich die wesentliche, innere, göttliche Notwendigkeit nennen will, unterschieden? Gott muß das Beste, nicht durch eine schwache Willkür, sondern seiner Natur nach, ohne langsame Vergleichung mit dem Schlechtern, das ohne ihn ein Nichts ist, vollständig einsehen und wirken. Auch im System des Spinoza ist von einer physischen Notwendigkeit, sofern diese einen blinden äußern Zwang bedeutet, gar nicht die Rede; gegen sie streitet Spinoza aus vollen Kräften. Sittengesetze von außen aber kennet Gott nicht —

Th. An die dachte auch Leibniz nicht, da er das Wort „moralische Notwendigkeit" wählte; er setzte sie bloß der physischen, d. i. der blinden Macht oder dem äußern Zwange entgegen und stieß sich in Ansehung der ersten an die harten Ausdrücke des Spinoza. Die Leibnizen also den blinden Fatalismus zuschreiben, tun ihm, wie mich dünkt, Unrecht; er hat sich gegen Clarke darüber bündig erkläret, und selbst seine moralische Notwendigkeit in Gott hat er ja, so viel er konnte, durch Anthropopathien eines Entwurfs, einer Wahl, der Konvenienz u. f. gemildert. . . .

Phil. Und welcher Sterbliche wird's nicht tun müssen, sobald er von der innern Notwendigkeit, die durch sich selbst Güte ist, den Blick wegwendet und einzelne, äußere Absichten Gottes nach Konvenienz erraten will? Unvermutet sinkt er in ein Meer erdichteter Endzwecke, die er bewundert oder vermutet, bei welchen er aber den Grund der ganzen Erscheinung, die innere Natur der Sache selbst zu erforschen gar leicht aufgibt. Welche Menge Theodiceen, Teleologien, Physiko-Theologien sind auf Leibnizens schönes Buch gefolgt, die aus Konvenienz dem höchsten Wesen oft nicht nur sehr eingeschränkte, kleine, schwache Absichten unterschoben, sondern meistens auch darauf hinausgingen, alles zur Willkür Gottes zu machen,

die Kette der Natur zu zerreißen und ein paar Gegenstände in derselben so zu isolieren, daß eben an dieser und jener Stelle ein elektrischer Funke willkürlicher göttlicher Absicht fahre. Ich gestehe, das ist meine Philosophie nicht.

Th. Und welches ist die Ihre, Philolaus?

Phil. Sich um die innere Natur der Dinge zu bekümmern, wie sie da sind. Bedingt ist das Dasein der Welt, daran zweifelt niemand: denn eine Wirkung ist nur durch ihre Ursache, nicht durch sich selber. Da aber die Welt einmal da ist, wie sie auch entstanden sein möge, und nicht etwa nur hie und da Spuren von Weisheit und Güte zeigt, wie man gemeiniglich redet, sondern in jedem Punkt, im Wesen jedes Dinges und seiner Eigenschaften, wenn ich so sagen darf, den ganzen Gott offenbaret, wie er nämlich in dieser Hülle, in diesem Punkt des Raumes und der Zeit sichtbar und energisch werden konnte — welche Kindheit wäre es, allein und immer zu fragen, warum und zu welchen geheimen Absichten er sich denn wohl also geoffenbaret haben möge, statt der notwendigern und schönern Untersuchung, was es denn eigentlich sei, das sich, und welchergestalt es sich offenbare, d. i. welche Kräfte der Natur und nach welchen Gesetzen sie in diesem oder jenem Organ wirken. . . . Wir nennen die Welt, weil sie eine Wirkung und voll Wirkungen ist, zufällig; der Ausdruck ist unpassend und selbst der Sprache zuwider. Die Wirkung des höchsten Verstandes, der nach notwendigen innern Gesetzen seines Wesens, mithin der vollkommensten Güte und Weisheit wirket, ist nicht Zufall, so wenig der Verstand Gottes selbst zufällig-weise, zufällig-gut ist. Er schuf das Mögliche, und einem unendlichen Verstande mit einer unendlichen Macht begleitet ist alles Mögliche möglich. Dies alles nun ist, wie wir's nennen, durch Raum und Zeit, d. i. durch Ordnung verbunden: jedes hervorgebrachte Ding ist durch die vollkommenste Individualität bestimmt und mit ihr umschränket: weder im Ganzen der Welt, noch in ihrem kleinsten Teile ist also Zufall. Außer dem, was der allmächtig wirkende Geist möglich fand, ist jede Möglichkeit ein Traum, so wie es außer dem Raume keinen Raum, außer der Zeit keine Zeit gibt. Alles dies sind leere Phantome

der Einbildungskraft, Worte, die ein Traum zusammensetzte, und in denen nur ein Traum Anschauungen wähnet.

Keinen Augenblick also ruhete der Schöpfer: denn in der Ewigkeit Gottes gibt's keine Augenblicke, und der wesentlich-Wirksame ruhete nie. Deshalb aber ist die Welt nicht wie Gott ewig: denn sie ist nur eine Verbindung von Dingen der Zeit. Jeder Augenblick der Zeitenfolge also, ja die ganze Zeitenfolge selbst ist mit der absoluten Ewigkeit Gottes unvergleichbar. Alle Dinge der Zeitenfolge sind bedingt, sind abhängig von einander und von der Ursache, die sie hervorbrachte; keins derselben ist also mit dem Dasein Gottes zu vergleichen. Was die Zeit für die Folge ist, ist der Raum für die Koexistenz. Gott ist durch keinen Raum ausmeßbar, weil er mit keinem Dinge als seinesgleichen koexistiert; er ist aber die ewige, unendliche Wurzel aller Dinge, so erhaben über unsere Einbildungskraft, daß in ihm aller Raum und alle Zeit verschwindet. Wir endliche Wesen, mit Raum und Zeit umfangen, die wir uns alles nur unter ihrem Maß denken, wir können von der höchsten Ursache nur sagen: sie ist, sie wirket; aber mit diesem Worte sagen wir alles. Mit unendlicher Macht und Güte wirkt sie in jedem Punkt des Raums, in jedem Augenblick der forteilenden Zeit; Raum und Zeit aber sind nur uns ein dunkles oder helleres Bild vom Zusammenhange der Wesen nach jener festbestimmten ewigen Ordnung, welche die Eigenschaft und Wirkung der unendlichen Wirklichkeit selbst ist, mithin auf nichts geringerm als dieser unteilbaren ewigen Unendlichkeit ruhet. Kein edleres Geschäft also kennt unser Geist, als der Ordnung nachzusinnen, die der Ewige dachte. Jedes seiner Gesetze ist das Wesen der Dinge selbst, mithin ihnen nicht willkürlich angehängt, sondern eins mit ihnen. Ihr Wesen ist auf sein Gesetz, sein Gesetz auf ihr Wesen und auf die Verbindung aller Wesen gegründet. Wie kindisch wäre es nun, wenn, indem ich die Schönheit des Zirkels und seiner mancherlei Verhältnisse bewundre, ich tiefsinnig den geheimen, besondern Absichten nachspüren wollte, warum Gott solch einen Zirkel schuf; warum er die genauen, schönen Verhältnisse in ihm zur Natur des Raums und unsrer messenden Vernunft machte. Der Raum wäre kein Raum, wenn in ihm

nicht unter allen möglichen Umrissen auch der Zirkel stattfinden sollte, und unsre Vernunft wäre keine Vernunft, wenn sie die schönen Verhältnisse jeder Abteilung in ihm nicht bemerken könnte. . . . Allen diesen Trüglichkeiten, zu welchen man den Namen Gottes mißbrauchet, entgeht der bescheidne Naturforscher, der uns zwar nicht partikulare Willensmeinungen aus der Kammer des göttlichen Rats verkündigt, aber dafür die Beschaffenheit der Dinge selbst untersucht und auf die ihnen wesentlich-eingepflanzten Gesetze merket. Er sucht und findet, indem er die Absichten Gottes zu vergessen scheint, in jedem Gegenstande und Punkt der Schöpfung den ganzen Gott, d. i. in jedem Dinge eine ihm wesentliche Wahrheit, Harmonie und Schönheit, ohne welche es nicht wäre und sein könnte, auf welche also seine Existenz mit innerer, zwar einer bedingten, aber dennoch in ihrer Art eben so wesentlichen Notwendigkeit gegründet ist, als auf welcher unbedingt das Dasein Gottes ruhet. Eben die Abhängigkeit der Dinge von Gott macht ihre Wesen zu notwendigen Ebenbildern seiner Güte und Schönheit, wie sich diese nur in solcher und keiner andern Erscheinung offenbaren konnte. Ich wünschte, daß Spinoza ein Jahrhundert später geboren wäre, um, von den Hypothesen des Descartes fern, im freieren, reineren Licht der mathematischen Naturlehre und einer wahreren Naturgeschichte zu philosophieren; welche andre Gestalt würde selbst seine abstrakte Philosophie gewonnen haben!

Th. Und ich wünschte, daß andre auf dem Wege tapfer fortgehen mögen, für welchen Spinoza in seiner Dämmerung die Bahn brach, nämlich: genaue reine Naturgesetze zu entwickeln, ohne sich um partikulare Absichten Gottes dabei zu bekümmern. Wer mir die Naturgesetze zeigen könnte, wie nach innrer Notwendigkeit und Verbindung wirkender Kräfte in solchen und keinen andern Organen unsre Erscheinungen der sogenannt-toten und lebenden Schöpfung Salze, Pflanzen, Tiere und Menschen entstehn, hätte die schönste Bewundrung, Liebe und Verehrung Gottes weit mehr befördert, als der mir aus der Kammer des göttlichen Rats predigt, daß wir die Füße zum Gehen, das Auge zum Sehen haben u. f.; an welchen geheimen Entdeckungen niemand je zweifelte.

Phil. Mich dünkt, es gehe jetzt auch mit den gewöhnlichen Physiko-Theologien ziemlich zu Ende.

Th. Sie waren zu ihrer Zeit sehr nützlich und eigentlich nichts als kindlich-schöne populare Anwendungen einer neuen festern Naturlehre. Ihr Grund wird also immer bleiben: ja die Wahrheit in ihnen wird sich noch ungleich mehr verherrlichen, wenn man nicht mehr bei jedem einzelnen kleinen Umstande nach einzelnen kleinen Absichten hascht, sondern immer mehr einen Blick über das Ganze gewinnet, das bis auf seine kleinsten Verbindungen nur ein System ist, in welchem sich nach unveränderlichen innern Regeln die weiseste Güte offenbaret. Ein Gebäude der Gottesverehrung, das sowohl metaphysisch über das Endlose des Raumes und der Zeit geht, als es physisch im Wesen der Dinge selbst unerschütterlich fest ruhet! Jedes gefundene wahre Naturgesetz wäre damit eine gefundene Regel des ewigen göttlichen Verstandes, der nur Wahrheit sehen, nur Wirklichkeit wirken konnte.

Phil. Wie dauert's mich, daß die Philosophie des Spinoza, die dahin weiset, mit so manchen abschreckenden Härten verwebt ist! denn in dieser Gestalt wird sie doch immer nur für Wenige bleiben.

Th. Eben das ist gut: der große Haufe muß diese Philosophie nicht lesen; eine Sekte muß sie nie stiften.... Lesen Sie dies Buch und sehen, was Lessing über ihn gesagt hat. Haben Sie nichts von dem Geräusch gehört, das über dem Grabe dieses Gelehrten entstanden ist: er sei ein Spinozist gewesen? . . .

Viertes Gespräch.

Phil. Hier haben Sie Ihr kleines Buch mit Dank wieder. Man hört Lessing reden, wenn er auch nur Silben hervorbringt; über unsre Materie aber hätte ich ihn doch gern ausführlicher vernommen, ich kann's nicht leugnen.

Th. Ich gleichfalls; wie gefällt Ihnen indes das Wenige, was er saget?

Phil. Es ist zu wenig, um darüber zu urteilen; und wiederum zu abgerissen, ja hie und da nach Lessings Manier vielleicht zu kräftig gesagt. Ist's Ihnen nicht entgegen,

so will ich seine Worte herausheben und darüber ohne alle Anmaßung meine Meinung sagen. . . . „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen.“ Ich, nachdem mir die Steine des Anstoßes aus Spinoza weggeräumt sind, auch nicht. Das müßige Wesen, das außerhalb der Welt sitzt und sich selbst beschauet, so wie es sich Ewigkeiten hindurch beschauete, ehe es mit dem Plan der Welt fertig ward, ist nicht für mich; für Sie, Theophron, auch nicht.

Th. Ich weiß aber nicht, Philolaus, warum Lessing das Phantom dieses langweiligen trägen Gottes orthodoxe Begriffe nennet. Es hat weder die Konsistenz eines Begriffes, noch ist's je die Meinung orthodoxer, d. i. solcher Philosophen gewesen, die deutlicher Begriffe fähig waren. Ein solcher Gott ist zwar Orthodoxie der Indier, deren Gott Jagrenat schon viele Jahrtausende her mit über den Bauch geschlungenen, hangenden Armen sitzt und sich wohl befindet . . . ich sehe aber nicht, warum der unsrige ein Jagrenat sein müßte.

Phil. Sie haben es indessen selbst bekannt, Theophron, daß einige unsrer popularen Philosophen zu indischen Vorstellungen der Art Anlaß gegeben, oder wenigstens solchen nicht ernstlich gnug entgegengearbeitet haben. Ich lese in Lessing weiter:

„*Εν και παν*! Eins und alles. Ich weiß nichts anders.“ — Ich auch nicht; nur wünschte ich aus der Seele Lessings zu vernehmen, wie er sich die Verbindung dieser beiden größesten Worte, deren unsere Sprache fähig ist, erklärte. Auch die Welt ist ein Eins; auch die Gottheit ist ein All. Lessing fühlte selbst, daß er damit noch nichts Bestimmtes gesagt habe: er kam sich darüber näher zu erklären; aber auch diese seine nähere Erklärung reicht nicht so weit als ich wünschte. Ich sehe Lessings Hochachtung gegen die Philosophie des Spinoza; da aber ihn wie uns der Geist des Spinozismus — „ich meine den“, sagt er, „der in Spinoza selbst gefahren war“ — eigentlich allein interessieret; da, wie er sagt, „sein Credo in keinem Buche steht“, und er es nur unter einer Bedingung, die sich eigentlich selbst aufhebt, an sich kommen läßt, sich nach jemanden nennen zu wollen; so sind uns diese und andre Winke, ja die ganze Denkart Lessings gnugsame

Bürgen, daß er gewiß keine rohe All-Einheit, dergleichen auch das System des Spinoza nicht ist, zu seinem System gemacht haben werde. Eben hier also fing meine Begierde an, zu wissen, wie Lessing „den Geist, der in Spinoza selbst gefahren war“, zu sich gezaubert und zu dem seinigen gemacht habe; und eben hier muß ich bekennen, war meine Begierde vergebens. Lessing hört von einer verständigen, persönlichen Ursache der Welt und freuet sich dabei nach seiner Art, daß er jetzt etwas ganz Neues zu hören bekommen werde. Am Verstande Gottes konnte Lessings Verstand nie zweifeln; seine Neugierde war also auf die persönliche Ursache der Welt gerichtet, und darüber konnte er natürlich nichts Neues erfahren. Der Ausdruck Person, selbst wenn ihn die Theologen gebrauchen, die ihn aber nicht einmal der Welt entgegen setzen, sondern nur als Unterschied im Wesen Gottes annehmen, ist, wie sie selbst sagen, bloß antropopathisch; philosophisch konnte also hierüber nichts ausgemacht werden.

Lessing spricht ferner über die Freiheit des Willens. „Ich begehre, sagt er, keinen freien Willen; ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte den mehr viehischen als menschlichen Irrtum und Gotteslästerung, daß kein freier Will sei; worein der helle reine Kopf Spinozas sich doch auch zu finden wußte.“ So scherzt er mit den Worten des Reichstagsschlusses zu Augsburg und indem er uns auf den hellen, reinen Kopf Spinozas verweiset, erklärt er selbst, wie er den unfreien Willen des Menschen angenommen haben wolle. Mir ist kein Weltweiser bekannt, der die Knechtschaft des menschlichen Willens gründlicher auseinandergesetzt und die Freiheit desselben vortrefflicher bestimmt habe als Spinoza. Dem Menschen ist kein geringeres Ziel der Freiheit vorgesetzt, als die Freiheit Gottes selbst, durch eine Art innerer Notwendigkeit, d. i. durch vollständige Begriffe, die uns Erkenntnis und Liebe Gottes allein gewähren können, über unsre Leidenschaften, ja über das Schicksal selbst Herren zu werden. Gründlich beweiset es Spinoza, daß, wenn man Freiheit für tolle, blinde Willkür nehme, der Mensch ebensowenig als Gott selbst den hohen edlen Namen der Freiheit verdiene. . . .

Th. . . . Aber was sagt Lessing von den Gedanken Gottes? Mich dünkt, da habe ich etwas Neues gefunden.

Phil. Hier ist die Stelle. „Es gehört zu den menschlichen Vorurteilen, daß wir den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, mit samt den Vorstellungen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein, als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern auch völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf." — Was denken Sie von dieser Stelle, Theophron?

Th. Ich wollte wissen, was Sie davon denken.

Phil. So muß ich bekennen, daß ich mir vergeblich Mühe gebe, etwas Bestimmtes daraus zu finden. Daß es zu den menschlichen Vorurteilen gehöre, den Gedanken als das Erste und Vornehmste zu betrachten und aus ihm alles herleiten zu wollen, gebe ich gern zu. Wir kennen nichts Höheres in seiner Art, als den Gedanken; Lessing selbst hat nichts Höheres namhaft machen können. Alles aus ihm herleiten zu können, ist bisher ein vergeblicher Versuch gewesen, denn wie Schwere, Bewegung und jede andre der tausend wirkenden Kräfte des Weltalls mit dem Gedanken zusammenhange, ist noch immer ein Rätsel. Daß der Gedanke auf viele andre ihm untergeordnete Kräfte wirke, wissen wir, ob wir gleich die Art der Wirkung nicht einsehn. In welcher höheren Kraft aber Gedanke, Bewegung und alle Kräfte der Natur (unter welche, wie wir gesehen haben, die Ausdehnung gar nicht gehört) gegründet sein; wer ist der uns dieses sage? Lessing selbst sagt nur, es könne eine solche Kraft geben, bekennt aber selbst, daß wir nicht imstande sein, etwas von ihr zu gedenken.

Th. Mich dünkt, da hat Lessing zu viel gesagt. Wie, wenn ich Ihnen zwar nicht eine höhere Kraft, aber den reellen Begriff nennte, in welchem alle diese Kräfte nicht nur gegründet sind, sondern den sie auch allesamt nicht erschöpfen? Er hat alle Eigenschaften, die Lessing von seiner unbekannten Kraft fodert, „er ist unendlich vortrefflicher, als jede einzelne Wirkung einer einzelnen

Kraft und gibt wirklich eine Art des Genusses, der nicht nur alle Begriffe übersteigt, sondern auch (zwar nicht außer, aber) über und vor jedem Begriffe liegt", weil jeder Begriff ihn voraussetzt und auf ihm ruhet.

Phil. Und dieser Begriff ist —?

Th. Das Dasein. Sie sehen, Lessing ist bei Spinoza nur auf halbem Wege stehen geblieben, sonst hätte er sich diesen Begriff schon entwickelt, den unser Weltweise als den Grund und Inbegriff aller Kräfte gnugsam darstellt. Das Dasein ist vortrefflicher als jede seiner Wirkungen: es gibt einen Genuß, der einzelne Begriffe nicht nur übersteigt, sondern mit ihnen auch gar nicht auszumessen ist, denn die Vorstellungskraft ist nur eine seiner Kräfte, der viele andre Kräfte gehorchen. So ist's bei Menschen: bei allen eingeschränkten Wesen muß es derselbe Fall sein; und bei Gott?

Phil. In Gottes Dasein trifft's auf die eminentste Weise zu, was Lessing von dieser höhern Kraft, die über alles Denken gehen soll, ahnet. Seine Existenz ist der Urgrund aller Wirklichkeit, der Inbegriff aller Kräfte, ein Genuß, der über alle Begriffe geht —

Th. Der aber auch außer allem Begriff liegt? Sie sehen abermals, daß Lessing den Knäuel Spinozistischer Ideen sich nicht ganz entwirrt habe. Die höchste Kraft muß sich selbst kennen, sonst ist sie eine blinde Macht, die von der denkenden gewiß überwunden würde, mithin nicht Gottheit wäre.

Phil. „Er, Spinoza, war aber fern, unsre elende Art nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und den Gedanken obenan zu setzen."

Th. Nach dem Dasein als dem Grunde aller Kräfte steht der Gedanke auch bei ihm obenan, nur ist er weit entfernt, dem Unendlichen eingeschränkte Vorstellungsarten, Kenntnisse *a posteriori*, fehlbare Beratschlagungen, willkürliche Absichten zu leihen, welches eben die Vortrefflichkeit seines Systems ausmacht.

Phil. Lessing fragt ferner, nach was für Vorstellungen sein Freund eine persönliche, extramundane Gottheit annehme? ob etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? und fürchtete, dieser sei im Herzen selbst ein Spinozist gewesen.

Th. Was Leibniz im Herzen gewesen sei, weiß ich nicht; seine Theodicee aber zeigt, daß er dies vor der Welt nicht sein wollte. . . .

Phil. „Leibnizens Begriffe von der Wahrheit“, sagt Lessing ferner, „waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen und es ist bei dem größesten Scharfsinn oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so wert: ich meine wegen dieser großen Art zu denken und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte.“

Th. Trefflich! Trefflich! Nur ein kleiner Kopf ist's, der sein Dutzend schönbemalter Wortschächtelchen als Kram nicht nur, sondern als Monopolium mit sich trägt und es gar nicht begreifen kann, daß andre Krämer andre Schächtelchen tragen. Dem wahren Philosophen ist an den Behältnissen überhaupt wenig gelegen; er siehet, was drin sei und was für ihn diene. . . . Lassen Sie uns . . . das Lessingsche Gespräch endigen.

Phil. Es ist zu Ende. Wir haben also von Lessing diesmal wenig gelernet.

Th. Und doch ist mir's nicht unlieb, daß dies Gespräch von seinem Freunde auf eine so unbefangene Art aufgeschrieben und bekannt gemacht ist. Dem Verstorbnen kann es nicht schaden, wofür ihn der schwache Sektenmacher halte, und uns ist's angenehm zu sehen, daß einem so ausgezeichneten Denker, wie Lessing war, auch Spinoza nicht unbemerkt geblieben sei; ja was er aus ihm hätte machen können, wenn er ihn näher zu prüfen und zu erforschen Zeit und Muße gehabt hätte. Im Buch seines Freundes werden Sie gewiß auch viel Wahres und Schönes, männlich-schön gesagt, gefunden haben.

Phil. Gewiß, nur muß ich ebenso aufrichtig bekennen, Theophron, daß ich mit seiner „persönlichen, supra- und extramundanen Gottheit“ so wenig fortkomme, als Lessing. Gott ist nicht Welt und Welt ist nicht Gott, das bleibt gewiß; aber mit dem extra und supra ist, dünkt mich, auch noch nicht viel ausgerichtet. Wenn

man von Gott redet, muß man sich alle Idole des Raums und der Zeit vergessen, oder unsre beste Mühe ist vergeblich.

Zweitens kann ich's eben so wenig bergen, daß Jacobi mit dem Begriff nicht übereinstimmt, den ich jetzt von Spinoza's System habe und in welchem wir beide uns doch Punkt für Punkt verstanden. Auch Mendelssohns Morgenstunden nahm ich zur Hand und sah, daß wir über das historische Faktum, was Spinoza's System sei, ziemlich eins waren. Also, sehen Sie leicht, kann ich in die Konklusionen nicht einstimmen: Spinozismus ist Atheismus. Die Leibniz-Wolfische Philosophie ist nicht minder fatalistisch als die Spinozistische. Jeder Weg der Demonstration gehet in den Fatalismus aus u. f. Denn nach meiner Überzeugung ist Spinozismus, wie ihn sich Spinoza dachte, kein Atheismus; auch ist in den harten Ausdrücken des Spinoza die Leibniz-Wolfische Notwendigkeit mit der Spinozischen nicht einerlei; und dann muß man sich von dem Wort Fatalismus, dünkt mich, so wenig schrecken lassen als von irgend einem Worte. Es gibt ein blindes und sehendes, ein heidnisches, mahometanisches und christliches Schicksal. Das letzte liegt im unabänderlichen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte; es kann also auch nicht anders als das Ziel jeder wahren Demonstration werden: denn Willkürlichkeiten lassen sich nie erweisen.

Th. Was sagen Sie aber zu seinem „Element aller menschlichen Erkenntnis und Wirksamkeit, dem Glauben?"

Phil. Ich wünschte, daß er sich darüber deutlicher erklärt hätte; jetzt fürchte ich, daß man ihn auf eine arge Art mißverstehen werde. Sein Prinzipium der menschlichen Erkenntnis und Wirksamkeit ist offenbar teils die innere Regel des Denkens oder wenn Sie wollen, der innere Sinn, teils alle äußere Sinne recht gebraucht, d. i. die Regel der Erfahrung. Nun ist's freilich Glaube, wenn man seinen Sinnen oder der Vernunft traut, allein der Ausdruck ist bei den deutschen Philosophen ziemlich ungewöhnlich. Glaube aber auf des andern Zeugnis, gar auf das Zeugnis der Tradition, vielleicht einer anonymen Sage ist ein ganz andres Ding, dessen Wert also auch nach andern Regeln geschätzt werden muß,

Regeln, bei denen ich die Vernunft nicht aus dem Spiel lassen möchte.

Th. ... die Wahrheit, die er mit diesen Ausdrücken festsetzen will, dünkt mich doch immer, unparteiisch erwogen, sehr annehmenswert. Sie werden gefunden haben, daß er auch im Gespräch mit Lessing darauf hinausgeht, „das Vernünfteln sei nicht das ganze Wesen, nicht der ganze Bestand des Menschen. Substanz, Dasein liege allen, auch den edelsten Kräften unsrer Natur zum Grunde; diese könne nicht in Vernünftelei aufgelöset oder gar durch sie hinwegraisonniert werden. Ohne Existenz und eine Reihe von Existenzen dächte der Mensch nicht, wie er denket; folglich müßte es auch der Zweck seiner Gedanken sein, nicht, sich Hirngespinste zu erträumen und mit Scheinbegriffen und Scheinworten wie mit einer selbstgemachten Wirklichkeit zu spielen, sondern wie er's nennt, Dasein zu enthüllen, solches als etwas Gegebnes oder (nach seinem Ausdruck) als eine Offenbarung Gottes anzunehmen, über welche und hinter welche man nicht hinauskann. Man müsse also seine Sinne durch Erfahrung, seinen innern Sinn durch Wahrheitliebe, Ordnung und Zusammenhang im Denken reinigen und schärfen, allen willkürlichen Verbindungen existenzloser Scheinbegriffe, d. i. dem trägen, toten Nichts entsagen und dafür was da ist, in den Eigenschaften und Beziehungen wie es da ist, kennen lernen. Ein solches Erkenntnis mit innigem Gefühl der Wahrheit verbunden, sei allein wahr: dies allein helle den Geist auf, bilde das Herz, bringe Ordnung und Regelmäßigkeit in alle Verrichtungen unsres Lebens; da hingegen jene metaphysische Grübelei, ohne ein Dasein von außen und Regeln der Wahrheit von innen vorauszusetzen, den Kopf öde und das Herz leer macht. Ist dies Prinzipium des Denkens nicht auch Ihnen völlig überzeugend?

Phil. Kein Philosoph wird je daran gezweifelt haben.

Th. In der Theorie nicht; vielleicht aber in der Ausübung desto mehrere. Nur täte man, dünkt mich, dem offenherzigen biedern Verfasser Unrecht, wenn man diese Regeln als ein der Mendelssohnschen Philosophie entgegengesetztes Prinzipium ansehen wollte. Mendelssohn war ein so klarer, heitrer Philosoph, desgleichen ich der

Philosophie unsres Vaterlandes noch viele wünsche. Wie Leibniz, Wolf, Shaftesbury, Lessing, Kästner, ja wie jeder Weltweise, der diesen Namen verdient, liebte er bestimmte Begriffe, die er von den Anschauungen des Nichts, von leeren Phantomen einer müßig-spekulierenden Einbildungskraft sorgfältig zu unterscheiden suchte. Jene menschliche Erkenntnis ohne und vor aller Erfahrung, jene sinnliche Anschauungen ohne und vor aller sinnlichen Empfindung eines Gegenstandes, nach eingepflanzten Formen der Denkkraft, die ihr von niemanden eingepflanzt worden, waren ihm Undinge, wie sie es auch jedem vernünftigen Denker sein müssen. In diesem Prinzipium sind also Mendelssohn, Jacobi, ja ich möchte sagen, jeder, der nur seine eigne Existenz wahrnimmt, einig. Ich wenigstens, m. Fr., fühle mich von jeder Philosophie, die mit dergleichen symbolischen Worten ohne Begriffe und ohne Sachen spielet, jedesmal so entkräftet, daß ich nicht bald gnug zur Natur, zur Existenz zurückkehren kann, um nur wieder inne zu werden, daß ich lebe. Auch wir, lieber Philolaus, haben in unserm Gespräch den Namen Gottes oft als ein bloßes Symbol brauchen müssen; wie wäre es, wenn wir es jetzt unterbrächen? Sie spielten mir nach Ihrer gefühlvollen Art ein sanftes Lied oder einen Hymnus vor, an welchem sich unsre Seele wieder erquickte. . . .

Ich möchte†) von der Musik sagen, was Vanini von seinem Strohhalm sagte: wäre ich so unglücklich, am Dasein Gottes zu zweifeln und hätte die Musik, so würde sie allein mir Demonstration sein.

Phil. Da sind Sie von einer sehr alten Denkart, Theophron, denn neuerlich hat man es sich ganz klar gemacht, daß es gar keine Demonstration von Gott weder geben könne, noch gebe.

Th. Und ich wollte behaupten, daß es ohne den Begriff Gottes keine Vernunft, viel weniger eine Demonstration gebe. Denn ohne noch irgend den Ursprung der Kräfte in Betracht zu ziehen, die denken, handeln, wirken und die der transscendente, d.i. der über sich selbst steigende Philosoph in ihrer ungeheuren Anzahl doch nie aus unsrer Welt wegleugnen kann, so ist schon die Art, wie alle

†) Vergl. die Erläuterung.

diese Kräfte ihrem Wesen nach wirken, mir Beweises gnug von Gott, d. i. von einem wesentlichen Grunde innerer Wahrheit, Übereinstimmung, Güte und Vollkommenheit, die ihr Dasein selbst einschließt. Daß es z. B. eine Wahrheit, d. i. etwas Denkbares gibt, daß dieses Denkbare nach innern Regeln verknüpft werden kann und bei unzählbaren Verknüpfungen dieser Art sich Harmonie und Ordnung zeiget, schon das ist mir die innigste Demonstration von Gott und wenn ich ein unglückseliger Egoist oder Idealist wäre, der sich das einzige denkende Wesen in der Welt zu sein einbildet. Zwischen jedem Subjekt und Prädikat stehet ein Ist oder Ist nicht und dies Ist, diese Formel der Gleichung und Übereinstimmung verschiedner Begriffe, das bloße Zeichen = ist meine Demonstration von Gott. Denn nochmals gesagt, es gibt eine Vernunft, eine Verknüpfung des Denkbaren in der Welt nach unwandelbaren Regeln, folglich muß es einen wesentlichen Grund dieser Verknüpfung geben, gesetzt, daß auch nur ein einziges denkendes Wesen wäre. Die Regel dieser Verknüpfung hat niemand willkürlich ersonnen, so wenig sie irgend ein mit Raum und Zeit befangenes, denkendes Wesen willkürlich übet; sie ist der notwendige Grund seiner, wie aller Gedanken und in der Geisterwelt eben das, was die Regel des Gleichgewichts unter den Körpern ist: sie trägt ihre innere Notwendigkeit mit sich. Es gibt also eine solche innere Notwendigkeit, d. i. eine selbständige Wahrheit.

Phil. Wo aber wohnt diese selbständige Wahrheit?

Th. In Gott und abgeleiteter Weise in allem, dem er die Wirklichkeit gab, sie möge darin objektiv oder subjektiv wohnen. Unsre Kenntnisse sind aus Sinnen und aus der Erfahrung geschöpft, wir müssen also zuerst nur wahrnehmen, mehrere Ähnlichkeiten zusammenhalten, allgemeinere Begriffe aus individuellen Verschiedenheiten absondern und läutern; dies alles ist ein Weg, der Irrtümer im Wahrnehmen, im Absondern, im Verbinden und Trennen der Begriffe nicht nur möglich, sondern beinah unvermeidlich macht: ein notwendiges Los der Menschheit. Die Regel aber, nach welcher wir wahrnehmen, absondern, schließen und verbinden ist eine göttliche Regel; auch selbst im Irrtum haben wir nach ihr gehandelt und

mußten nach ihr handeln, selbst wenn alle Gegenstände des Denkens Wahn wären. Betrachten Sie die Wahrheiten der Geometrie. Für unsre Sinne gibt es vielleicht keinen vollkommenen Zirkel in der Natur; wenn es aber auch keinen gäbe, so ist mir der erdichtete, mathematische Zirkel, mit allem was in ihm nach innerer Notwendigkeit gesetzt, abstrahiert und bewiesen wird, die vollkommenste Demonstration einer selbständigen göttlichen Wahrheit. Er beweiset mir nämlich, daß es eine *mathematische Vernunft* in der Welt gebe, und da uns unsre Sinne nur hindern, sie allenthalben in der Natur zu erkennen und anzuwenden, so sagt uns doch ihrem Wesen nach eben diese Vernunft, daß, wenn es denkende Wesen gibt, die mit feineren Sinnen die Welt anschauen, *sie nach eben diesen einzigen notwendigen Regeln denken*, also auch das Wesen, das die Ursache *meiner* und *jeder Vernunft ist*, dieselbe innere Gesetze der Gedanken auf die eminentste *Weise* kennen müsse, die es seinen Wirkungen zu Grundgesetzen des Daseins nicht anders als machen konnte. Bin ich Ihnen verständlich, Philolaus?

Phil. Sehr wohl; nur ist Ihr Beweis bloß hypothetisch: „wenn es eine Vernunft gibt, so muß es auch einen Grund derselben geben, und zwar einen *durch sich selbst notwendigen* Grund, weil die Gesetze der Vernunft durch sich selbst notwendig sind.“ Ich merke wohl, daß jetzt zu subsumieren sei: „nun gibt es aber eine Vernunft, also.“ Wie aber, wenn es keine gäbe?

Th. So gäbe es keine, und ein Philosoph, der seine Vernunft aufgibt oder leugnet, kann freilich keine Demonstration von Gott haben. W. z. E. Sobald er sie aber anerkennet und sich deutlich macht, was Vernunft sei, sobald ist ihm die Demonstration Gottes, d. i. eine *wesentliche Notwendigkeit in Verknüpfung der Wahrheiten* im Begriff der Vernunft selbst gegeben. Ich getraue mich, m. Fr., zu sagen, daß dies die einzige wesentliche Demonstration von Gott sei (mehrere wesentliche kann es auch nicht geben), die bei allen Beweisen wiederkommt, die aber nirgend so scharf und rein erscheint, als bei den Gesetzen unsres Verstandes.

Alle Beweise, z. B. aus der Natur, wo wir notwendige Gesetze der Bewegung und Ruhe, des Bestandes der Dinge

nach einem Verhältnis ihrer innern Kräfte u. f. wahrnehmen, setzen dieselbe Regel zum Grunde, die wir am reinsten bei unsrer Vernunft bemerken, nämlich: daß jedes Ding ist, was es ist, daß sein Wesen auf Kräften, sein Bestand auf einem Ebenmaß dieser Kräfte, seine Wirkung auf Verhältnissen derselben zu andern Dingen beruhe; und zwar dies alles nicht aus willkürlichen Absichten, die wir ganz beiseit setzen, sondern aus innern Gesetzen der Notwendigkeit, aus welchen Bestand und Zerstörung, Zusammensetzung und Auflösung, Bewegung, Ruhe und Wirkung folgen. Jede wahre Physiko-Theologie entwickelt also nichts als göttliche Vernunft und Kraft nach ewigen notwendigen Gesetzen, im Bau der Geschöpfe und in ihrer ganzen Verbindung nach Ort und Zeit. Sie enthält überall einen und denselben Schluß oder vielmehr eine und dieselbe Anschauung, in tausend Beispielen und Gegenständen vom verschwindenden Kleinsten, bis aufs unübersehbare Größte. Die Musik z. B., mit der Sie mich ergötzt haben, ist eine Formel notwendiger, ewiger Harmonie, auch wenn mein Ohr nicht da wäre, auch wenn ich, abstrahierend von aller Wohllust derselben, bloß mit meinem Verstande berechnete und mäße. Daß nun mein Ohr, daß meine Empfindung für die Musik geschaffen ist, daß sie auf so viele mir gleichgestimmte Wesen einerlei Wirkung tut, das alles macht zwar den Beweis der in ihr wohnenden Harmonie und Schönheit lebhafter; es setzt aber seinem demonstrativen Wert nichts zu. Denn wenn auch kein Ohr in der Welt und das Wesen der Musik bloß von einem rechnenden Verstande gedacht wäre, so wäre der Beweis vollendet. . . .

Phil. Also werden Sie sich auch über die Art der Schöpfung nicht erklären, ob sie Hervorbringung, Emanation u. dergl. sei?

Th. Wie könnte ich dieses, da ich nicht weiß, was Schaffen, was Hervorbringen heiße? Die gemeine Vorstellungsart ist, daß Gott die Welt aus sich herausgedacht habe; sie scheint die reinste zu sein, weil wir von keiner reinern Wirkung, als vom Gedanken unsrer Seele Begriff haben; auch haben sich Leibniz und alle helldenkende Köpfe an sie gehalten, weil ihnen die Erfahrung kein besseres Bild, die Sprache keinen bessern Ausdruck

gab. ... Die grobe Vorstellungsart z. B., daß Gott nach Millionen Ewigkeiten die Welt aus sich herausgedacht habe, wie eine Spinne das Gewebe aus sich zieht, ist mir unerträglich.

Phil. Die gröbere Emanation wird es Ihnen also noch mehr sein, und doch gibt man selbst dem Spinoza Schuld, daß er sein System aus dem Kabbalismus der Juden entlehnt habe.

Th. Wer hat Ihnen das eingebildet, Philolaus? ...

Phil. Also wird Ihnen auch das Bild der Weltseele nicht sonderlich lieb sein?

Th. Es ist ein menschliches Bild, und wenn es vorsichtig gebraucht wird, kann von der innig einwohnenden Kraft Gottes manches dadurch anschaulich gesagt werden; indessen bleibt es ein Bild, das ohne die größeste Vorsichtigkeit sogleich mißrät. Lesen Sie z. B. die Stelle, wie Lessing sich das Bild dachte.

Phil. „Wenn Lessing sich eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls."

Th. Merken Sie, wenn er sich eine persönliche Gottheit vorstellen wollte; er hatte aber gegen dies Persönliche vorher selbst protestiert, und wie könnte man auch die Seele im Körper eine Person nennen?

Phil. „Und das Ganze dachte er sich nach der Analogie eines organischen Körpers. Diese Seele des Ganzen wäre also, wie es alle andre Seelen nach allen möglichen Systemen sind, als Seele nur Effekt."

Th. Erwägen Sie die ungeheure Folge eines trüglichen Bildes: Gott, die Seele des Ganzen, sei ein Effekt, nichts als ein Effekt der Welt; alle andre Seelen, nach allen möglichen Systemen sein als Seelen nur Effekte. Wahrscheinlich also nur Effekte der Zusammensetzung ohne etwas Zusammensetzendes: der Leib, d. i. die Welt, wird Schöpfer, Gott ein Geschöpf; können Sie sich üblere Folgen einer Akkommodation denken? Gölte sie, so brächte jeder mit seinem Begriff der Seele in Gott hinein, was er sich an der Seele denket und von ihr wähnet. ...

Phil. ... Wahrscheinlich war dies alles von Lessing bloß Scherz, wie sein Freund unmittelbar drauf selbst sagt, daß er die Idee der Weltseele bald im Scherz, bald im Ernst gewendet habe.

Th. Und so zeigte Lessing selbst die Trüglichkeit des ganzen Bildes, das im Ernst und Scherz so und anders gewandt werden könnte. Sie kennen Lessings Art, die Sache so zu wenden, um eben das Ungereimte im Ungereimten zu zeigen.

Phil. Indessen, m. Fr., dürsten wir doch nach einer Vorstellung des Weltganzen. Am Einzelnen kann unsre Seele sich nie begnügen, und wenn das Ganze, wie ich freilich einsehe, kein Riese sein kann, „der sich gegen das Nichts sträubt, sich mit schrecklichen Kontorsionen in sich selbst zurückzieht, sich wieder ausdehnt und also Tod und Leben schafft, damit der Ewig-Lebende sich nur von Zeit zu Zeit selbst im Leben erhalte“, wenn dies alles freilich nichts ist, welche Vorstellung soll ich mir denn vom Ganzen der Welt bilden?

Th. Keine sinnliche Vorstellung, Philolaus. Das Endlose gibt kein Bild, das absolut Unendliche Ewige noch minder. Merken Sie, wie unser Haller alle Kräfte seiner Phantasie aufbietet, das Endlose zu schildern; er kann's nicht.

Unendlichkeit, wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag' und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die Tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich
und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
eilt eine Sonn' aus Gottes Kraft bewegt;
ihr Trieb läuft ab und eine andre schlägt,
Du aber bleibst und zählst sie nicht.

Mit dem letzten Zuge hat der Dichter sein ganzes Gemälde selbst vernichtet. So tut er's mit seinem noch schöneren Bilde der Ewigkeit:

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
wogegen Zeit und Schall und Wind
und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebürge Millionen auf:
ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Haufe;
und wann ich von der fürchterlichen Höhe
mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
noch nicht ein Teil von dir;
ich zieh' sie ab, und du liegst ganz vor mir.

Lassen Sie uns also selbst von einem philosophischen Dichter lernen, auf metaphysiche Phantasmen und leere Anschauungen eines endlosen Raums, einer endlosen Zeit, geschweige auf das unteilbare ewige Dasein in Bildern Verzicht zu tun. Wer dies nicht tun will, bringt Ungeheuer in die Philosophie, vor denen, wie billig ist, es den Erfinder zuerst selbst schaudert.

Phil. So möchte ich denn, ohn' alle Bilder, Naturgesetze der Haushaltung Gottes, ausdrückende Symbole der höchsten Wirklichkeit, einer notwendigen Güte und Weisheit kennen lernen. . . .

Th. Wir wollen die morgende Abendstunde dazu wählen. . . .

Fünftes Gespräch.

Theano. Vergönnen Sie mir, meine Freunde, daß ich heut Ihre sichtbare Zuhörerin sein darf, wie ich's bisher unsichtbar gewesen . . .

Phil. . . . Sie müssen sich in unser Gespräch mischen und ihm, wenn es sich in eine leere Metaphysik verirret, wieder auf den Schauplatz der Menschheit helfen. . . .

Theano. Ich will Sie so wenig unterbrechen als es sein kann und Ihnen dafür gleich jetzo zum Gespräch helfen. Sie wünschten gestern, Philolaus, Regeln der Haushaltung Gottes in der Welt oder wie Sie es nannten, ausdrückende Symbole seiner Wirklichkeit, Macht, Weisheit und Güte kennen zu lernen; wie ist's aber möglich, daß Theophron aus dem Ozean, der uns umfließt, einige Tropfen schöpfe? Fast mit Widerwillen hörete ich gestern, wie Sie Meinungen anführten, als ob das Dasein Gottes unerweislich sei, und ich wunderte mich, Theophron, daß Sie sich in diese Grübeleien einlassen wollten. Das Dasein eines Wesens kann, wie mich dünkt, nur durch Wesen und durch die Anschauung derselben, nicht durch willkürliche Begriffe und leere Worte erkannt werden, so wenig als es durch diese auch weggeräumt werden mag. . . . Wir sind Menschen, und als solche, dünkt mich, müssen wir Gott kennen lernen, wie er sich uns wirklich gegeben und geoffenbaret hat. Durch Begriffe empfangen wir ihn nur als einen Begriff. . . . durch Anschauungen der Natur aber, durch den Gebrauch unsrer Kräfte, durch den Genuß

unsres Lebens genießen wir ihn als wirkliches Dasein voll Kraft und Leben. Nennen Sie dies Schwärmerei, so will ich gern eine Schwärmerin sein, denn ich mag lieber die wirkliche Rose sehen und genießen, als von einer erdichteten, gemalten Rose mit ödem Kopfbrechen träumen.

Th. Wohl Theano! Sie sehen doch aber die Rose, die Sie genießen und werden sich dieses Genusses wegen nicht die Augen verbinden. Und was arbeiten Sie da? Sie sticken ja selbst diese Blume. Sie ahmen also einer Kunst der Natur nach, die Ihnen nur Ihr bemerkendes Auge sichtbar machte und jetzt das Auge Ihrer Seele, Ihre lebhafte Erinnrung der Nadel gleichsam vorzeichnet. Schließen Sie also von keinem Gefühl, von keinem Genuß der Schöpfung den Gedanken aus; er ist uns zum Anschauen Gottes so notwendig, als Ihrer arbeitenden Nadel das Bild der Zeichnung in Ihrer Seele. Der verkennete die Menschheit, der den Schöpfer nur schmecken und fühlen wollte, ohne ihn zu sehen und zu erkennen. . . . Wohlan denn, meine Freunde, und die Gottheit selbst wird uns beistehn, da wir die Natur ihres Wesens und ihrer Werke als die weiseste, beste Notwendigkeit zu entwickeln streben. Was konnte sie, indem sie auf eine uns unbegreifliche Art Wesen hervorbrachte, was konnte sie ihnen Höheres geben, als was in ihr selbst das Höchste ist, Dasein. In Gott ist's der Grund und Inbegriff alles Genusses, die Wurzel aller seiner unendlichen Kräfte; in jedem daseinden Dinge nicht minder. Aller unsrer Abhängigkeit ohngeachtet sind oder dünken auch wir uns Substanzen und fühlen unser Dasein mit so inniger Gewißheit, mit so sanfter Liebe und Freude, daß wir an die Zerstörung unsrer nicht nur ungern denken, sondern auch mit aller Gewalt sie uns nicht vorzustellen vermögen. Es ist das Wesen des denkenden Geistes, daß er vom Nichts durchaus keinen Begriff hat und es gehört eine sonderbare Verödung des Kopfs dazu, sich nur einzubilden, daß das Nichts ein denkbarer Begriff sei. . . .

Das Dasein ist ein unzerteilbarer Begriff, ein Wesen. Es kann so wenig in ein Nichts verwandelt werden, als wenig es ein Nichts ist oder die Gottheit könnte sich selbst vernichten. Ich rede hier nicht von Erscheinungen, von Zusammensetzungen irgend einer Gestalt in dem, was wir

Raum und Zeit nennen. Alles was erscheint, muß auch verschwinden: jedes Gewächs der Zeit trägt auch zugleich den Keim der Verwesung in sich, der da macht, daß es in seiner Erscheinung nicht ewig daure. Was zusammengesetzt ist, wird aufgelöst; denn eben diese Zusammensetzung und Auflösung heißt Weltordnung und ist das immer wirkende Leben des Weltgeistes. Ich rede also auch selbst noch nicht von der Unsterblichkeit einer Menschenseele und bin gar nicht willens, Ihnen Phantome der Einbildungskraft vorzuzeichnen, wie sie im Raum und in der Zeit, d. i. in der großen Weltordnung andre Organe annehmen und ihre Seelenkräfte neu üben werde. Wovon wir reden ist ein einfacher Begriff, das Dasein, an welchem das niedrigste mit dem obersten Wesen teil hat. Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden, oder Gott müßte sich selbst vernichten; aber alles Zusammengesetzte wird aufgelöset, alles was Ort und Zeit ausmißt, wandert. Da nun im unendlichen Dasein alles liegt, was sein kann und ist, wie endlos wird die Welt, m. Fr., endlos nach Raum und Zeit und in sich selbst beständig. Gott hat den Grund seiner Seligkeit Wesen mitgeteilt, die auch wie er, das Kleinste wie das Größeste, Dasein genießen, und damit ich Ihr Gleichnis brauche, Theano, als Zweige von seiner Wurzel ewigen Lebenssaft schöpfen. Mich dünkt, wir zeichneten uns also, Philolaus, das erste Naturgesetz der heiligen Notwendigkeit auf:

Phil. I. Das höchste Dasein hat seinen Geschöpfen nichts Höheres zu geben gewußt, als Dasein.

Th. Aber, meine Freunde, Dasein und Dasein, so einfach der Begriff ist, sind in ihrem Zustande sehr verschieden, und was meinen Sie, Philolaus, was die Stufen und Unterschiede desselben bezeichnet?

Phil. Nichts anders als Kräfte. In Gott selbst fanden wir keinen höheren Begriff; alle seine Kräfte aber waren nur eine. Die höchste Macht konnte nicht anders als die höchste Weisheit und Güte sein, ewig lebend, ewig wirksam.

Th. Nun sehen Sie selbst, Philolaus, daß das Höchste oder vielmehr das All (denn Gott ist nicht ein Höchstes auf einer Stufenleiter von seinesgleichen) sich wirkend

nicht anders als im All offenbaren konnte. In ihm konnte nichts schlummern, und was er ausdrückte, war er selbst, eine unteilbare Weisheit, Güte und Allmacht. Die Welt Gottes ist also die beste; nicht weil er sie unter schlechteren wählte, sondern weil ohne ihn weder Gutes noch Schlechtes da war und er nach der innern Notwendigkeit seines Daseins nichts Schlechtes wirken konnte. Alle Kräfte sind also da, die da sein konnten; allesamt ein Ausdruck der Allweisheit, Allgüte, Allschönheit. Im Kleinsten und Größesten wirket er, in jedem Punkt des Raums und der Zeit, d. i. in jeder lebendigen Kraft des Weltalls. Denn Raum und Zeit sind nur Phantome unsrer Einbildungskraft, Maßstäbe eines eingeschränkten Verstandes, der Dinge nach- und nebeneinander sich bekannt machen muß; vor Gott ist weder Raum noch Zeit, sondern alles eine ewige Verbindung. Er ist vor allem und es besteht alles in ihm: die ganze Welt ein Ausdruck, eine Erscheinung seiner ewig lebenden, ewig wirkenden Kräfte....

Mich dünkt, Philolaus, wir können vorjetzt den zweiten großen Satz einer göttlichen Notwendigkeit setzen: II. Die Gottheit, in der nur eine wesentliche Kraft ist, die wir Macht, Weisheit und Güte nennen, konnte nichts hervorbringen, als was ein lebendiger Abdruck derselben, mithin selbst Kraft, Weisheit und Güte sei, die ebenso untrennbar das Wesen jedes in der Welt erscheinenden Daseins bilden.

Phil. Ich habe den Satz aufgezeichnet und sehe ihn aus der Natur Gottes ein; ich wünschte aber, daß Sie ihn für Theano und mich in einzelnen Beispielen zeigten. Die Grade der Vollkommenheit in der Welt sind so zahllos mannigfaltig, daß die niedrigsten derselben uns Unvollkommenheiten scheinen.

Th. Konnte dies anders sein, Philolaus? Wenn alles Mögliche da ist und nach dem Prinzipium einer unendlichen göttlichen Kraft da sein muß, so muß in diesem All die geringste wie die höchste Vollkommenheit da sein; nur alle sind mit der weisesten Güte verbunden und auch in der geringsten ist kein Nichts, d. i. nichts wesentlich Böses. Verzeihen Sie, Theano, daß ich abermals diesen Ausdruck nennen muß, ob er gleich ein Unding ist, das sich selbst aufhebt. . . . Jede substanzielle Kraft ist ihrem Wesen

nach ein Ausdruck der höchsten Macht, Weisheit und Güte, wie solche sich an dieser Stelle des Universum, d. i. in Verbindung mit allen übrigen Kräften darstellen und offenbaren konnte. Um dies einzusehn, dürfen wir nur betrachten, wie jede dieser substanziellen Kräfte in der Welt wirke. Sie sind doch einig mit mir darüber, Philolaus, daß sie organisch wirke?

Phil. Allerdings, denn mir ist keine Kraft bekannt, die außer Körpern, d. i. ohne Organe sich erweise; ob mir wohl ebenso unbekannt ist, wie diese Kräfte und diese Organen sich zusammengefunden haben.

Th. Durch ihre beiderseitige Natur, Philolaus; im zusammenhangenden Reich der vollkommensten Macht und Weisheit konnten sie nicht anders. Denn was nennen wir Körper? was nennen wir Organe? Im menschlichen Leibe z. B. ist nichts unbelebt: von der Spitze des Haars bis zum Äußersten Ihres Nagels ist alles von einer erhaltenden, nährenden Kraft durchdrungen, und sobald diese das kleinste oder größeste Glied verläßt, trennet es sich vom Leibe. Sodann ist es nicht mehr im Gebiet der lebendigen Kräfte unsrer Menschheit; dem Reich der Naturkräfte aber entfällt es nie. Das verwelkte Haar, der verworfne Nagel tritt jetzt in eine andre Region des Zusammenhanges der Welt, in welchem er abermals nicht anders als seiner jetzigen Natur nach wirkt oder leidet. Gehen Sie nun die Wunder durch, die uns die Physiologie des menschlichen oder irgend eines tierischen Körpers herzählet: Sie sehen nichts als ein Reich lebendiger Kräfte, deren jede an ihre Stelle gesetzt Zusammenhang, Gestalt, Leben des Ganzen durch Wirkungen hervorbringt, deren jede aus der Natur ihres Wesens folget. So bildete, so erhält sich der Körper; so löset er sich täglich, so löset er sich endlich gar auf. Alles, was wir Materie nennen, ist also mehr oder minder selbst belebt; es ist ein Reich wirkender Kräfte, die nicht nur unsern Sinnen in der Erscheinung, sondern ihrer Natur und ihrer Verbindung nach ein Ganzes bilden. Eine Kraft herrschet, sonst wäre es kein Eins, kein Ganzes. Mehrere auf den verschiedensten Stufen dienen, alle diese Verschiedenheiten aber, deren jede aufs vollkommenste bestimmt ist, haben dennoch was Gemeinschaftliches, Tätiges, ineinander Wirkendes, sonst

könnten sie abermals kein Eins, kein Ganzes bilden. Da nun im Reich der vollkommensten Macht und Weisheit alles aufs weiseste zusammenhängt, da in ihm nichts sich anders als nach inwohnenden notwendigen Gesetzen der Dinge selbst zusammenfügen, helfen und bilden kann, so sehen wir auch allenthalben in der Natur unzählige Organisationen, deren jede in ihrer Art nicht nur weise, gut und schön, sondern ein Vollkommnes, d. i. ein Abdruck der Weisheit, Güte und Schönheit selbst ist, wie solche sich in diesem Zusammenhange sichtbar machen konnte. Nirgend in der Welt also, in keinem Blatt eines Baums, in keinem Sandkorn, in keinem Fäserchen unsres Körpers herrscht Willkür; alles ist von Kräften, die in jedem Punkt der Schöpfung nach der vollkommensten Weisheit und Güte wirken, bestimmt, gesetzt, geordnet. Gehen Sie, m. Fr., die Geschichte der Mißgeburten, der Verwahrlosungen und Ungeheuer durch, da durch fremde Ursachen die Gesetze der Natur in Unordnung gesetzt zu sein scheinen; die Gesetze der Natur wurden nie in Unordnung gesetzt, jede Kraft wirkte ihrer Natur getreu, selbst da eine andre sie störte, denn auch diese Störung selbst konnte nichts anders bewirken, als daß die gestörte Kraft auf anderm Wege sich zu kompensieren suchte. . . .

Phil. Mich freuet's, Theophron, daß Sie mir den dunkeln Begriff der Materie aufgehellet haben, denn ob ich gleich dem System des Leibniz gern beitrat, daß sie nichts als eine Erscheinung unsrer Sinne, ein Aggregat substanzieller Einheiten sein könne, so blieb mir doch in diesem System die sogenannte „idealische Verbindung solcher Substanzen" ein Rätsel. . . . Jetzt bleibt mir die Materie nicht bloß eine Erscheinung in meiner Idee oder durch Ideen vorstellender Geschöpfe allein verbunden, sie ist's durch ihre Natur und Wahrheit, durch den innigen Zusammenhang wirkender Kräfte. Nichts stehet in der Natur allein, nichts ist ohne Ursache, nichts ohne Wirkung; und da alles in Verbindung und alles Mögliche da ist, so ist auch nichts in der Natur ohne Organisation, jede Kraft stehet in Verbindung mit andern ihr dienenden oder über sie herrschenden Kräften. Wenn meine Seele also eine substanzielle Kraft ist und ihr jetziges Reich der Wirkung zerstört wird, so kann es ihr in einer Schöpfung, in welcher keine Lücke,

kein Sprung, keine Insel stattfindet, an einem neuen Organ nie fehlen. Neu dienende Kräfte werden ihr beistehn und in ihrem neuen Zusammenhange mit einer Welt, in welcher alles zusammenhangt, ihren Wirkungskreis bilden.

Th. Und welche notwendige Pflicht fließt hieraus, lieber Philolaus, zu schaffen, daß sie in ihrem Innern, im System ihrer Kräfte selbst, wohlgeordnet von dannen gehe, denn nur wie sie ist, kann sie wirken; nur nach der Gestalt ihrer innern Kräfte kann auch ihre äußere Gestalt erscheinen. Unser Körper ist nur ein Werkzeug, ein Spiegel der Seele; jede Organisation ein äußerer Abdruck inniger Bestrebungen, die ihrer Erscheinung Bestand geben.

Phil. Ich erinnere mich hiebei mancher schönen Bemerkungen des Spinoza, die er über die Verbindung des Leibes und der Seele gemacht hat. . . .

Theano. Ihr Gespräch ist mir sehr lieb, meine Freunde, weil Sie mich doch aber einmal dazu bestellet haben, Sie, wenn Sie sich verirren, wieder an den Weg zu erinnern, so wollte ich, Sie ließen diese unendliche Materie der Physiognomik und kehrten zu Ihrer allgemeinern Betrachtung zurück. Mir, die ich immer nur mit dem Wenigsten zufrieden bin, ist's genug, daß jede Organisation die Erscheinung eines Systems innerer lebendigen Kräfte sei, die nach Gesetzen der Weisheit und Güte eine Art kleiner Welt, ein Ganzes bilden. Ich wünschte, daß ich den Geist der Rose zu meiner Arbeit zaubern könnte, daß er mir sagte, wie er ihre schöne Gestalt gebildet habe, oder da auch sie nur eine Tochter des Rosenbusches ist, daß mir die Dryade desselben es erklärte, wie sie von der Wurzel aus bis zum kleinsten Zweige ihr Bäumchen belebte. . . .

Th. . . . Ins innere Wesen der Dinge hineinzuschauen haben wir keine Sinne; wir stehen von außen und müssen bemerken. Mit je scharfsinnigerm, stillerem Blick wir dies tun, desto mehr offenbaret sich uns die lebendige Harmonie der Natur, in der jedes Ding das vollkommenste Eins und doch jedes mit jedem so vielfach und mannigfaltig verwebt ist. Die Kunst schleicht dieser Beobachtung der Natur nach, und die neuere aufmerksamere Naturlehre ist ihre Schwester. . . . Hievon ist aber jetzt nicht zu reden, man muß dies alles in schönen Frühlings- und Sommer-

tagen lieber sehen, als jetzt im dunkeln Abendgespräch davon hören. Worauf ich Sie aufmerksam machen möchte, sind die einfachen Gesetze, nach welchen alle lebendigen Kräfte der Natur ihre tausendfältigen Organisationen bewirken; denn alles, was die höchste Weisheit tut, muß höchst einfach sein. Die Gesetze nämlich scheinen mir in drei Worten zu liegen, die im Grunde alle wieder nur ein lebendiger Begriff sind: 1. Beharrung, d. i. innerer Bestand jeglichen Wesens. 2. Vereinigung mit Gleichartigem und vom Entgegengesetzten Scheidung. 3. Verähnlichung mit sich und Abdruck seines Wesens in einem andern.— Wollen Sie mich darüber... auch stammeln hören, so steht Ihnen meine Rede zu Dienst. Wir wenigstens, Philolaus, setzen unsern Gesprächen über den Spinoza den Kranz auf, denn Sie wissen, daß er selbst seine Moral auf diese Begriffe bauet.

Zuerst also: Jedes Wesen ist, was es ist, und hat vom Nichts weder einen Begriff noch zu ihm Sehnsucht. Alle Vollkommenheit eines Dinges ist seine Wirklichkeit; das Gefühl dieser Wirklichkeit ist der einwohnende Lohn seines Daseins, seine innige Freude. In der sogenannten moralischen Welt, die auch eine Naturwelt ist, hat Spinóza alle Leidenschaften und Bestrebungen der Menschen auf diese innere Liebe zum Dasein und zur Beharrung in demselben zurückzuführen gesucht; in der physichen Welt hat man dên Erscheinungen, die aus diesem Naturgesetz folgen, mancherlei zum teil unwürdige Namen gegeben. Bald heißt es die Kraft der Trägheit, da jedes Ding bleibt, was es ist, und ohne Ursache sich nicht verändert, bald heißt es, wiewohl in einem andern Betracht, die Kraft der Schwere, nach welchem jedes Ding seinen Schwerpunkt hat, worauf es ruhet. Trägheit und Schwere sind ebensowohl als ihre Gegnerin die Bewegung nur Erscheinungen, da Raum und Körper selbst nur Erscheinungen sind; das Wahre, Wesentliche in ihnen ist Beharrung, Fortsetzung seines Daseins, aus welchem es sich selbst nicht stören kann noch mag. Daß jedes Ding nun nach einem Zustande der Beharrung strebe, zeiget selbst seine Gestalt an, und Sie werden, liebe Theano, als eine Naturzeichnerin sich in der Form der Dinge manches erklären können, wenn Sie darauf merken. Wir wollen das

leichteste Beispiel aus dem System der Dinge nehmen, die mit der größesten Gleichartigkeit die leichteste Beweglichkeit verknüpfen und sich also gleichsam eine Gestalt wählen können. Wir nennen dies flüssige Dinge. Wohlan nun, Philolaus, alle flüssige Dinge, deren Teile gleichartig zu einander ohne Hindernis wirken, welche Gestalt nehmen sie an?

Phil. Die Gestalt eines Tropfens.

Th. Und warum eines Tropfens? Sollen wir etwa ein Tropfen bildendes Prinzipium in der Natur annehmen, das diese Gestalt willkürlich liebe?

Phil. Mit nichten! Der Tropfe ist eine Kugel; in einer Kugel treten um einen Mittelpunkt alle Teile gleichartig in Harmonie und Ordnung. Die Kugel ruhet auf sich selbst, ihr Schwerpunkt ist in der Mitte, ihre Gestalt ist also der schönste Beharrungszustand gleichartiger Wesen, die um diesen Mittelpunkt in Verbindung treten und mit gleichen Kräften einander das Gegengewicht leisten. Nach notwendigen Gesetzen der Harmonie und Ordnung wird also eine Welt im Tropfen.

Th. Mithin, lieber Philolaus, haben Sie in dem Gesetz, darnach sich der Tropfe bildet, zugleich die Regel, nach welcher sich unsre Erde, die Sonne und alle Himmelssysteme bildeten. Denn auch unsre Erde ging einst aus dem flüssigen Zustande hervor und sammlete sich zum Tropfen. So die Sonne und jenes ganze System, in dem sie mit anziehender Gewalt herrschet, ist ein größerer Tropfe. Alles senkt sich in Radien herab und wird nur durch andre Kräfte im Umlauf erhalten; der Umlauf aller Planeten muß sich also mehr oder minder dem Kreise nähern. Die Sonne mit ihrem System bildet mit Millionen andrer Sonnen wiederum einen Kreis oder eine Ellipse, nach dem sie sich um einen gemeinschaftlichen Mittel- oder Brennpunkt bewegen, wie es die Milchstraße zeigt, wie es jene Systeme von Sonnen, die Nebelsterne, zeigen. Allesamt lichte Tropfen aus dem Meer der Gottheit, die nach einwohnenden ewigen Gesetzen der Harmonie und Ordnung in ihrer Gestalt und in ihrem Lauf ihren Beharrungszustand suchten und ihn fanden. Nicht anders als in der Gestalt der Kugel und im Kreislauf, dem Produkt entgegengesetzter Kräfte, konnten sie ihn finden;

nicht aus Willkür, sondern nach innern Gesetzen gleichartig wirkender Kräfte in der Flüssigkeit, in der Kugelgestalt, in der elliptischen Kreisbewegung. Die kleine Träne, Theano, die Sie des Morgens im Kelch einer Rose finden, zeigt Ihnen das Gesetz, nach welchem sich Erde, Sonnen und alle Sonnen-, ja alle Weltsysteme bildeten. Denn wenn wir unsrer Phantasie den ungeheuern Flug verstatten, sich das ganze Weltall zu denken, so wird kein Riese daraus, sondern eine Kugel, die auf sich selbst ruhet.

Theano. . . . Sie sprachen von einem zweiten Naturgesetz, daß sich alles Gleichartige vereine und das Entgegengesetzte scheide; wollen Sie nicht davon Beispiele geben?

Th. Ich bleibe bei meinem flüssigen Tropfen. Sie kennen doch, Theano, den Stein des Hasses und der Liebe in der Naturwelt?

Theano. Den Magnet meinen Sie.

Th. Ihn selbst, und obwohl seine Theorie noch sehr im Dunkel liegt, so sind doch die Erfahrungen mit ihm desto offenbarer. Sie kennen also seine zwei Pole und deren freundliche oder feindliche Wirkung?

Theano. Ich kenne sie, und auch das ist mir bekannt, daß es einen Punkt der größesten Liebe und einen Punkt der völligen Gleichgültigkeit auf seiner Axe gebe.

Th. So wissen Sie alles, was ich zu meinem Beispiel brauche. Sehen Sie den Magnet als einen runden Tropfen an, in den sich die magnetische Kraft so gleichartig und regelmäßig verteilt hat, daß ihre entgegenstehenden Enden den Nord- und Südpol machten. Ihnen ist bekannt, daß einer ohne den andern nicht entstehen kann.

Theano. Ich weiß es, und daß wenn man sie verändert, man sie beide verändere.

Th. Sie haben also am Magneten das schönste Bild von dem, was Haß und Liebe in der Schöpfung sei, und ich bin gewiß, daß man bei mehreren und vielleicht bei allen Flüssigkeiten das Nämliche entdecken werde.

Phil. Und dies Nämliche ist? —

Th. Daß, wo ein System von gleichartigen Kräften eine Axe gewinne, sie sich um dieselbe und um ihren

Mittelpunkt so lagern, daß jedes Gleichartige zum gleichartigen Pol fließt und sich von demselben durch alle Grade der Zunahme bis zur Kulmination, sodann durch den Punkt der Gleichgültigkeit bis zum entgegengesetzten Pol nach geometrischen Gesetzen ordne. Jede Kugel würde auf diese Weise eine Zusammensetzung zweier Halbkugeln mit entgegengesetzten Polen, so wie jede Ellipse mit ihren beiden Brennpunkten; und die Gesetze dieser Konstruktion lägen nach festen Regeln in den Wirkungskräften des Systems, das sich also bildete. So wenig es bei einer Kugel einen Nordpol ohne einen Südpol geben kann, so wenig kann es bei einem System von Kräften, das sich regelmäßig bildet, eine Gestalt geben, in der sich nicht eben sowohl das Freundschaftliche und Feindschaftliche trennete, mithin eben durch das Gegengewicht, das beide einander nach ab- und zunehmenden Graden des Zusammenhanges leisten, ein Ganzes bildete. Wahrscheinlich könnte es kein System elektrischer Kräfte in der Welt geben, wenn es nicht zwei einander entgegengesetzte Elektrizitäten gäbe, die man durch die Erfahrung auch wirklich gefunden hat. Ein Gleiches ist's mit der Wärme und Kälte, ein Gleiches wahrscheinlich mit jedem System von Kräften, die nur durch das Mannigfaltige Einheit und durch das Entgegengesetzte Zusammenhang erhalten können. Die bemerkende Naturlehre, die noch so jung ist, wird in diesem allen einmal weit reichen, so daß sie zuletzt jede blinde Willkür aus der Welt verbannen wird, bei der alles auseinander fiele und im Grunde alle Gesetze der Natur aufhörten. Denn Sie müssen mir's zugestehen, meine Freunde, wirkt der Magnet, die elektrische Kraft, das Licht, die Wärme und Kälte, die Anziehung, die Schwere u. f. willkürlich, ist das Dreieck kein Dreieck, der Zirkel kein Zirkel, so mögen wir nur alle Bemerkungen der Physik und Mathematik für Unsinn erklären und auf willkürliche Offenbarungen warten. Ist's aber gewiß, daß wir schon bei so vielen Kräften mathematisch genaue Naturgesetze gefunden haben, wer wollte uns die Grenze setzen, wo sie nicht mehr zu finden sein, sondern wo der blinde Wille Gottes anhübe? In der Schöpfung ist alles Zusammenhang, alles Ordnung; findet also irgendwo nur ein Naturgesetz in ihr statt, so müssen allenthalben

Naturgesetze walten, oder die Schöpfung fällt wie ein Chaos auseinander.

Theano. Sie entfernen sich aber, m. Fr., vom Gesetz des Hasses und der Liebe, wo nach Ihrem System eins nicht ohne das andre sein kann.

Th. Weil alles in der Welt da ist, was sein kann, so muß auch das Entgegengesetzte da sein, und ein Gesetz der höchsten Weisheit muß eben aus diesem Entgegengesetzten, aus dem Nord- und Südpol allenthalben ein System bilden. In jedem Kreise der Natur ist die Tafel der zweiunddreißig Winde, in jeder Linie eines Sonnenstrahls die ganze Farbenpyramide da, und es kommt nur darauf an, welcher Wind jetzt und dann wehe, welche Farbe hie oder da erscheine. Sobald aus dem Flüssigen das Feste hervortritt, kristallisiert und bildet sich alles nach innern Gesetzen, die in diesem System wirkender Kräfte lagen. Alles ziehet sich an oder stößt zurück oder bleibt gleichgültig gegeneinander, und die Axe dieser wirkenden Kräfte geht zusammenhangend durch alle Grade. Der Chemiker veranstaltet nichts als Hochzeiten und Trennungen, die Natur auf eine viel reichere, innigere Weise. Alles sucht und findet sich, was sich einander liebet, und die Naturlehre selbst hat nicht umhin gekonnt, den Ausdruck einer Wahlanziehung bei den Verbindungen ihrer Körper anzunehmen; was einander entgegengesetzt ist, entfernt sich voneinander und kommt nur durch den Punkt der Gleichgültigkeit zusammen. Oft wechseln die Kräfte rasch, ganze Systeme verhalten sich anders, als einzelne Kräfte des Systems untereinander: Haß kann Liebe, Liebe kann Haß werden, alles aus einem und demselben Grunde, da jedes System nämlich in sich selbst Beharrung sucht und darnach seine Kräfte ordnet. Sie sehen, wie behutsam man also bei jenen Analogien äußerer Erscheinungen sein muß, indem man nicht sogleich berechtigt ist, den Magnetismus z. B. und die Elektrizität für Eins zu halten, weil man bei ihnen einige ähnliche Gesetze findet. Die Systeme von Kräften können sehr verschieden voneinander sein und doch nach einerlei Gesetzen wirken, weil in der Natur zuletzt alles zusammenhangen muß und nur ein Hauptgesetz sein kann, nach welchem sich auch die verschiedensten Kräfte ordnen.

Theano. . . . Ich möchte einige Augenblicke ein höherer Geist sein, um diese große Werkstätte in ihrem Innern zu betrachten.

Th. Wünschen Sie das nicht, Theano. . . . Die Erforschung der Wahrheit hat den größeren Reiz; das Haben derselben macht vielleicht satt und träge. Der Natur nachzugehen, ihre hohen Gesetze erst zu ahnen, dann zu bemerken, zu prüfen, sich darüber zu vergewissern, jetzt sie tausendfach bestätigt zu finden und neu anzuwenden; allenthalben endlich dieselbe weiseste Regel, dieselbe heilige Notwendigkeit wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, sich selbst anzubilden, das eben macht den Wert eines Menschenlebens. Denn, gute Theano, sind wir bloß Zuschauer? Sind wir nicht selbst Schauspieler, Mitwirker der Natur und ihre Nachahmer? Herrschen im Reich der Menschen nicht auch Haß und Liebe? und sind beide zu Bildung des Ganzen nicht gleich notwendig? Wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben; nur er muß recht hassen und recht lieben lernen. Es gibt auch einen Punkt der Gleichgültigkeit unter den Menschen; dies ist gottlob aber in der ganzen magnetischen Axe nur ein Punkt.

Phil. Jetzt muß ich Sie erinnern, Theophron, daß Sie uns noch Ihr drittes Stück des großen Naturgesetzes schuldig sind, nämlich, wie sich die Wesen einander verähnlichen und in Abdrücken ihrer Art eine fortwährende Reihe bilden. . . .

Th. . . . Alles was sich liebt, verähnlichet sich einander. Wie zwo Farben zusammenstrahlen, daß eine mittlere dritte werde, so werden auf eine wunderbare Weise schon durch das teilnehmende Beisammensein menschliche Gemüter, ja sogar Gebärden und Gesichtszüge, die feinsten Übergänge der Denkart und Handlungsweise einander ähnlich. Der Wahnsinn, Krankheiten, die Schwärmerei, die Furcht und alle Affekten sind ansteckende Übel, nicht durch das, was in ihnen übel oder ein Nichts ist, sondern durch die Stärke ihrer wirkenden Kräfte, wie dann sollte sich nicht die Wirkung regelmäßiger Kräfte, d. i. Ordnung, Harmonie, Schönheit mit viel wesentlicherer Macht auf andere erstrecken und sich ihnen mitteilen? Nur dadurch sahen wir Organisationen werden, daß stärkere Kräfte die schwächern in ihr Reich ziehen und nach eingepflanzten

Regeln einer notwendigen Güte und Wahrheit sie zu einer Gestalt bilden. Alles Gute teilt sich mit, es hat die Natur Gottes, der sich nicht anders als mitteilen konnte; es hat auch seine unfehlbare Wirkung. Die Regeln der Schönheit z. B. dringen sich uns auf, sie strahlen uns an, sie gehen unvermerkt in uns über, und eben dies ist das Geheimnis der überall zusammenhangenden, wirkenden, in sich selbst bestehenden Schöpfung. Das freundschaftliche Beisammensein menschlicher Gemüter verähnlichet sie einander ohne Gewalt, ohne Worte. Wie Leibniz einen idealischen Einfluß der Monaden aufeinander annahm, so möchte ich diesen idealischen Einfluß zum geheimen Bande der Schöpfung machen, das wir bei denkenden, bei handelnden Wesen unwidertreiblich und unzerstörbar bemerken. Verzweifle niemand an der Wirkung seines Daseins; je mehr Ordnung in demselben ist, je gleichförmiger den Gesetzen der Natur es handelt, desto unfehlbarer ist seine Wirkung. Es wirkt wie Gott allmächtig und kann nicht anders als ein Chaos um sich her ordnen, Finsternis vertreiben, damit Licht werde; es verähnlichet seiner schönen Gestalt alles was mit ihm ist, ja selbst mehr oder minder, was ihm im Streit begegnet.

Theano. Erquickende, schöne Wahrheit, Theophron! ... Aber lassen Sie uns zur physischen Haushaltung zurückkehren. Ist nicht ein Zwang darin, daß eine Kraft die andre überwältigt, sie an sich zieht und mit ihrer Natur vereinigt? Wenn ich bemerke, daß alles Leben der Geschöpfe auf der Zerstörung andrer Gattungen ruhe, daß der Mensch von Tieren, Tiere von einander oder auch nur von Pflanzen und Früchten leben, so sehe ich freilich Organisationen, die sich bilden, aber die zugleich andre zerstören, d. i. Mord und Tod in der Schöpfung. Ist nicht ein Gräschen, eine Blume, eine Frucht des Baums, endlich ein Tier, das dem andern zur Speise wird, eine so schöne Organisation, als die Organisation dessen ist, der es zerstörend in sich verwandelt? Vertreiben Sie mir diese Wolke, Theophron, die sich mir wie ein Schleier vors Angesicht der Sonne ziehet, die mir aus jedem Geschöpf strahlte.

Th. Sie wird fliehen, Theano, wenn Sie bemerken, daß ohne diesen scheinbaren Tod in der Schöpfung alles

wahrer Tod, d. i. eine träge Ruhe, ein ödes Schattenreich wäre, in welchem alles wahre, wirksame Dasein erstürbe. Eben jetzt sprachen Sie wie eine Schülerin des Plato; haben Sie in Ihrem Lehrer nicht gefunden, daß in dem Veränderlichen alles Veränderung, daß auf dem Flügel der Zeit alles Fortgang, Eile, Wanderung sei? Hemmen Sie nun ein Rad in der Schöpfung und alle Räder stehen stille: lassen Sie einen Punkt dessen, was wir Materie nennen, träge und tot sein, so ist Tod allenthalben . . . so müssen wir uns schon, meine Freunde, mit unsern Gedanken auf den Strom des Plato wagen, wo alles Veränderliche eine Welle, wo alles Zeitliche ein Traum ist. Sie erschrecken, Theano? Fürchten Sie nicht: es ist die Welle eines Stroms, der selbst ganz Dasein ist, der Traum einer selbständigen, wesentlichen Wahrheit. Der Ewige, der in Erscheinungen der Zeit, der Unteilbare, der in Gestalten des Raums sichtbar werden wollte, konnte nicht anders als jeder Gestalt das kürzeste und zugleich das längste Dasein geben, das nach dem Bilde des Raums und der Zeit ihre Erscheinung fodert. Alles, was erscheint, muß verschwinden; es verschwindet, sobald es kann, es bleibt aber auch, so lange es kann; hier wie allenthalben fallen die beiden Extreme zusammen und sind eigentlich eins und dasselbe. Jedes beschränkte Wesen bringt als Erscheinung den Keim der Zerstörung schon mit sich: mit unaufhaltbarem Schritt eilt es zur größten Höhe hinauf, damit es hinunter eile und unsern Sinnen das Kleinste werde. Sie bemerken, daß dieses schon in der Gestalt der Linie liegt, die ich hier zeichne.

Theano. Traurige Bemerkung!

Th. Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüte eilet. Sie ziehet den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite und eine Blüte zeige; die Blüte ist da und sie verschwindet. Sie hat alle ihre Kraft, ihre Liebe und ihr Leben daran gewandt, damit sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurücklasse und ihr kräftiges Dasein vermehrend fortpflanze. Nun aber ist auch ihre Erscheinung hin: sie hat solche im rastlosen Dienst der Natur verzehret, und man kann sagen, daß sie vom Anfange ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbeitet habe.

Was ist aber in ihr zerstört, als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte, die, da sie den höchsten Punkt der Linie erreicht hatte, in welchem eben die Gestalt und das Maß ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte. Dies tat sie nicht etwa, welches ein trauriges Bild wäre, jüngern lebendigen Erscheinungen als eine jetzt tote Platz zu machen; als eine Lebendige vielmehr brachte sie mit aller Freude des Daseins das Dasein derselben hervor und überließ es in einem Keim der weisesten schönsten Gestalt dem ewigblühenden Garten der Zeit, in welchem auch sie blühet. Denn sie selbst ist mit dieser Erscheinung nicht gestorben; die Kraft ihrer Wurzel dauret fort; aus ihrem Winterschlaf wird sie wieder erwachen und aufstehn in neuer Frühlings- und Jugendschöne, die Töchter ihres Daseins, die jetzt ihre Freundinnen und Schwestern sind, an ihrer jungfräulichen, holden Seite. Es ist also kein Tod in der Schöpfung; er ist ein Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann, d. i. Wirkung einer ewig-jungen, rastlosen, daurenden Kraft. . . . Können Sie sich ein schöneres Gesetz der Weisheit und Güte in dem, was Veränderung heißt, gedenken, Theano, als daß sich alles zum neuen Leben, zu neuer Jugendkraft und Schönheit im raschesten Lauf dränge und daher jeden Augenblick verwandle? . . . Gedenken Sie sich nun alle Naturkräfte in dieser rastlosen Arbeit, in dieser Eile zur Verwandlung auf dem Flügel der Zeit. Kein Teilchen eines Blattes kann einen Augenblick müßig sein, oder es wäre Tod in der Schöpfung. Es zieht an, es stößet hinweg und dunstet aus; darum, Theano, ist das Blatt mit seinen beiden Seiten so verschieden gebildet: immer und ewig wechseln die ihm einwohnenden Kräfte ihre organischen Kleider. Leben ist also Bewegung, Wirkung; Wirkung einer innigen Kraft, mit dem tiefsten Genuß und Bestreben einer Beharrung verbunden. Und da im Reich der Veränderung nichts unverändert bleiben kann und doch alles sein Dasein erhalten will und muß, so ist alles in dieser rastlosen Bewegung, in dieser ewigen Palingenesie, damit es immer daure und ewig-jung erscheine.

Theano. Ob diese Verwandlung aber auch Fortrückung wäre?

Th. Gesetzt, sie wäre dies auch nicht, sie wäre aber das einzige Mittel, dem Tode und einem ewigen Tode zu entgehen, d. i. sie erhielte unsre lebendige Kraft in fortdaurender Wirkung, in innig gefühltem Dasein, so wäre sie schon eine so wünschenswerte Wohltat, als ein ewiges Leben vor einem ewigen Tode wünschenswert ist. Nun aber, Theano, können Sie sich wohl ein fortgesetztes Leben, eine immerhin fortwirkende Kraft ohne Fortwirkung, d. i. einen Fortgang ohne Fortgang denken?

Theano. Es scheint ein Widerspruch.

Th. Und ist einer. Zwar muß jede Kraft, die im Raum und in der Zeit Erscheinungen annimmt, die Schranken behalten, die ihr eben Raum und Zeit geben. Mit jeder Wirkung aber macht sie ihre folgende Wirkung leichter, und da sie dies nicht anders als nach eingepflanzten innern Regeln der Harmonie, Weisheit und Güte tun kann, die sich, wie Sie eben selbst behauptet haben, jedem Geschöpf liebreich aufdringet, einprägt und ihm bei jeder seiner Wirkungen beisteht, so sehen Sie allenthalben ein Fortrücken aus dem Chaos zur Ordnung, eine innige Vermehrung und Verschönerung der Kräfte in neu-erweiterten Schranken nach immer mehr beobachteten Regeln der Harmonie und Ordnung. Jeder blinden Kraft dringet sich Licht, jeder regellosen Macht Vernunft und Güte auf: keine ihrer Übungen, keine Wirkung in der Schöpfung war vergebens. Es muß also Fortgang sein im Reiche Gottes, da in ihm kein Stillstand, noch weniger ein Rückgang sein kann. Übrigens darf unser Auge sich an den Gestalten des Todes nicht stoßen: denn ist kein Tod in der Schöpfung, so gibt es auch keine Gestalt des Todes. Heiße diese Verwesung, Nahrung, Zermalmung, sie ist Übergang zur neuen jungen Organisation, das Einspinnen der alten abgelebten Raupe, damit sie als ein neues Geschöpf erscheine. Sind Sie befriedigt, Theano?

Theano. Ich bin's und verlasse mich auf die weiseste, höchste Güte, die mich hieher brachte, mir ohne mein Verdienst so viele Kräfte, gewiß nicht umsonst, gab und mich mit tausend Kräften voll Liebe und Güte umringt, meinen Verstand, mein Herz, meine Handlungen nach einer ewigen Regel notwendiger, in sich selbst gegründeter Weisheit und Güte zu ordnen. . . .

Phil. Ich will nachholen und sogleich eine Reihe Folgen hinzusetzen, die aus Theophrons System einer in sich selbst notwendigen Wahrheit und Güte mir unwidersprechlich zu folgen scheinen. Beim zweiten Satz bin ich stehen geblieben; also:

III. Alle Kräfte der Natur wirken organisch. Jede Organisation ist nichts als ein System lebendiger Kräfte, die nach ewigen Regeln der Weisheit, Güte und Schönheit einer Hauptkraft dienen.

IV. Die Gesetze, nach denen diese herrscht, jene dienen, sind: innerer Bestand eines jeglichen Wesens, Vereinigung mit Gleichartigem und vom Entgegengesetzten Scheidung, endlich Verähnlichung mit sich selbst und Abdruck seines Wesens in einem andern. Sie sind Wirkungen, dadurch sich die Gottheit selbst offenbart hat, und keine andre, keine höhere sind denkbar.

V. Kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Verwandlung; Verwandlung nach dem weisesten besten Gesetz der Notwendigkeit, nach welchem jede Kraft im Reich der Veränderungen sich immer neu, immer wirkend erhalten will und also durch Anziehen und Abstoßen, durch Freundschaft und Feindschaft ihr organisches Gewand unaufhörlich ändert.

VI. Keine Ruhe ist in der Schöpfung, denn eine müßige Ruhe wäre Tod. Jede lebendige Kraft wirket und wirkt fort: mit jeder Fortwirkung also schreitet sie weiter und arbeitet sich aus, nach innern ewigen Regeln der Weisheit und Güte, die auf sie dringen, die in ihr liegen.

VII. Je mehr sie sich ausarbeitet, desto mehr wirket sie auch auf andre, erweitert ihre Schranken, organisiert und prägt auf sie das Bild der Güte und Schönheit, das in ihr wohnet. In der ganzen Natur also herrscht ein notwendiges Gesetz, daß aus dem Chaos Ordnung, aus schlafenden Fähigkeiten tätige Kräfte werden. Die Wirkung dieses Gesetzes ist unaufhaltbar.

VIII. Im Reich Gottes existiert also nichts Böses, das Wirklichkeit wäre. Alles Böse ist ein Nichts; wir nennen aber Übel, was Schranke oder Gegensatz oder Übergang ist und keins von dreien verdient diesen Namen. — Ich dürste, Theophron, mit

Ihnen über diesen Punkt zu sprechen; eine Theodicee der weisen Notwendigkeit ist in meinen Gedanken.

IX. So wie aber die Schranken zum Maß jeder Existenz im Raum und in der Zeit gehören und im Reich Gottes, wo alles da ist, auch das Entgegengesetzte da sein muß, so gehöret es mit zur höchsten Güte dieses Reichs, *daß das Entgegengesetzte selbst sich einander helfe und fördre*: denn nur durch die Vereinigung beider wird eine Welt in jeder Substanz, d. i. ein bestehendes ganzes Dasein, vollständig an Güte so wie an Schönheit.

X. *Auch die Fehler der Menschen sind einem verständigen Geist gut*: denn sie müssen sich ihm bald als Fehler zeigen und helfen ihm also, wie Kontraste, zu mehrerem Licht, zu reinerer Güte und Wahrheit. Und auch dies alles nicht als Willkür, sondern nach ewigen Gesetzen der Vernunft, Ordnung und Güte. — Sind Sie mit meinen Folgerungen zufrieden, Theophron?

Th. Völlig. Ihr scharfsinniger Geist eilet mir immer voran, Philolaus; wie ein edles Roß, dem man nur die Rennbahn öffnen darf, und es fliegt zum Ziele. Ich danke dem Schatten des Spinoza, daß er mir so angenehme Stunden des Gesprächs mit Ihnen verschafft hat. . . .

---

b) Aus der philosophischen Lyrik.

1. St. Johanns Nachtstraum.

Schönste Sommernacht!
Ich schwimm' in Rosen und blühnden Bohnen
und Blumen und Hecken und Nachtviolen,
in tausend Düften! — O Mutter Natur,
wo kenn' ich deine Kinder alle,
die Bräute alle,
die jetzt sich schmücken und lieben und paaren
und Freude duften in der schönsten Brautnacht!
Schöne Nacht!
Wie die Schöpfung flammet und wallt
und girret Liebe! Der allbelebende
Sonnenvater umarmt
mit welcher Jugendinbrunst jetzt
die Mutter Erd'! Und der Himmel flammt,
die Mitternacht ist Abendrot
und 'über wird Morgenrot
kühler, dämmernder Tautag!
Schöne Nacht!
Und hundert Wesen schwirren empor!
In Luft und Meer und See und Sand
summen empor, lieben! Wie steigt
der häßliche Raupenwurm aus Grabegespinsten
in hundert Farben und Gestalten empor,
ein fliegender Engel!
Unendlich, ach!
Unerschöpflich bist du schön!
Mutter Natur!
Hundertgestaltige, deine Kinder
in Leben und Wesen und Lieb' und Freuden,
wer kann sie zählen? wer kann sie fühlen?
Nur du,
in allen Gestalten und Leben und Wesen

und Lieb' und Freuden, fühlend dich
Mutter Natur! — wie nenn' ich dich?
Wer bin ich unter den Millionen,
die jetzt genießen? Wer
unter den unendlichern Millionen,
die ich genießen nicht seh. . . .
Da fliegt der leuchtende Funke Gottes,
der Sommerwurm! Kleiner Wurm,
Funke Gottes! komm! glänze mir!
Wer warst du, daß die schaffende Hand
dich so hat angeglüht
mit Sonnenglanz! mit Sonnenglut!
Wer bist du? . . .
Ich kenne dich nicht!
Und kenne mich? Meinen Funken
eben so klein, fliegend und wallend
aus Sonnenbrand getroffen — wer war's,
der ihn in meinen Staub gab,
daß er zwostrahlicht mir
vom Auge leucht'! im Herzen, ach, oft
wie ermattend walle! walle kurz —
und — lodert er fort dann?
Fleuchst Funke du fort,
wenn mein Wurmkörper auch hin ist,
bist auch bestimmt, aus Grabesnacht
ein Würmchen zum Engel zu erlösen? —
All meine Sinnen sind verschlossen!
Um meine Sinn' ist Sommernacht!
Bin nicht zu denken hier! zu sein! zu fühlen!
zu leben! mich zu freun!
Zu leben allein?
Der leuchtende Wurm ist nicht allein,
wird, was er wird,
einst nicht allein sein!
Und mich freun? — Allein?
Niemand zu sagen, wie schön im Sommerliebesbrande
Mutter Natur du seist!
Schöne Mutter Natur!
Niemand zu haben, der mit mir
schwirren die Schöpfung höre! gehn
die leisen Räder und sehn den Engel fliegen

und denken Unsterblichkeit!
Vereint sie denken und fühlen
das Erdeleben vereint! uns drücken
an Freundesherz! o schöne Mutter Natur,
dein edelster Funke!
Freundschaft! Edelster Funke! bin ich's wert?
Wie wenige sind's? o Mutter Natur,
in der heiligsten Zauber-Mitternacht
bet' ich, wünsche dich an!
Mach mich's wert! des edelsten Funken
in aller deiner Flammennatur —
Wenn kommt mein leuchtender Engel,
den Wurm zu erlösen?
Zauberlaube,
wo seh ich dich?
Rosen und Mondstrahl um dich schwimmend
und liebender Wachtelschlag.
Zauberlaube,
wo seh ich dich?
Um mich gegossen
mein sanftes Weib.
Mein edles Weib! den Knaben
am Mutterarm! an Mutterbrust
das sanftere Mädchen!
ihr gleich!
Zauberlaube,
Wo seh ich dich?
Und der wilde, trotzige Knabe lernt
im Staunen der Sommernacht
hören Gott, fühlen sanft
die Schöpfung, und das Mädchen trinkt
sie sanfter schon
an der Mutterbrust.
Und ich umschlungen
mit Vaterarm mein süßes Weib,
mein süßes Drei — o Zaubertraum,
wie bin ich allein!

2. Die Schöpfung.

. . . die Schöpfung, itzt am Ziel
harret, schweigt noch! — Ihr Gefühl

wandelt in sich, und vermißt
was Geschöpf und Schöpfer ist;
Suchet einen, der mit Geist
schmeckt und was er ist, geneußt,
suchet, der mit Gottesblick
alle Schöpfung strahlt zurück! —
In sich, von sich. Und selbst sich
in sich strahl' und väterlich
von sich strahl' und walte frei
und wie Gott ein Schöpfer sei! —
Sieh den suchet, jetzt am Ziel
Gottes Schöpfung, wirft Gefühl
in sich deß, was sie vermißt,
und der Mensch — der Gott — er ist!
Neu Geschöpf, wie nenn ich dich? —
Gott der Schöpfung, lehre mich! —
Doch ich bin, ich bin es ja,
dem dies Gottesbild geschah! —
Ich wie Gott! Da tritt in mich
Plan der Schöpfung, weitet sich,
drängt zusammen und wird Macht!
endet froh und jauchzt: vollbracht! —
Ich wie Gott! Da tritt in sich
meine Seel' und denket mich!
schafft sich um und handelt frei,
fühlt, wie frei Jehovah sei.
Ich wie Gott! Da schlägt mein Herz
Königsmut und Bruderschmerz.
Alles Leben hier vereint,
fühlt der Mensch sich aller Freund!
Fühlt sich Sinn voll Mitgefühl
bis zur Pflanze, bis zum Ziel
aller Menschengöttlichkeit,
feint sich liebend weit und breit,
Immer tiefer, höher. Ich
bin's, in dem die Schöpfung sich
punktet, der in alles quillt
und der alles in sich füllt! —
Bis zur letzten Schöpfung hin
fühlet, tastet, reicht mein Sinn!

Aller Wesen Harmonie
mit mir — ja ich selbst bin sie!
Bin der eine Gottesklang,
der aus allem Lustgesang'
aller Schöpfung tönt' empor
und trat ein in Gottes Ohr,
Und ward Bild, Gedank' und Tat
und ward Mensch. Der Schöpfung Rat,
Mensch, ist in dir! Fühle dich
und die Schöpfung fühlet sich! —
Fühle dich, so fühlst du Gott
in dir. In dir fühlt sich Gott,
wie ihn Sonn' und Tier nicht fühlt,
wie er — sich — in sich — erzielt! . . .

3. Die Harmonie der Welt.

Siehet das Auge? Höret das Ohr? Dein innerer Sinn sieht,
Er nur höret und weiß, was er von außen vernahm.
Und du zweifeltest, Freund, am hohen inneren Weltsinn?
Hörst du die Harfe nicht? Willst du auch sehen den Ton?

4. Das Gesetz der Welten im Menschen.

Schönes Sternengefild, ihr weiten unendlichen Auen,
Aus mir selber entzückt, hang ich mit Blicken an euch,
Schaue die goldene Herde der himmlischen Schafe da weiden,
Suche den Hirten in ihr, der mit dem Stabe sie führt.
„Suchst du den Hirten der Herde, die droben sich badet im Äther?
Suchst das hohe Gesetz, welches die Welten bewegt?
Sterblicher, blick in dich selbst, da hast du die höhere Regel,
Die nicht die Welten allein, die auch sich selber regiert."

5a. Das Ich.

Willst du zur Ruhe kommen, flieh, o Freund,
Die ärgste Feindin, die Persönlichkeit.

Sie täuschet dich mit Nebelträumen, engt
Dir Geist und Herz, und quält mit Sorgen dich,
Vergiftet dir das Blut, und raubet dir
Den freien Atem, daß du, in dir selbst
Verdorrend, dumpf erstickst von eigner Luft.
Sag' an: was ist in dir Persönlichkeit?
Als in der Mutter Schoß von zweien du
Das Leben nahmst, und, unbewußt dir selbst
An fremdem Herzen, eine Pflanze, hingst,
Zum Tier gediehest, und ein Menschenkind
(So saget man) die Welt erblicktest; du
Erblicktest sie noch nicht, sie sahe dich,
Von deiner Mutter lange noch ein Teil,
Der ihren Atem, ihre Küsse trank,
Und an dem Lebensquell, an ihrer Brust
Empfindung lernete. Sie trennte dich
Allmählich von der Mutter, eignete
In tausend der Gestalten dir sich zu,
In tausend der Gefühle dich ihr zu,
Den immer Neuen, immer Wechselnden.
Wie wuchs das Kind? Es strebte Fuß und Hand,
Und Ohr und Auge spähend immer neu
Zu formen sich. Und so gediehest du
Zum Knaben, Jünglinge, zum Mann und Greis.
Im Jünglinge, was war vom Kinde noch?
Was war im Knaben schon vom Greis und Mann?
Mit jedem Alter tauschtest du dich um;
Kein Teil des Körpers war derselbe mehr.
Du täuschtest dich mit dir; dein Spiegel selbst
Enthüllte dir ein andres, neues Bild.
Verlangtest du, ein Jüngling, nach der Brust
Der Mutter? Als die Liebe dich ergriff,
Sahst du die Braut wie deine Schwester an? . . .
. . . Und die innre Welt
Der Regungen, der lichten Phantasei,
Des Anblicks aller Dinge, ist sie noch
Dieselbe dir, wie sie dem Knaben war?
Ermanne dich! Das Leben ist ein Strom
Von wechselnden Gestalten. Welle treibt
Die Welle, die sie hebet und begräbt —
Derselbe Strom, und keinen Augenblick,

An keinem Ort, in keinem Tropfen mehr
Derselbe, von der Quelle bis zum Meer!
Und solch ein Trugbild soll dir Grundgebäu
Von deiner Pflicht und Hoffnung, deinem Glück
Und Unglück sein? Auf einen Schatten willst
Du stützen dich? und einer Wahngestalt
Gedanken, Wirkung, Zweck des Lebens weihn?
Ermanne dich! Nein, du gehörst nicht dir:
Dem großen, guten All gehörest du.
Du hast von ihm empfangen und empfängst;
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich selbst, dich selbst: denn sieh du liegst, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieser Mutter Brust,
Und hangst an ihrem Herzen. Abgetrennt
Von allem Lebenden, was dich umgab,
Und noch umgibt, dich nähret und erquickt,
Was wärest du? Kein Ich. Ein jeder Tropf'
In deinem Lebenssaft, in deinem Blut
Ein jedes Kügelchen, in deinem Geist
Und Herzen jeder regende Gedank',
Und Fertigkeit, Gewöhnung, Schluß und Tat
(Ein Triebwerk, das du übend selbst nicht kennst),
Jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug
Des Angesichtes ist ein fremdes Gut,
Dir angeeignet, doch nur zum Gebrauch.
So, immer wechselnd, stets verändert schleicht
Der Eigner fremden Gutes durch die Welt....
Was ist von deinen zehen tausenden
Gedanken dein? Das Reich der Genien,
Ein großer unteilbarer Ozean,
Als Strom und Tropfe floß er auch in dich
Und bildete dein Eigenstes. Was ist
Von deinen zehen-zehen tausenden
Empfindungen das Deine? Lieb und Not,
Nachahmung und Gewohnheit, Zeit und Raum,
Verdruß und Langeweile haben dir
Es angeformt und angegossen, daß
In deinem Leim du neu es formen sollst
Fürs große, gute, ja fürs beßre All. —
Dahin strebt jegliche Begier; dahin
Jedweder Trieb der lebenden Natur,

Verlangen, Wunsch und Sehnen, Tätigkeit,
Und Neugier, und Bewunderung, und Braut-
Und Mutterliebe, daß vom innern Keim
Die Knospe sich zur Blum' entfalt' und einst
Die Blum' in tausend Früchten wiederblüh.
Den großen Wandelgang des ewgen Alls
Befördert Luft und Sonne, Nacht und Tag.
Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei. — —
Was ist's, das du mit deinem armen Ich
Der Nachwelt hinterlässest? Deinen Namen?
Und hieß er Rafael — an Rafaels
Gemälden selbst vergeß' ich gern den Mann,
Und ruf' entzückt: ein Engel hat's gemalt. . . .
Nur wenn uneingedenk des engen Ichs
Dein Geist in allen Seelen lebt, dein Herz
In tausend Herzen schläget, dann bist du
Ein Ewiger, Allwirkender, ein Gott,
Und auch, wie Gott, unsichtbar-namenlos.
Persönlichkeit, die man den Werken eindrückt,
Die kleinliche, vertilgt im besten Werk
Den allgemeinen ewgen Genius,
Das große Leben der Unsterblichkeit.
So lasset dann im Wirken und Gemüt
Das Ich uns mildern, daß das beßre Du,
Und Er und Wir und Ihr und Sie es sanft
Auslöschen, und uns von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklich-sanft befrein.
In allen Pflichten sei uns erste Pflicht
Vergessenheit sein selber! So gerät
Uns unser Werk, und süß ist jede Tat,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht.
Verschlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, sei unser Geist ein Ton
Im Chorgesang der Schöpfung, unser Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.
Wenn einst mein Genius die Fackel senkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um manches, nur
Nicht um mein Ich. Was schenkt er mir damit?
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis?
Verblühet sind sie, und ich trinke froh

Die Schale Lethens. Mein Elysium
Soll kein vergangner Traum von Mißgeschick
Und kleinem, krüpplichten Verdienst entweihn.
Den Göttern weih' ich mich wie Decius
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was sie selbst mir gab,
Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich.

b. Selbst.

Vergiß dein Ich; dich selbst verliere nie.
Nichts Größres konnt' aus ihrem Herzen dir
Die reiche Gottheit geben, als dich selbst.
Was an der Mutter Brust, was an der Brust
Der großen Mutter, der belebenden
Natur, von Elementen in dich floß,
Luft, Äther, Speis' und Trank, und Regung, Bild,
Gedank' und Phantasei, bist du nicht selbst.
Du selbst bist, was aus allem du dir schufst
Und bildetest und wardst und jetzo bist,
Dir bist, dein Schöpfer selbst und dein Geschöpf.
Nicht was du siehest (auch das Tier bemerkt),
Nicht was du hörest (auch das Tier vernimmt),
Nicht was du lernest (auch der Rabe lernt) —
Was du verstehest und begreifst; die Macht,
Die in dir wirkt; die innre Seherin,
Die aus der Vorwelt sich die Nachwelt schafft;
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur
Zum schönen Teppich in und außer dir:
Das bist du selbst; die Gottheit ist's, wie du. . . .
. . . In deinem innersten
Bewußtsein lebt ein sprechender Beweis
Vom höchsten Allbewußtsein. — Sei ein Tier,
Verliere dich, und wunderst dich, o Tor,
Daß du die Gottheit mit dir selbst verlorst?
„Der Wesen Harmonie!“ — Ein leeres Wort
Ohn' einen Hörer. Höre du sie tief

In deinem Herzen, und es nennt dein Herz
In tiefster Stille mit dem vollen Chor
Der Welten ihn, das höchste Selbst, den Sinn
Und Geist, das Wesen aller Wesen, Gott.
  Wohlauf! In deinem Innern baue dann
Der Gottheit einen Tempel, wo sie gern
Mitteilend wohnt. In ihm erschallet laut
Und leise jener Wahrheit Stimme, die
Der Wesen Selbst ist. Auf! Erkenne sie,
Sei Priester dieser Wahrheit, diene dir
Am heiligsten Altar, und ehre dich,
Und pfleg' in dir dein göttlich Selbst, Vernunft!...
  Ambrosia, Frucht der Unsterblichkeit,
Ihr amaranthnen Lauben, ewig blühend
Der Freundschaft und dem daurenden Verdienst,
Euch fand ein unbezwingliches Gemüt,
Das nicht zum Moder sprach: „Du bist mein Vater!"
Zu Würmern, zur Verwesung nicht: „Ihr seid
Mir Brüder, Schwestern, Mutter!" — Ruhig sah's
Den Abgrund vor, den Himmel über sich
Und sprach: „Was an mir stirbt, bin ich nicht selbst!
Was in mir lebet, mein Lebendigstes,
Mein Ewges kennet keinen Untergang".

Anhang.

Lebensanschauung und Lebensideal.

1.

... Wir gehören [von Natur] nicht zu dem Reich Gottes, sondern hangen mit hunderttausend Fesseln am Boden der Erde. Bequem zu sein, zu haben, was und mehr als unser Herz wünschet, in Freude und Erreichung jedes Wunsches, jeder aufsteigenden Begierde zu leben, die Fülle alles Guten heut und morgen zu atmen, bis an den Tag unsres Todes, und nur denn barmherzig, sanftmütig und milde zu sein, wenn es uns nichts kostet, wenn wir vom Überflusse oder für den Ruhm wegwerfen und Dank und Ehre davon gewarten; bei jedem rauhen Winde aber abzulassen, bei jeder Verfolgung zu schreien und zu toben, Unrecht mit noch ärgerm Unrecht zu vergelten, den Zorn und die Unterdrückung andrer, wo sie uns im Wege stehen, walten zu lassen — das sind unsre erste und letzte Neigungen, mit uns geboren und mit uns erzogen, durch alle Bedürfnisse, Gelegenheiten und Beispiele von außen genährt. Wohin wir sehen, sehn wir andre darnach handeln; äußere Umstände zwingen uns, unter dem Anschein tausendfältiger guter Zwecke, auch so zu sein und zu handeln, es ist das ganze allgemeine Reich der Welt.

Auch als solches ist's nun freilich ein Reich Gottes, der Grund dieser Neigungen liegt in unsrer Natur, es ist alles eine irdische Schaubühne zu höhern Zwecken. Nur eben auf diese Zwecke kommt's an, und sie sind eben das Reich, worauf Jesus weiset. Die irdische Materie ist da, und die irdische Materie ist gut — zu dem geistigen Edeln nämlich, das daraus gezogen werden soll, und nicht anders werden kann, als durchs Feuer. Und eben das

ist's, worauf Jesus winket. Die Erde, das irdische Reich der Wesen, ist nur der Schauplatz zur Entwicklung des höhern Reichs Gottes.

Lasset uns eine Neigung nehmen, welche wir wollen; als Herrscherin, als Tyrannin ohne Schranken und Maß befolgt, reißt sie uns zum Tier, zum Vieh, zur Erdscholle herunter. Wir dienen nicht andern, sondern uns selbst, was wir auch zu dem Selbst rechnen mögen, wär's auch nur ein Hauch voll Luft, um den wir buhlen. Wollen wir unaufhörlich im Genuß, in sinnlichen Freuden der Phantasie leben, uns allein kennen und lieben, so werden wir weich, lüstern, üppig, unkräftig zu einem guten Willen, zu einer überwindenden Tat; wir stoßen andre von uns weg, es sitzt ein wildes Tier auf dem Throne, das alles um sich zerreißt und doch nie gesättigt ist, sondern in unaufhörlicher Unruhe, in ewigem Hunger und Durst fortschnappet, um weiter zu zerfleischen. Weder also Glückseligkeit dieser Welt und des Innern, wo doch allein Glückseligkeit wohnet, kann damit bestehen; noch weniger kann, wenn unsre Sinne weg sind, unser leergelassener, zerrissener, gieriger und ewig unzubefriedigender Geist Ruhe oder Glückseligkeit in sich fühlen. Der glühende Abgrund, die Hölle, die nimmer befriedigt werden kann und soll, pocht in seinem Herzen.

Sobald also das Menschengeschlecht auf der Stufe der Sinnlichkeit beschlossen war, ward Religion beschlossen, die es auf derselben anfasse, bessere, veredle; die den ganzen Zeitlauf nur zu einem Schauplatz mache, wo Gott durch alle Grade und auf allen Stufen ihm Gelegenheiten, Anlässe, Kräfte darbietet, in ein höheres Reich zu streben, sich selbst zu überwinden, dem Rausch der Sinne und der Freude und Fülle des Jetzt zu entsagen, um am Allgemeinen, am Ewigen, an der Zukunft Geschmack zu finden. Er ließ ein Reich ihm nahe kommen, wo ihm höhere Güter und Freuden gezeigt wurden: sanftmütig, barmherzig, milde, verborgen vor der Welt, reines Herzens, Gott ähnlich zu sein; daran Freude, daran Seligkeit zu finden, wenn man sich selbst für andre überwindet, nicht hat und haben will, sondern gibt, nicht besitzet, sondern verleugnet, nicht hinter sich sieht, sondern vorwärts strebet. Auch die blindeste Vernunft kann sehen, daß, wenn ein Plan Gottes

mit dem menschlichen Geschlecht ist, so ist's dieser; wenn eine Tugend es gibt, die den edlen Namen verdient, so ist's diese; endlich, wenn's eine höhere Seligkeit gibt, die über das Tier reichen und sich nie erschöpfen und ins Unendliche fortstreben soll, so müsse es diese werden. Siehe, da tritt also die Tugend des Christentums auf den Schauplatz: Selbstverleugnung und allgemeine Güte! Und es eröffnet sich zugleich das Himmelreich, was Jesus in all diesen Tugenden ihnen innig und wesentlich, verspricht, nämlich innige Ruhe, Fülle, Trost, Seligkeit, in der Gegenwart, Ähnlichkeit und Anschauung Gottes. Und es eröffnet sich zugleich das Angesicht und die Kraftfülle dieser Tugend und ihrer Belohnung: Jesus Christus, der durch sie allein, durch ihre tiefste Ausübung fürs ganze Menschengeschlecht zur höchsten Stufe der Herrlichkeit und Belohnung stieg, zur Rechte Gottes. . . .

2.

a) . . . Wir sind, meine Christen, immer noch fern von der Gotteseinfalt, Fülle und Wahrheit Jesu, wenn wir das, was Religion ist, nicht auch in der klaren, hellen Weite und Allanwendung fassen. So lange sie uns eine andächtige Menschenfeindin ist, die wir in Tempel, Zellen und Klöster sperren, [und wir] nur in einzeln düstern Stunden und Zeitläuften an Gott denken wollen, wenn wir an sonst nichts denken können, so lange können wir sicher wissen, daß sie nicht ist, was sie sein soll. Die Gottesempfindung Jesu war nichts weniger als solche abgesonderte oder gewohnheitsmäßige Heuchlerin, sie war fortgehender Geist und Saft seines Lebens, es war ihm Speise und Trank, Freude und Ruhe, immer zu tun den Willen des Vaters, immer zu tun, was er den Vater tun sah. Der Geist webt durch alle Evangelisten, durch alle Briefe und Lebensgeschichten seiner Jünger und Apostel: Christentum ist nichts, oder es ist der herrschende, allgemeine Geist im Leben eines Menschen, der keins seiner Worte, Geschäfte, Handlungen verlassen soll, sondern sie alle, im verborgnen Leben mit Christo, Gott widmet. Wie wir keinen Atemzug unsres natürlichen Lebens ohne Gott tun können, ohne die Luft voll Lebensgeistes, die uns

umgibt, so allgemein fortgehend und belebend ist auch der höhere Geist Gottes, der sich mit uns vereint, unser Herz erfüllet, uns als Bilder Gottes, als Ebenbilder Jesu lebendig darstellt und frei und froh und würksam in all ihren Gedanken und Handlungen atmet. Nicht nur im Tempel und in einer Stunde der Andacht werden wir Christen sein wollen, überall, wo Christus Tempel fand, ist auch unser Tempel: Meer und Ufer, Schiff und Land, die verborgne Kammer des Hauses und der Tempel Gottes, der sich oben blau über uns allen und allenthalben wölbet, überall herrsche Gott und Gottes Empfindung. Nicht hie oder da sei Christus, sondern inwendig in uns....

b) ... Es ist in unserm Text gleichsam nur vom Finden und vom Erkennen die Rede. So wahr, so schnell, so innig und tiefwürkend das Finden, das Anerkennen geschieht, so ging's hier mit dem stillen Fortgange des Reichs Jesu. Es brannte, es zündete, es pflanzte sich unmittelbar fort; es würkte wie Magnet, Sonne und alle Kräfte Gottes in der Natur, still, stark, schnell, lebendig.

Schönes aufmunterndes Bild des Fortgangs von allem wahrhaftig Guten, von aller schönen und wahren Tugend! Finden und Anerkennen, gefunden und anerkannt werden ist der ganze schnelle unmittelbare Weg, wie sie würkt. Keines Zwangs und keines Aufdranges darf sie, der ihr überdem so fremde ist: sie würkt, wo und wenn sie erkannt wird, mit stiller, freier göttlicher Macht auf menschliche Herzen und kann ihres Zwecks nicht verfehlen. Hat die Tonkunst Vernunftschlüsse und Demonstration nötig, um gefühlt zu werden? Nein, und wo sie das erst nötig hätte, würkte sie nie! Die höchste Tonkunst und Wohllaut der menschlichen Seele ist Tugend, der höchste Wohlklang der Tugend ist, wo sie sich dem Urquell alles Guten, der höchsten Harmonie und Einfalt nähert, Religion, Gottseligkeit und Unschuld. Wo sie klingt, wo der Klang eine menschliche Seele nur ohne Geräusch auf einem Empfindungspunkte findet — über den Eindruck sei nicht zweifelhaft, sei nicht verlegen, der ist schnell, still, gewiß und lebendig, wie die Kraft des Lichtstrahls, der Schwere, der Bewegung und aller Kräfte, mit denen Gott in der Natur würket. Die Geschichte jenes, der nur

durch die Miene des Weisen im Bilde, durch den Schatten von seinem Antlitze, auf dem alle Größe und Heiterkeit und stille Würde der Tugend schwebte — nur in einem Blicke davon gerührt, alle sein voriges Lasterleben auf einmal verschwor; die Geschichte mehr als eines, dem Christus gleichsam im Bilde erschien, und ihn auf einmal umwandte — wie oft ein Gedanke, ein Spruch, ein Wort Gottes, der Ton eines Liedes diesem, vielleicht nur Vorübergehenden, der gar nicht zu dem Zwecke kam, mit Gotteskraft ans Herz würkte — wie oft ein behorchtes Gebet, eine im Verborgnen gehörte Stimme der Einfalt, Unschuld, Gottseligkeit und der kindlichsten Herzensentschüttung vor Gott, selbst auf den feindseligen Behorcher mehr würkte, als alle Anmahnung und gerad abgezweckte Überlegung — wie endlich insonderheit die starke, aber um so schweigendere Stimme des guten Beispiels mehr sagt und Wunder tut als alles, und wo es nur eine leere, empfindliche Stelle der Natur findet, sie gewiß nicht verfehlet und verfehlen kann: das alles sind noch immer kleine zerstreute Reste, Trümmern und Proben von der Macht der wahren Wahrheit, Gottseligkeit und Tugend, die nur kein Blendwerk, kein Nachmachen, kein kaltes Abzwecken und Außenwesen sein muß, und sie trägt immer einige unwiderstehliche Strahlen der Herrlichkeit Gottes. . . .

Wenn wir uns in Gedanken dieser Art vertiefen, und uns einen solchen unmittelbaren Umgang der Seele Jesu mit seinen Jüngern, und alle Seligkeiten in solcher gemeinschaftlichen Verbindung und Würkung zur Tugend denken — wie aufflammend es auch die Einbildung uns zeige, und Herz und innrer Geist es wahr finde, noch ist's nicht unser Los auf Erden! So mächtig die Tugend und unmittelbar anziehend die vereinte Kraft der Tugend sein müßte, das Gute und die Guten sind hier zerstreut, sind einzelne abgetrennte Geschöpfe, wo sich auch die Besten und Nächsten nur finden und unvollkommen berühren, wo einzelne Bildung und Erziehung und Denkart und Endzwecke den reinen Sonnenstrahl der Wahrheit und Tugend noch immer in Farben brechen — und in der irdischen Scherbe verdunkeln. Aber dort, wo alles nur Flamme und Licht ist, Licht himmlischer Weisheit, Flamme himm-

lischer Tugend und Liebe — man sieht und weiß, wie Flammen zusammenfließen und sich einander mitteilen, ohne zu verlieren; man sieht und weiß, wie der Sonnenstrahl schießt und erleuchtet und wärmt und belebet. Unendlich feinere Anfänge werden wir schon hier gewahr, wie das Licht der Überzeugung, obwohl in so tiefem Schatten würkt, und die Flamme der Liebe sich mitteilet — einst, wenn die Scherben fallen, und alles, was den Gottesstrahl in uns aufhält, bricht und verdunkelt, hin ist — denn wird sich alles in Licht verklären, in gemeinschaftliches Licht, Seligkeit und Wonne. . . .

3.

. . . Welches ist das würdige Bild des Menschen, in welchem wir Gott gefallen können? Man sieht, die Frage wird aus dem vorigen bestimmt, und der Lehrer der Religion, der ein Bote der Gottheit wird, wird also auch ein Lehrer der Menschheit.

Nun sollte man wieder denken, m. Z., daß eben bei dem großen Schein der Wahrheit und der Aufgeklärtheit in unsrer Zeit die Menschheit nicht anders als eine würdige Gestalt, als ein vortreffliches Urbild der Vollkommenheit haben könne, nach dem sie sich bilde. Man sollte denken, daß, da heutiges Tages keine ewigen Völkerwanderungen und Völkerzerstreuungen mehr sind, da sich alle Länder in einer ruhigen Lage von Gleichgerichteten und Stillstand gleichsam festgesetzt haben, und jeder unter seinem Baum und Hütte sicher wohnen, und sich und die seinen bilden kann, so würde auch gewiß die Menschheit eine außerordentlich hohe Stufe von Adel und Schönheit der Seele erlangt haben. Allein leider, daß man bei näherer Untersuchung dies als einen schönen Irrtum finden wird. Wenn wir den Zustand unsrer Menschheit mit andern Jahrhunderten und Völkern vergleichen, so finden wir freilich, daß ein gewisser Geist der feinen Vernünftelei und Zärtlichkeit des Geschmacks ausnehmend zugenommen, daß aber gewisse, und beinahe alle starke und große Seiten der Menschheit außerordentlich geschwächt erscheinen. Man findet, daß zu einer gewissen ausdauernden Stärke der Seele in guten Handlungen wir beinahe

weder Mut noch Kraft haben, ja daß wir überhaupt das Wesen der würdigen Menschheit mehr in eine schöne Schwäche und falsche Demut als in den Geist setzen, der, wie die Bibel es fast zur Hauptpflicht macht, Wahrheit und Würde fühlt. Ich will die vorigen groben Irrtümer von Werkheiligkeit und Aberglauben in der Religion als der besten Lage der Menschheit, wodurch man Gott gefällt, nicht wiederholen, denn das Sinnlose darin leuchtet zu sehr in die Augen; allein wie wenige, auch von denen, die mit bestem Herzen ihre Veredlung gesucht, werden auf dem Punkte sein, zu sich vor ihrem Gott sagen zu können: ich bin so, wie ich vor den Augen meines Schöpfers und Richters sein sollte. Wie wenn jetzt meine Gerichtsstunde schlüge, könnte ich meine Seele eröffnen und in ihrem Abgrunde den ganzen Schatz von Vollkommenheit zeigen, zu dem ich nach den mir anvertrauten Gnaden Gottes hätte gelangen können? Wer von uns könnte das! Wie viel würde dazu gehören auch nur für den Augen eines menschlichen Richters, unserm Gewissen, und wie viel vor dem allwissenden Schöpfer!

Gehören z. E. würde dazu, daß wir keine von unsern Gaben und Talenten verscharrt oder gemißbraucht hätten, die uns Gott gegeben; denn was ist doch unsre ganze Seele, als eine Summe dieser Gaben, als eine Sammlung dieser Talente? und was ist denn die Vollkommenheit, zu der uns die christliche Religion hinaufbilden will, als eben ein freier und vollständiger Gebrauch der Gnaden, die uns Gott verliehen? Nun lassen sich, m. Z., was das Schlimmste ist, da keine Teilungen und Abziehungen machen, alle Kräfte gehören eigentlich zusammen und würken in einer Seele! Ein Pfund kann nicht ohne das andre wiegen, und die ganze Seele gerät natürlich in Unordnung, Trägheit und Untätigkeit, sobald nur eine oder einige Kräfte schlafen. Da werden immer auch die andern sogleich halb tote, lahme und verstümmelte Kräfte, und ein solcher Mensch ist immer in den Augen Gottes ein Ungeheuer, eine mißgebildete Gestalt seiner Schöpfung. Der Elende! er sollte an seiner Seele eine schöne Bildsäule auf den Altar Gottes liefern und siehe da, es ist ein verstümmelter Klotz, ein verstimmtes Instrument mit zerrißnen Saiten. Traurige Situation für einen Menschen alsdenn am Rande

seines Lebens. Da steht nun der unfleißige Knecht vor dem harten Gerichte mit seinem vergrabnen oder übel angewendeten Pfunde und bebt und erwartet strenge Strafe. Da sieht der verlebte Mensch in seinen Busen und findet nichts als Trümmer von übereinander geworfenen Kräften und Neigungen und Begierden, nichts ist in Ordnung und Harmonie, nichts in der natürlichen Würksamkeit, die das wahre Zeichen des Lebens und Gesundheit ist, eine kranke, verfallene Menschheit. Tränen der Reue fließen auf seine verschämten Wangen, sein trübes Auge blickt in das Grab nieder, das er nun vor sich sieht, und in die Ewigkeit hinaus, wo er nun eine so mißgestaltete, verdorbne, zu Lastern und Bosheit, oder wenigstens zu keiner wahren Tugend geübte Seele als eine Gesellschaft mitnehmen muß, die ihn mit ihrem Anblick quält. „Großer Gott, was hätte ich sein können, und was bin ich geworden!"

Was ich hier von den Seelenkräften sage, gilt ebenso sehr von den Neigungen des Herzens, denn auch hier sind Sünden und Laster nichts als Unmäßigkeiten und Unordnungen der Menschheit! Wenn eine Kraft, eine Gewohnheit versäumt ist, so muß natürlich die andre zu lebhaft und stark wiegen, und so werden in der Seele ebensolche häßliche Verzerrungen wie im Gesicht, wenn wir uns an eine unnatürliche Miene zu sehr gewöhnen, so werden böse Neigungen, Affekten, Gewohnheiten, Schande und Laster. Die bösesten Leidenschaften sind ursprünglich immer aus einer an sich guten Wurzel gewachsen; nur da sie so überhand nahmen, sich auf so unrechte Gegenstände verteilten, und andre unterdrückten — so wurden sie ihrer Natur abtrünnig und fremde, sie wurden Gifte in der Seele. Nun ist's, m. Z., recht schauderhaft, wenn man aus besondern Beispielen und Zügen des menschlichen Herzens bemerkt, wie böse man aus einem ursprünglich guten und wie häßlich aus kleinen Anfängen von Ausschweifungen werden könne. Eben die gutgearteten Jünglinge und Charaktere können, wenn sie nicht auf guter Hut sind, um so ärgere Ungeheuer werden; je höher ihre Kraft sie hätte spielen können, desto tiefer und schwerer sind sie gefallen, und man weiß, wie sehr, wenn man schon im Falle ist, sich der Fall und Sturz beschleunigt. Da steht denn nun abermals der Mensch am Ende seines Lebens

mit dem Schuldbuch seiner Tage, und jeder derselben ist in der einmaligen bösen Gewohnheit mit lauter Missetaten gefärbt. Heere von Sünden gehen ihm aus seinem Leben wie dunkle Schatten und Schreckgespenster vorüber und fluchen ihn an und sagen, wir sind dein Werk! Da sieht er mit jeder Sünde den Busenstich, die Wunde, die er sich versetzte, und die ihm in Ewigkeit blutet. Gerechter Gott! das verzweifelnde Geschöpf fällt in die Arme des Richters und muß mit blutender Reue sterben. Entsetzlicher Zustand der Seele.

O welche Wohltat muß es also sein, noch bei besserer Zeit Gelegenheit zu haben, sich in einem Spiegel zu beschauen, ob man die wahre, reine und schöne Gestalt der Menschheit habe. Und eben dieser Spiegel ist ja die Religion Gottes. Da wird's die Hauptflicht des Lehrers, ein Lehrer der Menschheit zu werden, und von allen Seiten, da er kann, die Irrtümer und Verunstaltungen zu zeigen, denen man ausgesetzt ist. Da wird's seine Hauptbeschäftigung, immer zu zeigen, daß das Gute, was Gott fodert, immer Ordnung und Schönheit der Natur, und die Sünde immer Verkehrtheit und Häßlichkeit der Menschheit sei; daß mit jener immer Harmonie und Glückseligkeit, mit dieser immer Mißton und wahres Unglück verknüpft sei, und daß also auf keinem Wege Seligkeit zu erlangen sei, als auf dem Wege der Tugend. Wenn er alsdenn, m. Z., auf solche Weise den Spiegel der Vollkommenheit vorhält, o Freunde, Wahrheit und Rechtschaffenheit reden zu laut, als daß sie sich nicht gleich durch eine innere Anerkennung meldeten. Da findet sich alsdenn in einer redlichen Seele, die es mit sich selbst gut meint und Ernst mit der Vollkommenheit macht, da findet sich alsdenn unerzwungen und unerpreßt jene göttliche Reue ein, die niemand gereut. Der Mensch erkennt so innig und lebhaft, was er versäumt und nicht mehr einholen könne; denn freilich, m. Z., was versäumt ist, läßt sich schon nie mehr einholen. Unser Leben ist im beständigen Fortgange, auf dem kein Zurückspringen möglich ist; unsre Kräfte und Lebensalter sind immer im Wachsen, sie setzen sich voraus und folgen sich einander, und wer das Eine versäumt, kann das Zweite unmöglich so nutzen, als wenn er das Erste gebraucht hätte, auf das

das Zweite folgt. Wir schmeicheln uns zwar mit dem schönen Traum des künftigen Bessermachens; allein es ist nur ein Traum. Jedes Lebensalter hat seine Kräfte, Pflichten, bestimmte Arbeiten, bei denen das Vorhergehende schon vorausgesetzt wird, und die auf das Folgende was voraussetzen; wie kann nun ein Baum Knospen und Blätter und Blüten und Früchte zugleich haben? Und wie kann ein Mensch, der den Frühling seiner Jahre versäumt hat, nun Frühling, Sommer und Winter zugleich genießen und Jüngling, Mann und Greis auf einmal sein! Elender Wahn, der zu nichts erfunden ist, als unsre Trägheit eine Zeitlang zu begünstigen und darnach unsre Reue um desto bittrer zu machen. Da steht alsdenn der spätkluge Verbrecher und sieht das Lebensrad seines Lebens umgelaufen, sieht mit Tränenblick auf seine Jahre und sieht eine Handvoll Asche, einen Totenkranz voll Verwesung, aus dem kein blühender Zweig keimet. Verlorne Stunden, Lebensalter, Gelegenheiten, Zeiten, Tage, Jahre! Verlornes Leben, ein ganzes verlornes Dasein! Großer Gott, das niedrigste Geschöpf unter allen Geschöpfen der Welt, das sein Dasein verwünschen müßte, das wünschen müßte, lieber nicht als so gelebt zu haben. Erlöser der Welt, wenn deine Versöhnung die Schuldflecken aus dem Gewissen weggenommen, wenn dem gebeugten Sünder alsdenn auch nichts bleiben soll, was ihn foltre! o Gott, um so mehr muntre ihn doch alsdenn deine Religion auf zu eilen, und Gott wenigstens noch den Rest seiner Tage und Jahre aufzuopfern. Richter der Welt! ich sollte ein grünender Stamm sein und siehe da, ich bin nur noch ein verdorrtes Reis. Ich suche in meinen Adern eine Feuerflamme des Guten und finde vielleicht nur noch wenige Funken in der toten Asche. Erbarme dich über ein Geschöpf, das um des Verdienstes eines andern willen um Gnade bitten muß. . . .

4.

a) . . . Jeder Mensch hat seine Kräfte, seine Anlagen, sein Maß von Vollkommenheiten und Bestimmung in der Welt, oder wie es Paulus im Text sehr anschaulich und wahr ausdrückt: „Wir sind alle Glieder! alle Glieder haben nicht einerlei Stelle, Zweck, Geschäfte! so

auch wir, jeder seine Gabe nach der Gnade, die ihm gegeben ist." Wir sehen offenbar, wohin also auch alle Einwirkung guter Beispiele und Vorbilder abzwecken müsse, nämlich keinen, als uns selbst, zu uns selbst, auszubilden, zu machen, daß jeder das ist, was er und in der Welt kein andrer als er sein soll. Stellet euch also auch im Guten nicht so blind und bloß andern gleich, sondern verändert euch selbst durch Verneuerung eures Sinnes. Prüft selbst, was für euch sei der gute, der euch zukommende und anständige Gotteswille. Übergebt euch selbst mit einem vernünftigen, für euch zu überlegenden Gottesdienst Gott zum lebendigen Opfer! Das ist die Lehre unsres Texts. Und was sind demnach die Exempel, die guten Bilder? nicht, die uns blind und taub aus uns selbst rücken, sondern die uns nur wecken, die uns zu dem machen, was wir sein sollen und nicht sind. . . .

b) . . . Welcher Tor wollte ein schönes Gefäß zerwerfen, weil ein kleiner Fleck drin ist? und welcher noch größre Tor den andern, seinen Freund, seinen Mitmenschen, seinen Bruder wegwerfen, hassen und verfolgen, mit ihm, wenn er mit ihm zusammen leben muß, täglich in neuer Feindschaft leben, weil er nicht ganz nach seinem Sinne ist? Laß es sein, und laß auch deinen Sinn gut sein; nur du siehst, der Fleck ist dem schönen, zarten Gefäß so fest mitgebildet, daß, um ihn herauszubringen, du das ganze Gefäß zerschlagen mußt — und dann hast du gar kein Gefäß mehr. Dieser Fleck, diese Unähnlichkeit mit dir an deinem Freunde ist so tief in seinem Charakter, ist mit so viel anderm Guten zusammengeschmolzen und festgebildet, daß du, wenn du ihn heraushaben, ihn ganz nach deinem Sinn haben willt, ihn zerschlagen mußt — und dann hast du keinen Freund mehr. Wolle also nicht bessern, was du nicht bessern kannst, übersiehe den Fehler, zwinge dein Beispiel und deinen Sinn nicht in allem auf; der andre kann nicht ganz wie du sein, so wenig er du ist. Es sind mancherlei Glieder und ein Glied dem andern unähnlich, also sind wir viel ein Leib, und müssen uns einander als verschiedene Glieder tragen, oder der ganze Leib geht im Zanke der Glieder

zugrunde. Statt zu murren und zu verachten, sollten wir auch hier lieber die Güte und Weisheit des allgemeinen Vaters der Welt anbeten, daß so viele Glieder das gesunde, wohlgeordnete Ganze eines Körpers, und Menschen von so vielen und vielerlei Gaben das beste Ganze einer Gesellschaft, einer Welt ausmachen können, die ohne diese göttliche Verteilung und Zusammenordnung gewiß zerfallen müßte. Jetzt sind in diesem großen, mannigfaltigen Gemälde viele und vielerlei Abteilungen und Gruppen: *jeder kann sich die seinige, seinen Ort, seine Vorbilder, seine Beispiele und Gefährten des Lebens wählen*; es sind mancherlei Gaben und mancherlei Menschen; nur jeder bessere die seinigen, und *werde, was er sein soll*. . . .

c) . . . Wer glaubt, zu seiner Tugend und menschlichen Glückseligkeit nicht diese und jene Vorstellung so äußerst nötig zu haben, glaubt, daß seine Moralität nicht eben an dieser Wahrheit, an jenem Beweggrunde hangen dörfe, wie? hat der wieder ein Recht, diese Wahrheit, diese Vorstellungsart an andern zu verrufen, zu verspotten und zu verleumden? Wie, Mensch, wenn es auch wahr und aus deinem Herzen dir zugegeben wäre, daß diese und jene Beweggründe *dir* zureichten, um immer edel zu denken und gut zu handeln, bist du denn mit einmal Gesetzgeber, daß sie auch jedem andern, von ganz andrer Denkart und Empfindbarkeit, zureichen sollen und müssen? Wie, wenn sich seine Seele an die frühe Empfindung dieser und jener Wahrheit, deren Stärke *du* nicht einsiehest und fühlest, gewöhnt hätte, daß ihre Tätigkeit gleichsam zusammen verwebt mit dieser Empfindung wäre — entreiße, verhöhne, bestürme du ihr eins, und sie wird mit dem empfindlichsten Schmerz fühlen, daß du ihr eigentlich das andere rauben wollest, daß du ihr die zartesten Fäden ihrer Denkart wegschneiden, ihr in den empfindlichsten Stellen ihres Herzens wüten wollest, daß du ihr die Erquickung und Trost *ihrer* Tugend, die nun einmal nicht die deinige ist, rauben wollest — und, m. Z., hat wohl jemand unter uns dazu Recht? Stört er nicht immer doch *eine ganze Würksamkeit und Glückseligkeit*, das ganze *Triebwerk eines andern Menschen*, das er nicht

stören darf und soll? Wie, wenn wir nicht Richter darüber sein könnten, daß und ob jemand vor seinem Gott ein guter Haushalter, d. i. tugendhaft sei, können wir's richten, aus welchen Gründen, mit welchen Triebfedern er's hätte sein sollen, sein können, und einzig werden müssen? Wir, die wir kaum unsere Seele kennen und ihre Empfindbarkeit und Triebfedern wissen oder in Gewalt haben, wie könnten und dörften wir so ganz die Seele des andern richten, in Absicht auf alles, auf die ganze Summe ihrer Redlichkeit und Würksamkeit, als ewige innere Zeugen des ganzen Lebenslaufs, der ganzen Denkart? — O Mensch, du hast höchstens nach der Uhr außen auf dem Zifferblatte zu sehen: geht sie richtig, zeigt sie treu — dir gnug! Nach welchen Regeln sie gehe, nach welchem Modell ihr Kunstwerk eingerichtet sei, das hat Besitzer und Künstler zu untersuchen. Gott ist's allein, der den Rat des Herzens offenbaret. . . .

d) . . . Auch solche warme Rausche zum Guten sind vielleicht nicht gut, sie machen zu bald müde. Der Geist Jesu, der Selbstverleugnung und Liebe Gottes ist kein Geist der Furcht noch der ängstlichen Gesetzlichkeit, sondern der Freiheit und Freude. Die ganze Selbstverleugnung muß aus himmlischen Gesinnungen kommen, und dann wird sie angenehm und leicht, mit wie vielem Kampf sie auch errungen werde. Denn auch noch die Apostel fühlten und trugen die sterbliche Hülle bis zur Auflösung; je mehr aber das Bild Gottes und Jesu, das nichts als allgemeine Güte wie das Sonnenlicht ist, in uns lebt, desto mehr verschwinden die irdischen Gestalten, und wir sehen und suchen nun in uns und in allen das Bild Gottes und Jesu, das ewig dauert. Dadurch wird unsterblich unsre Seele; das ist, es wird ihr nicht bewiesen, sondern sie fühlt's mit jeder zu Gottes Ebenbilde zugebildeten, von der Erde abgezogenen Gesinnung, die notwendig in uns, sowie in Gott und in allen ewig bleiben muß. Der Geist Gottes schreibt die Unsterblichkeit ins Herz, oder (auch das drückt's nicht einmal aus) das Leben Gottes und Jesu ist das ewige Leben. Was nicht zu diesem Leben gebildet ist, kann dort so wenig eingehen, als daß ein Stein oder eine Kugel zur Sonne fliege. Mit allen Kräften fort-

getrieben, macht er einen Bogen und fällt zur Erde zurück. Aber Licht und Flamme, Erkenntnis Gottes durch Übung der Liebe steigt auf und sammlet sich zur Herrlichkeit Jesu. — Zwang, eine rasche Erschütterung kann dies nicht machen, sondern fortgehende sanfte, aber warme und lichthelle Reinigung aller unsrer Handlungen und besten Neigungen im Bilde Gottes und Jesu. Dies ist keine schwere Untersuchung, sondern es wirkt wieder wie ein Lichtstrahl, gerade, schnell, hell und belebend. Jeder Mensch hat ein Bild in sich, was er sein und werden soll; so lange er das noch nicht ist, ist noch Unfriede in seinen Gebeinen; er ist jetzt so, jetzt anders, widerspricht sich tausendmal in einer Stunde, wird von Phantasie und Sinnen, oder wie die Bibel sagt, von Lüsten und Begierden getrieben: der eine helle, sanfte Ton ist noch nicht da, in den alle seine Glieder und Kräfte wie eine wohlgestimmte Laute tönen sollen, und der Ton soll bleiben und Ewigkeit und Liebe Gottes tönen! . . . Laß alle Menschen jeden unter seiner Hülle von Eindrücken Wahrheit und Recht suchen: sie suchen alle Wahrheit und Recht, jeder auf seine Weise, die wie das Klima und die Erde verschieden ist und sein muß; die Resultate sind aber freilich nach allen Graden und Gradationen dieselbe. Laß nun den Gott aller Menschen dafür sorgen, wie er sie stelle, ich strebe auf meiner Stelle und habe noch viel zu streben. Recht und Wahrheit ist überall auf der Erde so ein Ding, als das Sonnenlicht eins, obgleich in jedem Klima durch eine Wärme desselben so verschiedene Tiere und Pflanzen leben. — Unter uns haben die beiden Geschlechter einen ganz anderen Bau, ganz andere Pflichten und Fehler, und doch gibt's bei beiden nur eine Tugend, die in jene Welt übergeht, wo wir weder Mann noch Weib sein werden, sondern sind wie die Engel Gottes im Himmel, die den Willen Gottes tun in Wirksamkeit und Liebe. Zu dem Himmel müssen wir uns alle unter allen Gestalten hier gewöhnen, und denn sind wir vor Gott nicht mehr Mann und Weib, so wenig eine Christa zum Vorbilde hat erscheinen dürfen; das sind nur Hüllen für unsre Erde. . . .

e) . . . Wenn eine Gesellschaft gemeinschaftlicher Diener, an einem Worte Gottes, sich auch hier über ge-

meinschaftliche Pflicht vereinten, diese offenbare Lücken zu füllen! Dieser hat Predigergaben, jener glaubt sie zu haben, und hat keine beßre: er predige! Ein anderer, jetzt da das Predigerpanier allgemein aufgesteckt ist, ein elender Prediger, für leere Stühle; aber ohne die Einkleidung ein guter Schriftausleger würde er sein — eine Gabe, die mancher dem Talente der Hauptprediger vorziehen dörfte. Er lege Wort Gottes aus, ohne daß er seine Gabe in ein schlechtes Rednerschweißtuch hülle. Ein dritter ein Kinderlehrer, und Geschichterzähler im hohen Verstande des Worts! Heil ihm, er wird Wort Gottes erhalten, Glaubenslehre dahin zurückbringen, wo und wie sie erwuchs: er wird, wie der Menschenfreund Johannes, für alle Alter alles werden — ein edler Evangelist! Der eine hat gleichsam mehr Sinn für den Gott in der Natur, seine Kenntnisse und Lieblingsneigungen gehn dahin — das ist sein Amt; ein anderer für den Gott der Wundergeschichte und der Offenbarung Jesu: einer Licht, der andere Wärme — wer ist Paulus? wer ist Apollo? hat er nicht etliche gesetzt zu Evangelisten, Hirten, Weissagern, nach dem Mancherlei ihrer Gaben? Und warum denn eine Form und eine Art, in die Form zu gießen? Und was wäre für unsre Zeiten nötiger, als die mancherlei klare Verteilung des Tagewerks? Und für die, so dienen am Worte, so erfreulich, für die Gemeine, deren jedes seinen Mann und Stunde fände, so angenehm und nützlich! Und brauchte bloß stille brüderliche Verabredung, wie ich mich dergleichen wenigstens ähnlicher Versuche hie und dort schon erinnere. Eigenliebe macht die Bahne enge, allgemeine Liebe machet sie weit, trägt Höhen ab und füllet Täler, daß alles dem Herrn sich bücke, und so viel möglich, kein Platz der Religion, Offenbarung und Menschenbildung sein Ödes behalte durch unsre Schuld!

5.

Gott offenbarte sich dem Menschengeschlechte zu mancher Zeit und auf mancherlei Weise; so viel ich aber sehe, waren seine Offenbarungen nicht immer und fast nie moralische Diskurse, Vorträge, Predigten, die

Pflicht oder Thema auf der Nadelspitze mit sich führten. Samenkörner waren's, die, auf mancherlei Weise verhüllt und gesäet, viel in sich hielten, was erst ein Zeitverlauf und oft ein großer Zeitlauf entwickeln sollte: aus dem Verfolge entwickelnder Zeiten besteht die Bibel. . . .

Bei Kindern wächst aller Unterricht aus Erfahrung und Geschichte: jene öffnet Aug und Sinn, diese Ohr und Gedanken: der Religionsunterricht tue also beides. Was ein Kind faßt, ist nur Tatsache, lernt's also im Leben den guten Gott in der Natur und in jeder Lebensbeziehung, die sich für sein zartes Alter öffnet, fühlen und schmecken, wird Gottesfurcht von Kind an sein Eden, wie Tugend die Ordnung seiner Gesundheit und Freude; was nun die Stimme der Eltern, mit Göttlichkeit des Ansehns fast, hinzu tun kann, ist allein Geschichte. Gott hat das Menschengeschlecht im Großen würklich so entwickelt, wie sich die Kräfte eines einzelnen Kindes entwickeln. Glauben und Gehorsam, Liebe und Hoffnung sind (ob wohl nicht in unsrer philosophischen Erziehung) die ersten Tugenden, die in ihm geweckt werden müssen, und die lebenslang alles führen und tragen: das Wunderbare und Feierliche der Erzählung gibt dem Gemälde eben so viel Licht, helle Farbe und gleichsam heroisch Riesenhaftes, als es haben muß, das Auge der Kinder zu wecken. — Kurz, Geschichte der Religion so unbewiesen, grob und simpel sie scheinen, trotz aller philosophischen Katechismusprobleme für Unmündige, wird sie ihnen das erste, liebste, einzige Bildungsbuch bleiben, aus dem sich nachher im Leben, wie viel entwickelt! Ausgerißne Wortblumen, Moralkränze und Wahrheitbündel verschmäht die einfältigere, ganze, lebendere Kindheit!

Wie in den Wissenschaften Geschichte der Natur, so also hier Geschichte der Religion Kindes erste Bibel. — Glaubenslehre, Kasuistik, theologische Moral, alles! — Wer ein Kind bloß für das Jahr erziehen, das ist, wie unsre Kinderlehrer sagen, sich zu ihm herablassen, oder wer's gar auf einmal zu sich erheben, das ist, eine ganze Religion ihm philosophisch eingreisen will, der tue es — ich nicht mit. Ein Mittel,

seine Seele aufs tiefste zu nähren, und auf ewig, nur allmählich, aber mit allen Kräften sie zu erweitern, die Einbildung fängt an sich aufzuhellen, das Urteil, noch geschloßne geruchvolle Knospe, vorzubrechen, Neigungen gehn wie Sprossen aus dem Samenkorn der zarten Pflanze allmählich auseinander: die kleine Menschheit entwickelt sich an Kräften, wie im Verhalte der Glieder — und siehe! so das große Vehikulum der Bildung, Geschichte der Religion. Nun sondern sich in ihm Züge und Gruppen; Reden, Begriffe, allgemeine Wahrheiten steigen von selbst in die Höhe, und da's auf ein bloß Exempelbuch süßlicher Tugendvorbilder nicht angesehen war, sondern auf ganze Entwicklung der Menschenkräfte durch Offenbarung Gottes — wie leicht und kräftevoll wächst der schöne Körper mit Gliedern und Jahren! Nun wird allmählich simple Dogmatik, Moral u. f., aber nie Dogmatik den moralischen Lehrsätzen etwa auf den Schweif gehänget, oder jene aus der ganzen Geschichte nur erpresset — aus einem lebenden Samenkorne der Tatsache, der Geschichte, das ganze schöne Gewächs Gottes! Sein Boden ist Offenbarung, sein inniger Saft und Kraft ist — Glaube!

In diesem Wachstume geht ein Prediger mit seiner Gemeine fort. Jede Pflicht und Lehre noch immer aus dem heiligen Boden erwachsen, im Verhalte der großen Offenbarung, die höher ist als Menschenvernunft oder als das aufgezählte Kunstwerk augenblicklicher Beweggründe und Pflichten. Er stärkt den ganzen Menschen, sowohl die sinnlichen, nur glaubende, auf Autorität beruhende, dunkle, aber so lebhafte und würksame Kräfte, auf die alles im Leben ankömmt, als das kleine deutliche Fassungsvermögen, das natürlich nur in sehr milden bedachtsamen Situationen würken kann. Wort Gottes nährt und erweitert, trägt und stärkt die ganze Seele. Glaube, Hoffnung und Liebe sind eben so wohl Kräfte, und edle, würkende Kräfte, als das Kunstwerk, klare Vernunft. Nicht sehn und doch glauben, doch würken müssen, gehört eben so wohl zum Lose des Menschen in diesem Leben, und zwar zum schwerern Teile seines Loses, als würken zu wollen wo und wie weit man sieht, mit Gott, sich selbst,

und allem Gewürme der Erde nur moralisieren. Der Mensch wächst aus einer sinnlichen Kindheit auf, aus der er den Samen all seiner Kräfte hernimmt — seine Bildung werde diesem Fortgange ähnlich! Er bleibt aber auch sein Leben lang Kind einer höhern Macht: was er in, an und um sich erkennet, ist immer das Unendlichwenigere gegen das, was vor, um und hinter ihm im dunkeln Spiegel schwimmt — es ist also nur Trug oder Kurzsichtigkeit, diesen Umfang nicht erkennen, ahnden zu wollen, nur auf dem einen hellen Punkte der Nadelspitze zu verharren, und — ihn als das Ganze unsers Systems von Wissen und Tun zu preisen. Ich bin nur, wo ich jetzt bin, auf einem sichtbar gewordnen, eingeschloßnen, verdämmerten Punkte. Vor und hinter mich her geht eine große Kette, in die alle meine Kräfte streben; ich müßte ungemein gelähmt sein, wenn ich nicht zu beiden Seiten hin blicke und mich hin bilde, wo Gott mir Aussicht gewährt: Religion in eigentlichster Bedeutung, nach Inhalt, Zweck und Vortrage, also der einige Schatz für alle Kräfte der Menschheit! in jedem Umfange, jeder Entwicklung, und für ihre ganze Existenz hinaus. . . .

Erläuterungen.

Vorbemerkung. Bei den im Text weggelassenen Stellen wird, wenn sie unwesentlich sind, nur die Seiten- oder Zeilenzahl (S.; Z., Zn.) (nach der Ausgabe Suphans) genannt; sind sie beträchtlicher, so wird der Inhalt kurz angedeutet.

Zu Ia.

Vgl. Su. 5, 1—156; Vorbericht dazu 7, XIff.; Anmerkungen 7, 715ff.

S. 1, Z. 11 Philoktet der Held des gleichnamigen Dramas von Sophokles, das Herder sehr liebt, vgl. Su. 3, S. 13, auch 5, 552. In Bückeburg versucht er ein eigenes Drama über ihn, vgl. Su. 28, S. 69 und Haym I, 478.

2, 22: 8 Zeilen. 3, 9: 10 Zn. 3, 26: 9 Zn. 3, 41: 4 Zn.

4, 5: S. 9—17. 1. Häufigkeit der Empfindungstöne in den ältesten und den wilden Sprachen (9 f.). 2. Gegen Süßmilch, der aus der geringen Zahl der für die Sprachen notwendigen Buchstaben eine weise Anordnung und den göttlichen Ursprung der Sprache geschlossen hatte. Herder: die Buchstaben sind in Wirklichkeit nicht fähig, die Töne und Laute der Sprache annähernd zu bezeichnen (10—14). 3. Die Empfindungstöne wecken ihrerseits wieder Gefühle bei den Hörern (15—17).

4, 26: S. 18—26. 1. Gegen Condillac, der unmittelbar aus den Empfindungstönen den Ursprung der Sprache ableitet; dann gegen die ungenügende Behandlung der Frage durch Rousseau, Maupertuis, Diodor, Vitruv (18—22). 2. Je größer und mannigfaltiger der Lebenskreis eines Tieres, desto schwächer und zerteilter seine Fähigkeiten und Triebe, desto notwendiger eine Art Sprache: wie viel notwendiger noch für den hilflos in einen unendlichen Lebenskreis hineingebornen Menschen! Dabei gegen des Reimarus „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere“ von 1760 (22—26).

6, 38: S. 29—31. Noch einmal gegenüber der Aufklärung Zusammenhang der Vernunft mit der Natur des Menschen betont.

7, 38: S. 32—34. Gegen Rousseau, der die kindliche Vernunft nur als potentiell (reflexion en puissance), nicht als wirksam betrachtet.

8, 7 ff. Doch vgl. unten S. 69, 38 f.

11, 8: S. 38—47. Auseinandersetzung über die vorgetragene Theorie mit Süßmilch und Rousseau.

11, 11. Cheselden, ein englischer Chirurg († 1752), der 1729 einem Blinden den Star operierte und über seine Beobachtungen an ihm einen Bericht veröffentlichte. Vgl. Su. 8, 84. 659 f.; 4, 50.
12, 25: S. 50—52. Beziehung auf 1. Mos. 2, 19 f. Gegen Süßmilch.
13, 13. Vgl. die Fabel genauer Su. 6, S. 216.
14, 11: S. 54—56. Gegen Süßmilch.
14, 12. Vgl. die Ausführung darüber in den Fragmenten (Su. 1, 151 ff.; 2, 72 ff.); gebildet hat Herder seine Auffassung an Blackwell (Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers) und besonders Hamann (Schriften II, 258: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts"). Vgl. Haym I, 139 f.
16, 5. Gemeint ist Brown. Vgl. Su. 8, S. 337. 671.
16, 22. Horaz, Sat. I, 4, 62.
16, 32: 21 Zn. 18, 3: 8 Zn. 18, 32: 3 Zn.
21, 11. Pope, An Essay on Man I v. 200.
23, 19: S. 69—89. Ein Blick auf die wirklichen Sprachen zeigt, daß sie diesem Aufriß entsprechen.
24, 26: 13 Zn. 24, 30: 10 Zn. 25, 7: 11 Zn. 30, 2: 14 Zn.
30, 15. „Für der andern" entweder nach Zeit und Rang (in der 2. Ausg. von 1788: „vor" statt „für") oder = für die andern (was dem Zusammenhang am besten entspricht).
30, 40: S. 104—11. Gegen Süßmilch. Das Streben, in dem Bau der Sprache absichtsvolle Anordnung zu erkennen, ist eine Eintragung blasser Abstraktionen in das lebendige Werden.
31, 37: 9 Zn.
32, 26. Philoktet, vgl. zu 1, 11.
33, 19: 5 Zn. 34, 32: 17 Zn.
36, 16: S. 120—22. Gegen Rousseau und Süßmilch.
39, 26: S. 127—29. Gegen Zweifel an der ursprünglichen Einheit der Menschheit und der Sprache.
39, 40. Hobbes betont die Selbstsucht des Menschen; der Urzustand ist ihm der Krieg aller gegen alle.
45, 13: S. 136—39. Wie bei 39, 26.
47, 16. Rotbemalt nach Klopstocks „Hermanns Schlacht" (1769).
47, 32 f. „Keltische" verbessert 1788 in „Deutsche". Ursprünglich teilte Herder den Irrtum der Zeit, daß die Kelten unsere Vorfahren seien.
48, 25: S. 144—46. Wissenschaftliche (bessere Erklärung der Schwierigkeiten), biblische (1. Mos. 219 f.) und religiöse (Anthropomorphismus) Gründe gegen den göttlichen Ursprung der Sprache.

Zu Ib.

Vgl. Su. 8, 165—235 (236—333 auch die beiden früheren Entwürfe von 1774 und 1775 abgedruckt). Vorbericht 8, VIII f., XI f. Anmerkungen 8, 666 ff.
50, 28. Empedokles (Diog. Laert. 8, 76).
51, 14: 5 Zn.
52, 17. Stamen ist der alten Webersprache entnommen: Grundfaden für das Gewebe.
53, 16 f. Ilias 1, 103 f.

58, 39. Vgl. zu 52, 17.
54, 31: 21 Zn. 59, 40: 10 Zn.
60, 2. Elementa physiologiae corporis humani. 1757—66.
60, 8. Pygmalion, König von Cypern, hatte eine Elfenbeinstatue von einer Jungfrau verfertigt; auf seine Bitte belebte Aphrodite das Bild, das nun Gemahlin des Königs wurde.
60, 9: S. 180—84. Beispiele für die 3 Wege, beim 3. besonders Shakespeare.
62, 4: 3 Zn.
62, 16. Burke, Untersuchung über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen (1756, deutsch von Garve 1773).
62, 21 f. Geschah in der „Plastik" 1778. Vgl. Su. 8, S. 1 ff.
63, 6. Dabei verweist Herder auf Sulzers Abhandlung vom Denken und Empfinden (vermischte phil. Schriften VII und Hist. de l'Acad. Royale de Berlin, T. XIX, p. 407—20).
68, 39: S. 188 f. Beispiele für die Verschiedenheit, besonders aus Dichtern.
64, 19: S. 189 f. Beispiele (Pascal, „der Riesenmann").
65, 38: 3 Zn. 66, 14: 6 Zn.
66, 6: 1. Kor. 2, 14. 66, 33: Psalm 104, 4.
67, 19: 7 Zn.
67, 39 f. Phaed. p. 73—75.
69, 15: S. 195 f. Gegen die Isolierung einzelner Seelenkräfte.
69, 38 f. Die „vorige Meinung" vgl. „Ursprung der Sprache", oben S. 8.
73, 28. In *περὶ τόπων*.
73, 29 f. Nach Ezech. 1.
74, 15: 4 Zn. 74, 37: 2. Kor. 3, 17.
75, 2. Archimedes: *δός μοι ποῦ στῶ καὶ κινῶ τὰν γᾶν* (Simplicius, Phys. p. 424a).
75, 24: 3 Zn. 76, 1: 10 Zn.
77, 7: 14 Zn. 77, 22: 5 Zn. 77, 35: 6 Zn. 77, 39: 7 Zn.
78, 10. Fab. Aes. 98 (Halm). Lafontaine, Fables L. 5. F. 9.
78, 12: S. 211—13. Gegen äußere Besserungsversuche ohne innere Umbildung (soll die vernünftelnde Aufklärung treffen).
78, 26: S. 213 f. Gegen die Betonung des „allgemeinen Menschenverstandes".
78, 40: S. 214 f. Schon Vererbung, Erziehung, Gewöhnung prägen uns die Vorliebe für bloßes Spekulieren und Sentimentalisieren ein.
79, 8: S. 216. Landleute und Wilde erkennen und empfinden gesünder als wir.
79, 29. Astraea, Tochter des Zeus und der Themis, Göttin der Gerechtigkeit, kehrt im ehernen Zeitalter von der Erde zum Himmel zurück. Ov. Met. 1, 150.
80, 8: S. 217—19. Gegen die Sucht der Zeit, zu spekulieren und zu abstrahieren, die Schuld trägt am Verfall der deutschen Philosophie.
81, 33 ff. Vgl. das schöne, in jener Zeit einzigartige Jesusbild, das Herder im 15. Provinzialblatt (1774) gegeben hatte (Su. 7, 307—12). Vgl. Erläuterung zu 172, 2 ff.
81, 36. Joh. 3, 19.

82, 5. Vgl. die Erläuterungen zum Neuen Testament (1775), Su. 7, S. 459.
82, 15. Über Genie und die damalige Deutung des Begriffs vgl. schon Su. 5, S. 285 f., später 22, S. 197 f.
82, 16: S. 222. Besonders satirisch gegen die platte Auffassung des Genies durch „Helvetius seel.“ († 1771).
82, 17. Vergl. das grammatische Gespräch „Der 2. Wettstreit“ (Berl. Archiv der Zeit und ihres Geschmacks 1796, B. 2, S. 9—11); woher Herder es damals wußte, ist unbekannt.
82, 20. Anmerkung von Herder selbst: genius, ingenium, indoles, vis animae, character haben in allen Sprachen diese Bedeutung.
82, 32. Bellerophon, ein griechischer Sagenheld, erhielt von den Göttern das unsterbliche Flügelroß Pegasos, mit dem er große Taten verrichtete, das ihn aber herabschleuderte, als er auf den Olymp reiten wollte.
83, 6: S. 223—25. Gegen Geniesucht; gesunde Harmonie der Kräfte betont.
84, 15: 12 Zn.
84, 31. Nach eigener Erfahrung, vgl. z. B. Su. 29, S. 249 f.
85, 17: S. 228—38. Gegen Frühreife und Abstraktion.
85, 38 f. Thomasius wirkte gegen die Hexenprozesse.
86, 5 f. Shakespeares Hamlet Akt 3, Sz. 1.

Zu IIa.

Der ganze Aufsatz steht Su. 5, 475—594. Vorbericht 5, XXVI f. Anmerkungen 5, 730. Es sind im Text 5 Stücke abgedruckt, die ersten 3 als Beispiele für Herders Behandlung geschichtlicher Perioden und Persönlichkeiten, die andern 2 als Zeugnisse seiner geschichtsphilosophischen Grundsätze; letztere 2 haben bei Herder keinen unmittelbaren Zusammenhang, sind aber hier unter einer gemeinsamen Überschrift zusammengeordnet. Die Überschriften sind vom Herausgeber hinzugesetzt.

87, 5 bis 88, 8 aus Su. 5, S. 491 f. Über Winckelmanns Auffassung der ägyptischen Kunst vgl. schon die Fragmente Su. 2, S. 128 ff.
87, 6 ff. Auch Shaftesbury will nach Herder „alles zu sehr nach griechischem Urbilde modeln“ (Su. 5, 490).
88, 9 bis 90, 24 aus 5, 514—16.
90, 25 bis 100, 29 aus 5, 519—29.
94, 34 f. Herder verweist in einer Anmerkung auf Hurd, lettr. on chivalery.
100, 30 bis 102, 10 aus 5, 531—33.
102, 11 bis 104, 27 aus 5, 511—13.
102, 38. Das 2. „Wörter“ ist wohl falsch; Suphan möchte dafür einsetzen: Werke oder Sachen oder Facta.
103, 11 f. Anmerkung von Herder selbst: Der gute, ehrliche Montagne fing an; der Dialektiker Bayle, ein Räsonneur, dessen Widersprüche nach Artikeln seiner Gedankenform, des Diktionärs, Crousaz und Leibniz gewiß nicht haben vergüten können, würkte aufs Jahrhundert weiter. Und dann die neuern Philosophen, Allanzweifler mit eigenen kühnsten Behauptungen,

Voltaire, Hume, selbst die Diderots — es ist das große Jahrhundert des Zweifelns und Wellenerregens.
104, 28 bis 106, 38 aus 5, 565—67.
104, 34. Schlaube, norddeutsch für Fruchthülse, bei Herder oft.

Zu IIb.

Was den ersten 10 Büchern angehört, ist entnommen aus der Suphanschen Ausgabe, B. 13; es ist im Text S. 107—113, 24; 116, 20—148, 14. Was den letzten, bei Suphan noch immer fehlenden 10 Büchern angehört, ist der Urausgabe (III. B. 1787; IV. B. 1791) entnommen und verglichen mit dem Druck bei Hempel (Düntzer; 11. und 12. Teil), in Kürschners National-Literatur (Kühnemann; B. 77), im Bibliographischen Institut (Matthias; 4. B.); es ist im Text S. 113, 25 bis 115, 8; 148, 15—176. Der nicht ausgeführte Plan des 21.—25. Buches ist abgedruckt aus Hempel, 12. Teil, S. 189f. (Düntzer): im Text S. 115, 9 bis 116, 18.

107, 3 bis 110, 36. Die wichtigsten Stellen aus Su. 13, 3—11.
107, 4. Vorher 17 Zn.: Hinweis auf „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" von 1774 (vgl. oben 87—106).
107, 19: 14 Zn. 108, 10: Su. 13, 5f. 108, 25: 5 Zn.
109, 25: Su. 13, 8f. 109, 34: 6 Zn. 110, 23: 13 Zn.
108, 13: „solche Humanität" bezieht sich auf die fehlende Stelle: innere Teilnahme.
110, 38 bis 112, 9: vgl. Su. 13, 202f.
112, 10 bis 113, 24: vgl. Su. 13, 440f.
114, 30f. Düntzer, Matthias schreiben statt „Fortpflanzung": „Fortgang".
115, 26. Bei Herder steht, wohl versehentlich, Arelet.
116, 21 bis 126, 5: Su. 13, 154—65.
117, 31. Androgyne = Mannweib.
119, 39: „nicht unverkennbar" ist ein Versehen Herders; wohl „nicht unerkennbar".
120, 13. Hiob 39, 15. 17.
121, 25ff. Matth. 7, 12.
122, 34. Gemeint ist Sokrates. Vgl. 13. Buch der Ideen, 5. Kap., 4. Absatz, wo freilich dieser Ruhm des Sokrates historisch eingeschränkt wird.
126, 7 bis 129, 8: Su. 13, 167—70.
129, 14 bis 132, 26: Su. 13, 172—76.
129, 19. Philosophische Richtungen, vor allem des 17. Jahrhunderts, dachten alle Teile des Organismus schon im Ei oder Samen vorgebildet; Leibniz verwertete diese Präformationstheorie im Sinn seiner Monadologie (Theod. I. Vorr. § 28).
130, 9. Epigenesis hieß die der Präformationslehre entgegengesetzte Meinung, daß der Keim sich erst während seiner Entwicklung allmählich organisiere (K. Fr. Wolff).
132, 27 bis 133, 20: S. 177f.
133, 21—37: Su. 13, 181.
133, 38 bis 134, 16: Su. 13, 200f.

133, 38. Subjekt ist die Erde.
134, 18 bis 143, 4: Su. 13, 343—53.
143, 5 bis 148, 14: Su. 13, 387—95. Weggelassen 143, 20: 5 Zn.
146, 32: 10 Zn. 146, 33: 3 Zn. 146, 39: 5 Zn. 147, 18: Su. 13, 393 f.
148, 16 bis 152, 41: Urausgabe III. B., 121—30.
151, 12: 14 Zn. 151, 23: 3 Zn. 152, 15: 3 Zn. 152, 28: 20 Zn.
153, 2 bis 160, 2: Urausgabe III. B., 210—220.
153, 2. „Dieser Erdstrich“: Griechenland.
153, 36 f. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Griechen war erst durch Winckelmann seit ca. 30 Jahren stärker belebt worden; erst durch den Einfluß Herders, Lessings, Goethes, Schillers und der Romantik kam sie zur Blüte.
154, 15: d. h. nach Susa 490 v. Chr.
154, 22. Vgl. Odyssee, 5. (Kalypso) und 6.—13. Gesang (Alkinous, König der Phäaken).
155, 24. Alexander wollte den Achill an Ruhm übertreffen.
156, 13 f. Die Griechen führten ihre älteste Kultur teilweise auf ägyptische Einwanderer zurück (Kekrops, Danaos); dagegen wurde Ägypten (Alexandria) später ein Mittelpunkt des griechischen Geisteslebens.
156, 14 f. Die Griechen, die unter Alexander nach Baktrien (Hochasien, am Paropamisus) kamen, verbreiteten die Kenntnis der griechischen Sprache, die dann nach 400 Jahren die christliche Verkündigung erleichterte.
156, 26 f. Die Handschriften des Arist. sollen von seinen Erben verwahrlost und in einem Keller versteckt worden sein, so daß sie erst nach 130 Jahren wieder ans Tageslicht kamen.
156, 29 f. Chrysostomus, berühmter Prediger und Bischof von Konstantinopel († im Exil 407) war zugleich in griechischer Bildung aufgewachsen.
156, 35 f. Herschel beobachtete damals mit seinem riesigen Teleskop die Milchstraße und andere Sternhaufen, zerlegte und gruppierte sie; Strata sind Schichten. Die große Teilnahme Herders an seinen Entdeckungen zeigt sich auch 197, 41.
156, 40. „Unsterblich“ besonders durch Herodots Schilderungen (4. Buch seiner „Geschichten“).
158, 7. Aristophanes dichtete Komödien.
158, 32. Mit der Urausgabe, Kühnemann und Matthias „Sokrates“; Düntzer liest abweichend von der Urausgabe „Sophokles“.
160, 2: 6 Zn.
160, 4 bis 166, 10: Urausgabe, III. B., 317—30.
160, 4: 315—17 weggelassen. (2 Beispiele, wie die „eingepflanzten göttlichen Kräfte“ aus dem Chaos allmählich Ordnung schaffen).
162, 37 ff. Geschrieben kurz vor den Kriegen Napoleons!
164, 10 f. Noch im selben Jahre (1787) gingen die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen den Negerhandel vor und bildete sich in England eine Gesellschaft zu diesem Zwecke.
164, 23: 14 Zn.
165, 19: 326 f. Beispiele.
165, 22: 327 f. Beispiele.
166, 11 bis 171, 41: Urausgabe, III. B., 344—56.

168, 32. Anspielung auf Platos zehntausendjährige Weltperiode, innerhalb deren die Seele zu ihrer Läuterung durch Menschen- und Tierleiber wandert (Phädon).
168, 40: 23 Zn.
169, 28: 350—52. Rasche Ausbreitung der Kultur durch Künste und Erfindungen.
170, 10. Epizykloide bedeutet hier einfach Radkreiskurve.
171, 2. Er rettete durch kräftige Maßregeln die Einheit Chinas; um das Streben der Großen nach Wiedereinführung der alten Verfassung der historischen Stütze zu berauben, ließ er die alten Geschichtswerke verbrennen.
172, 2 bis 173, 26: Urausgabe, IV. B., 51—53 (nicht aus dem I. Abschnitt des 17. Buches selbst, sondern eine Art Einleitung zum Ganzen 17. Buche). — Sachlich vgl. dazu das reichere Jesusbild, das Herder 1774 gegeben hatte (s. Erläuterung zu 81, 33 ff.).
172, 37. „Menschen Gottes" nach 1. Tim. 6, 11; 2. Tim. 3, 17.
173, 17—19. Dieser Gegensatz in der Aufklärung und bei Lessing; von Herder früher (in Bückeburg) bekämpft, dann selbst angenommen und festgehalten (vgl. Su. B. 20, 152).
173, 28 bis 175, 22: Urausgabe, IV. B., 267—70.
174, 37 f. Matthias: „wohl Herderscher Ausdruck für eine der vielen Bußübungen der Trappisten, zu deren Gelübden auch das des Schweigens gehörte." Doch ist der Trappistenorden selbst erst 1664 gegründet worden, kann also hier kaum gemeint sein.
175, 11. Rußland.
175, 19. Renaissance und Reformation; Eroberung von Granada 1492.
175, 24 bis 176, 40: Urausgabe, IV. B., 337—40.

Zu III a.

Vgl. Su. 16, 401—572. Schlußbericht dazu 16, 624—26. Anmerkungen 16, 630. Da nur die 1. Ausgabe von 1787 abgedruckt ist (vgl. Einleitung), so fehlt Su. 16, 405—12 (Vorrede und Inhaltsangabe zur 2. Ausgabe von 1800).

178, 2. Herder plant also ein Werk, das Weisheit, Macht und Güte als Grundregel nicht nur der Geschichte, sondern auch der Natur erweist (vgl. auch 207, 16). Die Adrastea, die er später wirklich schrieb (seit 1801), handelt vielmehr wesentlich von der Geschichte und Literatur der Neuzeit.
179, 4. Gemeint ist Bayles „Dictionnaire historique et critique", 2 Bde., 1695/97.
179, 6: 2 Zn. 179, 15: 18 Zn. 179, 31: 3 Zn.
179, 41 f. Gemeint ist entweder das Schicksal Christi in seiner Familie und Heimat (z. B. Mc. 3, 21; Matth. 13, 54 ff.) oder Stellen wie Matth. 10, 34 ff.
180, 39: 8 Zn. 181, 15: 4 Zn. 182, 6: 10 Zn.
182, 12. Joh. Colerus, Leben des Spinoza. Frankf. 1733. — Colerus ist ein evangelischer Pastor.
182, 16: 11 Zn.
185, 10. B. d. S. opera posthuma (Hagae Com.) 1677.

185, 14. Tractatus de intellectus emendatione (opera posthuma, p. 356). Vgl. auch Philos. Bibliothek, B. 95, S. 2—7. Die Vorrede der Herausgeber bittet um Verzeihung, „wenn in dem Aufsatz manches dunkel und roh erscheine"; er sei nicht vollendet.
189, 9. Spinoza selbst sagt davon in seinem Briefwechsel: quem ego cuidam iuveni, quem meas opiniones aperte docere nolebam, antehac dictaveram.
190, 15: Su. 16, 433—37. Th. teilt dem Phil. die Ode des als Atheist verbrannten Vanini „Deo" mit. Vgl. 202, 37 ff.
190, 29 v. Ethic. p. 49 schol. et epist. 21. 39. 40. 49 etc.
190, 35: 3 Zn. 190, 39: 9 Zn.
193, 19—27. Aus A. v. Haller, Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, S. 57, 313 ff. (ed. Hirzel).
195, 38: Su. 16, 449 f. Die Ausdehnung als Attribut Gottes bei Spinoza durch ihre Verbindung mit dem mathematischen Raum weniger gefährlich.
196, 10: 3 Zn. 196, 23: 6 Zn. 197, 6: 2 Zn. 197, 26 f.: 7 Zn.
197, 41. Herschel. Vgl. 156, 35 f. und Erläuterung dazu.
198, 6. Zitat aus Hennings Philosophischen Versuchen (Kopenhagen 1779), Ode über Gott.
199, 5: 15 Zn. 199, 14: 2 Zn. 200, 33: 8 Zn. 202, 27 f.: 7 Zn.
202, 35. Vgl. zu 190, 15.
203, 24—27: Apostelgesch. 17, 28. Röm. 11, 36.
203, 28—30: Sirach 43, 29.
203, 31 ff. Sadi, ein persischer ethisch-didaktischer Dichter, † 1291.
205, 14. In einem Aufsatz „Nemesis, ein lehrendes Sinnbild" (Zerstreute Blätter, 2. Sammlung, IV) hatte Herder schon 1785 ähnliche Gedanken ausführlich dargestellt.
205, 38. Das „Neue Organon" 1764, „Anlage zur Architektonik" 1771.
206, 7 f.: 9 Zn. 206, 15: 22 Zn. 207, 16: Vgl. zu 178, 2.
207, 30 f.: 5 Zn. 208, 1: 1 Z. 208, 26: 7 Zn.
208, 32: Su. 16, 476—78. Gott ist bei Spinoza nicht nur ein Sammelname für alle Verstandes- und Denkkräfte.
210, 26: Su. 16, 481—83. Zitat aus der poetischen Theodicee des J. P. Uz (1768); dann wieder aus Haller (s. zu 193, 19), auch als religiös unzureichend beurteilt.
210, 36: 27 Zn.
210, 41 f. Herder verweist dabei auf Œuvres Philosophiques de L., publ. p. Raspe. Amst. 1765.
211, 28: 7 Zn. 212, 24: 1 Z.
214, 4: 16, 490 f. Weiter gegen Eindeutung kleinlicher Absichten Gottes in die Natur.
215, 25: 12 Zn. 215, 29: 10 Zn.
215, 26. Jacobi, Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn. Breslau 1785 (Vgl. zu 220, 24 f.).
216, 2: 2 Zn. 216, 18: 6 Zn.
216, 2—4. 25 f.: Jacobi, p. 12.
217, 21. „Lutheraner" bezieht sich nicht auf die Kirche Luthers, die sehr bald den freien Willen in gewissem Maße zuließ oder behauptete, sondern auf die persönliche Ansicht Luthers (de servo arbitrio, oben 74). Die Katholiken bekämpften mit Erasmus

seinen Determinismus; daher die harten Ausdrücke des Reichstages zu Augsburg, die Lessing erwähnt. — Die Stelle steht in Jacobis Buch, S. 19.

217, 39 f.: 9 Zn. 218, 1 ff.: Jacobis Buch, S. 19 f.

219, 28—30: Jacobi, S. 20. 220, 3: 12 Zn.

220, 4—18: Jacobi 22. 220, 20: Su. 16, 505—7.

220, 24 f. Jacobi hatte wenige Monate vor Lessings Tode (1781) aus dessen Munde sein Bekenntnis zu Spinoza gehört, es brieflich an Mendelssohn mitgeteilt, aber erst bei der Nachricht von dessen „Morgenstunden" in der oben (zu 215, 26) genannten Schrift veröffentlicht.

221, 8. „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes", I. T., Berlin 1785.

221, 11—15: Jacobis Buch, 170. 72. 221, 27 f., ebenda 172.

222, 3: 3 Zn.

223, 24: Su. 16, 514 f. Philolaos trägt einen Hymnus Ewalds v. Kleist über Gottes Herrlichkeit vor.

223, 25 f. Vgl. 202 f.

223, 31 f. Hieb auf Kants Kritik der reinen Vernunft (1781).

226, 30: Su. 16, 520—22. Die Begriffe, auch Ursache und Wirkung, lassen sich nur aus der Erfahrung des gesunden Verstandes schöpfen, nicht abgesehen davon demonstrieren (gegen Kant).

227, 1: 8 Zn.

227, 9: Su. 16, 523—26. Spinoza schöpft nicht aus der jüdisch-mittelalterlichen Kabbala.

227, 18 f.: Jacobis Buch, S. 34 f. 227, 37 f.: 14 Zn.

228, 18—43. A. v. Haller, Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit; p. 151 f. (ed. Hirzel).

229, 11: 2 Zn.

229, 13: Su. 16, 530 f. Hymnus auf Gott aus Gleims Halladat III.

229, 17: 9 Zn. 229, 20: 1 Z. 229, 35: 2 Zn. 229, 39: 1 Z.

230, 18: Su. 16, 534—36. Der praktische Wert der Erkenntnis, erläutert an den Begriffen der Notwendigkeit und Pflicht.

230, 36: 536—40. Weiter über das Nichts und über Gott als Quell des Daseins.

232, 18: 20 Zn. 232, 41: 11 Zn. 234, 23: 6 Zn. 234, 30: 11 Zn.

235, 15: 17 Zn. 235, 31 f.: 16 Zn. 235, 40: 7 Zn. 236, 12: 1 Z.

238, 11: 4 Zn. 241, 1: 4 Zn. 241, 4: 4 Zn. 241, 26 f.: 3 Zn.

242, 22. Herder verweist für solche Naturgesetze, besonders für die „Affinität und Verähnlichung der Wesen" auf Karl von Dalbergs (des aufgeklärten katholischen Kirchenfürsten) „Betrachtungen über das Universum" (Erfurt 1777).

242, 24: 21 Zn. 243, 10: 7 Zn. 244, 19: 14 Zn. 244, 24: 2 Zn.

244, 38. Über die Palingenesie hat Herder mit Bezug auf Lessing in der 6. Sammlung der Zerstreuten Blätter (1797, Su. 16, 341 ff.) einen schönen besonderen Aufsatz geschrieben.

245, 41: 2 Zn.

247, 22: Su. 16, 571 f. gegen philosophische Schulsysteme d. h. nochmals ohne Nennung gegen Kant.

Zu III b.

Aus Su., B. 29. — Nr. 1 und 2 ist von Herder selbst nicht veröffentlicht worden.

248, 2 bis 250, 37 vgl. Su. 29, 364—68. Weggelassen 249, 6: 6 Zn. und 249, 18: 21 Zn. Gedichtet in Bückeburg 1772, mitgeteilt an seine Braut (vgl. Haym I, 525 f.) und die Gräfin Maria. Die Überschrift zeigt den Einfluß Shakespeares.

250, 39 bis 252, 14 aus Su. 29, 443 f. Ein Stück aus dem langen Gedicht (29, 437—46), das Herder 1778 als poetische Parallele zur Ältesten Urkunde (daher auch schon Su. 6, 188 ff.) gedichtet hat. Es beschreibt das allmähliche, immer klarere Hervortreten der Schöpfungswerke aus dem weichenden Dunkel der Nacht (daher der Untertitel: „Ein Morgengesang"), zunächst bis zu den Tieren. Aber auch Elefant, Löwe und Adler können das Ziel der Schöpfung nicht sein, weil sie weder Selbst- noch Gottesgefühl besitzen. Hier setzt das abgedruckte Stück ein. Der Schluß zeigt ziemlich unklar, wie der Mensch den alles erfüllenden Gott überall erfaßt, ganz aber nur in „dem Mittler, Schöpfer, Pfleger" Jesus Christus.

251, 34 feint: indem er alles liebend anschaut, verfeint er sich (also durch eine Art Einfühlung oder Anpassung entwickelt er sich weiter).

252, 15—32 aus Su. 29, 157 f., 161. Gedruckt zuerst in Schillers Musenalmanach für 1796.

252, 34 bis 257, 23 aus Su. 29, 131—44. Weggelassen 253, 33 f.: 3 Zn.; 254, 27: 5 Zn.; 255, 13: 4 Zn.; 256, 32 f.: 8 Zn.; 257, 12: 63 Zn. (29, 141—44: Das Selbst ist das wahrhaft Echte und Gute am Menschen). Beide, sich inhaltlich ergänzende Stücke entstammen der 6. Sammlung der Zerstreuten Blätter von 1797.

254, 29. Das Reich der Genien poetisch für das der Geister oder Kräfte.

254, 38. Leim hier = Lehm.

256, 4. Publius Decius Mus opferte sich 340 v. Chr. in der Schlacht am Vesuv dem Tode, um den Römern den Sieg über die Latiner zu verschaffen. Sein gleichnamiger Sohn tat 295 v. Chr. dasselbe bei Sentinum (gegen Italiker und Gallier).

257, 14. Amarant (= unverwelklich; unser Tausendschön) war bei den Alten eine Blume der Trauer und des treuen Gedenkens.

Zum Anhang.

258, 4 bis 260, 17. Vgl. Su. 31, 328—30. Aus einer Predigt des Jahres 1774 über die Seligpreisungen (Matth. 5, 1—12).

260, 19 bis 261, 12. Vgl. Su. 31, 400 f. Aus einer Predigt von 1775 über Luk. 5, 1—11.

261, 13 bis 263, 11. Vgl. Su. 31, 317—20; bei 262, 25 fehlen 10 Zeilen. Aus einer Predigt von 1774 über die „stille Größe Jesu" (Joh. 1, 35—51; eine der schönsten und charakteristischsten Predigten Herders).

266, 18 bis 267, 33. Vgl. Su. 31, 158—63. Aus der Antrittspredigt in Bückeburg 1771 über Joh. 16, 23—30.
267, 35 bis 268, 17. Vgl. Su. 31, 186. Aus einer Predigt von 1772 über „Schranken und Mißlichkeiten bei Nachahmung auch guter Beispiele und Vorbilder“ (Röm. 12, 1—6).
268, 18 bis 269, 14. Vgl. Su. 31, 191 f. Aus der eben genannten Predigt.
269, 15 bis 270, 17. Vgl. Su. 31, 371 f. Aus einer Predigt von 1774 „Von Urteilen über andre“ (1. Kor. 4, 1—6).
270, 18 bis 271, 38. Aus dem einzigen erhaltenen Briefe an die Gräfin Maria von Bückeburg. Vgl. Erinnerungen aus dem Leben Herders (v. Karoline Herder; 1820), I. B., 374 f., 377 f.
271, 39 bis 272, 34. Vgl. Su. 7, 275 f. Aus dem 9. Provinzialblatt (1774).
272, 36 bis 275, 22. Vgl. Su. 7, 242—45; 273, 6 fehlen 6 Zn. Die 1. Hälfte des 4. Provinzialblatts (1774).

Verzeichnis

der in dem Buche genannten Namen.

(Ausgeschlossen sind solche, die nur in dem Inhaltsverzeichnis der „Ideen", S. 110—16, oder nur in Einleitung und Erläuterungen vorkommen.)

Verzeichnis wichtiger Begriffe und Sachen.

(Die Kürzungen erklären sich selbst; Rel. = Religion; > bedeutet: im Gegensatz zu. — Ferner vgl. die Bemerkung in Nr. 4 der Einleitung.)

B.

F.

G.

H.

N.

O.

T.

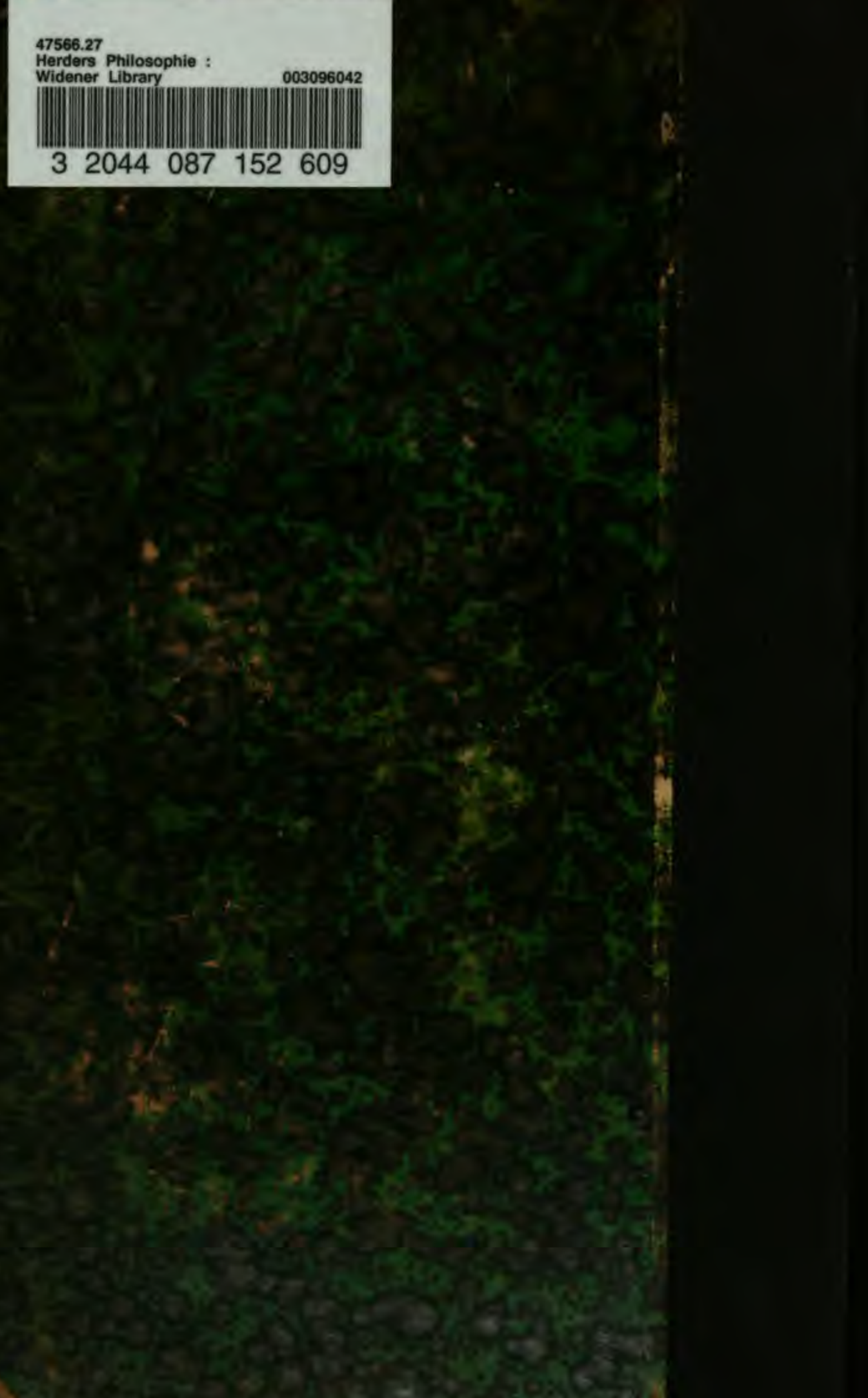
U.

V.

W.

Druckfehler.

S. 71, Z. 16: kommen.
S. 82, Z. 20: gegeben, weder.
S. 110, Z. 36: die Punkte zu streichen.
S. 110, Z. 18: *qualitates occultas*.
S. 137, Z. 8: Bedürfnissen.
S. 217, Z. 17: anthropopathisch.
S. 222, Z. 7: die Anführungsstriche zu streichen.
S. 227, Z. 24. 27: die Anführungsstriche zu streichen.


47566.27
Herders Philosophie :
Widener Library
003096042
3 2044 087 152 609